
3 1761 07144268 5

Wanderungen

durch die

nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens.

Wanderungen

durch die

nordöstlichen und centralen

Provinzen Spaniens.

Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1850

von

Dr. Moritz Willkomm,
Privatdocenten an der Universität zu Leipzig.

Erster Theil.



Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1852.


LIBRARY
NOV 12 1975
UNIVERSITY OF TORONTO

Seinem werthen Freunde,

Herrn

Friedrich von Gülich,

Secretär des Königl. Preuß. Generalconsulats zu Barcelona,

widmet dieses Buch

zur Erinnerung an so manche mit Ihm in Madrid
verlebte heitre wie trübe Stunde

Der Verfasser.

Vorwort.

Die wohlwollende Aufnahme und anerkennende Beurtheilung, deren sich die Schilderung meiner ersten Reise in Spanien bei dem gebildeten Publicum zu erfreuen gehabt hat, veranlassen mich, auch die Beschreibung meiner zweiten, im Jahre 1850 nach jenem Lande unternommenen Reise der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich fühle mich gewissermaaßen dazu verpflichtet, nachdem ich die Bemerkung gemacht habe, daß fast alle deutschen Reisenden, welche Spanien besuchen, sich meines ersten Reisewerks als Führer und Rathgeber bedienen. Das offene, für mich höchst ehrenvolle Geständniß so manches Reisenden, welcher nach dem Erscheinen meines ersten Werkes Spanien besucht hat, daß meine Schilderungen getreu und wahr seien, daß er Land und Volk ebenso gefunden habe, wie ich es dort beschrieb, lassen mich hoffen, daß spätere Reisende und Alle, die Spanien kennen lernen wollen, auch dieses zweite Werk, welches mit derselben Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit abgefaßt worden ist, zu ihrem Führer wählen werden. Dasselbe ergänzt mein erstes wesentlich, da ich während meiner zweiten Reise meistentheils ganz andere Gegenden Spaniens durchwandert habe, als während meiner ersten, und mich dieselbe

trotz ihrer blos neunmonatlichen Dauer ein viel größeres Stück der Halbinsel kennen lehrte, als mein erster, zweijähriger Aufenthalt in jenem Lande. Der Zweck meiner zweiten Reise war derselbe, wie bei meiner ersten. Als ich dieselbe antrat, da gedachte ich abermals volle zwei Jahre im fernen Westen Europa's zu verweilen, und nicht nur ganz Spanien, sondern auch Portugal und die Balearen zu durchstreifen; – allein das Schicksal wollte es anders! Schon im October war mein eigenes Vermögen erschöpft, auf dessen Kosten ich die Reise im festen Vertrauen auf die Zusicherung von nahmhaften Unterstützungen, die mir von vielen Personen gemacht worden waren, unternommen hatte; und da jene Personen, deren Namen ich aus Schonung verschweigen will, nicht daran dachten, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten gegen mich zu erfüllen: so mußte ich mich entschließen, auf halbem Wege stehen zu bleiben und bei Einbruch des Winters in die nordische Heimath zurückzukehren, nachdem mir zuvor auch die Erinnerungen an diese verunglückte Reise durch die plötzliche Nachricht von dem Tode eines von mir in der fernen Heimath zurückgelassenen, mir unendlich theuren Wesens auf immer vergiftet worden waren! — Mögen diese Bemerkungen die ernste Stimmung, die hier und da meine Schilderungen, besonders im zweiten Theile, durchweht, bei meinen Lesern entschuldigen. —

Leipzig, im Juli 1852.

M. W.

Inhalt zum ersten Theile.

Wanderungen

durch die

nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Die Landes. Bayonne. Die spanische Gränze.

Die alle Entfernungen aufhebende Gewalt des Dampfes hatte mich in wenigen Tagen von den eichenbedeckten Ufern der Pleiße an die rebenreichen Gestade der Garonne gebracht. Es war eigentlich meine Absicht gewesen, von Bordeaux aus zur See nach einem Hafen der cantabrischen Küste zu gehen; da aber die Dampfböte, welche von Havre de Grace nach Santander und um die Halbinsel herum bis Cadix fahren, bei Bordeaux nicht anlegen und auch kein Segelschiff in der Garonne vor Anker lag, welches nach der nordspanischen Küste bestimmt gewesen wäre: so mußte ich mich entschließen, meine Reise auch fernerhin zu Lande fortzusetzen. Trotzdem, daß Bayonne auf der Route liegt, welche die Metropolen Frankreichs und Spaniens mit einander verbindet, pflegt doch blos über den andern Tag eine Diligence dahin abzugehen, weshalb ich die Hauptstadt der Gironde

erst am Morgen des 26. April verlassen konnte. Ich hatte blos drei Reisegefährten, nämlich zwei Herren und eine junge Frau, wie es schien, eine Fermière aus der Gegend von Bayonne. Da ich mit denselben wenig verkehren konnte, indem die Frau und der eine der beiden Herren blos das in jener Gegend gewöhnliche, für jeden Fremden unverständliche Patois zu sprechen beliebten und der andere Herr gar nicht sprach, so hatte ich hinlänglich Muße, mir die Gegenden, durch welche uns die Diligence in raschem Lauf hindurchführte, genau zu betrachten. Bis Langon, einem dicht an der Garonne gelegenen Städtchen von freundlicher Bauart, ist die Landschaft höchst anmuthig. Die prächtige Chaussee läuft fortwährend zwischen wohlgepflegten Weingärten, freundlichen Bauernhäusern und stattlichen, von schönen Parkanlagen umkränzten Villen unweit des linken Ufers der Garonne hin, deren breiter Spiegel dann und wann seeartig aus dem jungen Grün der Laubgehölze hervorblinkte, welche ihre Ufer einfassen. Links, gegen Osten, begränzt eine jenseits der Garonne sich erhebende Hügelreihe, die wegen der vielen Schlösser, Winzerhäuschen, Villen, Weingärten und Gebüschen, welche ihren Abhang schmücken, einen sehr malerischen Anblick darbietet, die Aussicht in geringer Entfernung, während man rechts weit in das ebene, hier fast gänzlich mit Weinreben bedeckte, Land hineinsieht.

Es war ein ziemlich schöner Morgen. Die Sonne, von Zeit zu Zeit durch das Gewölk brechend, warf herrliche Schlaglichter auf die fetten Saaten und die brennend rothen Kleefelder*) des Garonnethales, und vergoldete das junge Laub der Eichen, welche hier den vorherrschenden Baum der Parkanlagen bilden. Nächst ihnen ist in dieser Gegend der Judenbaum**) sehr beliebt, der daselbst so groß wie unsere Roßkastanie wird und eben mit Tausenden seiner schönen rosenrothen Schmetterlingsblumen, die sich eher entwickeln als seine nierenförmigen Blätter, über und über besät war. Neben diesem schönen Baume bemerkt man häufig riesige Gesträuche des Kirschlorbeer***), dessen große, immergrüne und glänzende Blätter jenen Gärten ein sehr südliches Aussehen verleihen. Ich glaubte mich an die Ufer der Rhone und des Genfersee versetzt, wo dieses Gewächs alle Gärten schmückt und auch die Judenbäume nicht selten sind. Trotz dieses südlichen Anstriches der Landschaft war die Vegetation weit weniger vorgeschritten, als ich erwartet hätte. Während im Jahre 1846 zu derselben Zeit die Eichen=

*) Man baut nämlich dort, wie überhaupt im ganzen südlichen Frankreich, nicht unsern Wiesenklee, sondern den rothen Klee (Trifolium incarnatum L.), den man bei uns nur als Zierpflanze in den Gärten zu sehen gewöhnt ist.

**) Cercis Siliquastrum L.

***) Prunus Laurocerasus L.

gehölze um Bordeaux völlig belaubt waren, die Weinstöcke bereits grünten und die Aepfelbäume fast verblüht hatten, fingen diesmal die zuletzt genannten Bäume erst zu blühen an; die Eichen besaßen noch sehr wenig entwickelte Blätter und die Weinreben waren noch ganz kahl. Der lange und rauhe Nachwinter, welcher zu Ostern 1850 die heimathlichen Fluren unter Schneemassen begrub, hatte sich bis in das südliche Frankreich erstreckt und diese in jenen Breiten auffallende Verzögerung in dem Aufblühen der Pflanzenwelt hervorgebracht. Erst um Bayonne prangte die Landschaft im vollsten Schmucke des Frühlings.

In Langon, wo wir kurze Zeit rasteten, um das déjeuner einzunehmen, verläßt die Straße die Thalebene der Garonne und biegt in eine hügliche, fast gänzlich mit Weinpflanzungen bedeckte Gegend ein, welche sich bis nach der Stadt Bazas, einem der bedeutendsten Orte des Girondedepartements, erstreckt. Mit Nadelholz bewaldete Hügel dicht hinter der Stadt kündigten die Landes an, die wir auch wirklich gleich nach Ueberschreitung jener Höhen betraten. Man versteht unter dem Namen „Landes" bekanntlich die ungeheueren Nadelwaldungen und Haidestrecken, welche die zwischen dem welligen Gelände des Garonnethals, der Meeresküste und dem den Fuß der Pyrenäen umgürtenden Hügellande befindliche Tiefebene, einen Raum von nahe an

150 geographischen Quadratmeilen, fast gänzlich überziehen. Der entweder sandige oder morastige Boden stellt dem Ackerbaue große Schwierigkeiten entgegen, weshalb diese endlosen Niederungen nur sehr spärlich bewohnt sind. Nichtsdestoweniger war die Straße, welche fast schnurgerade von einem Orte zum andern durch die Haide gelegt ist, äußerst lebhaft. Der Haupterwerbszweig der Bewohner der Landes ist nämlich der Holzhandel, und daher die Chaussee fortwährend von Arbeitern, die nach den Holzschlägen gehen oder von dort herkommen, sowie von Lastwagen bedeckt, welche rohe und behauene Baumstämme, Balken, Bretter und Brennholz nach Bordeaux und Bayonne schaffen, von wo aus besonders das Bauholz ins Innere von Frankreich und schiffsladungenweise nach den Häfen Spaniens, Portugals und Südfrankreichs verführt wird*). Gewöhnlich sind es plumpe, zweirädrige, breitspurige Karren, die man zum Transport verwendet. Jeder ist mit zwei Ochsen bespannt, welche den Karren mit dem Kopfe ziehen müssen, indem ihre Hörner mit starken Riemen an einen Querbalken angeschnallt sind, der an der Spitze der Deichsel befestigt ist und dem Ochsen auf dem Nacken liegt. Ueber diesen Querbalken pflegen die Bewohner der Landes ein lang-

*) In Spanien ist das Bauholz der Landes und überhaupt das vom Norden her importirte Bauholz unter dem Namen „madera de Flandes“, flandrisches Bauholz, bekannt.

wolliges, sehr häufig indigblau gefärbtes Schaaffell zu binden, welches die Köpfe der Ochsen bis an die Augen verhüllt. Auch war gewöhnlich jeder Ochse mit einem großen grauen oder grau und weiß, wohl auch blau und weiß gestreiften Tuche von grober Leinwand bedeckt, welches fast den ganzen Körper verhüllte. Wahrscheinlich thun dies die Fuhrleute, um ihre Thiere gegen die Bremsen und andere stechende Insecten zu schützen, die in jenen harzigen Wäldern sehr häufig sein mögen. Der Fuhrmann geht stets vor dem Karren voraus und errinnert die trägen Thiere durch Stechen mittelst einer zugespitzten lanzenartigen Stange, mit der er sie auch zu lenken weiß, von Zeit zu Zeit an ihre Pflicht. Diese Sitte, sowie die ganze Art und Weise der Bespannung ist auch in Spanien bei den Ochsenfuhrwerken gebräuchlich und wohl erst aus jenem Lande nach Frankreich herübergekommen. Ueberhaupt sehen die Bewohner der Landes schon halb spanisch oder richtiger baskisch aus, was auch nicht Wunder nehmen darf, da die meisten ihrer Abstammung nach Basken sind. Besonders erinnert die Tracht der Männer daran, daß man sich nicht mehr fern von der Gränze Spaniens befindet. Fast Alle tragen die baskische Mütze, welche man schon um Bordeaux häufiger bemerkt, als den in den übrigen Gegenden Frankreichs beliebten grauen Filzhut. Auch die blaue Bluse, die gewöhnliche Tracht des französischen Arbeiters und Landmannes, fängt, je

tiefer man in die Landes eindringt, mehr und mehr zu verschwinden an, denn die Meisten der Bewohner tragen kurze Jacken von grobem dunkelfarbigem Tuche. Bei Einzelnen bemerkte ich bereits die rothe spanische Schärpe. Nur die Fußbekleidung ist bei Allen noch französisch. Alles, Männer, Frauen und Kinder, trägt nämlich unförmliche Holzschuhe, ein Schuhwerk, welches in ganz Frankreich unter den niederen Ständen beliebt zu sein scheint. Die Tracht der Frauen ist von der im übrigen Frankreich gebräuchlichen nur in so fern verschieden, als die Frauen der Landes anstatt der großen, oft abenteuerlich geformten Hauben, welche in den meisten Departements mode sind, sich eines baumwollenen oder seidenen Tuches von schwarzer Farbe bedienen, das sie turbanartig um den Hinterkopf winden. Diese Sitte habe ich auch in den baskischen Provinzen, besonders bei den Frauen der Mittelklassen, häufig bemerkt; nur pflegt das Kopftuch der Baskinnen nicht schwarz, sondern bunt, meist von sehr grellen Farben zu sein. Die Frauen der Landes sind gewöhnlich recht hübsch; besonders zeichnen sie sich gleich denen von Languedoc durch reiches schwarzes Haar, große dunkle Augen, weißen Teint, schlanken Wuchs und volle Formen aus.

Die Diligencen folgen gegenwärtig der Chaussee über Mont-de-Marsan, welche erst in neuester Zeit gebaut worden ist. Diese macht zwar einen bedeutenden Umweg,

ist aber für Fuhrwerk der alten Straße vorzuziehen, weil sie durch consistenteres Terrain führt und größere Ortschaften berührt, als jene. Die alte, fast schnurgerade durch die Landes gelegte Straße läuft nämlich in der Nähe der Küste hin, wo das Land fast überall aus Morastniederungen besteht und daher nur sehr wenige und kleine Ortschaften vorhanden sind. Der Boden ist dort so schlammig, daß die Häuser auf Pfählen ruhen und die Bewohner genöthigt sind, auf Stelzen zu gehen. Ich bedauere aufrichtig, dieses Stelzenvolk nicht kennen gelernt zu haben. Auch zwischen Bazas und Mont-de-Marsan, und noch mehr zwischen letzterer Stadt und Bayonne, trifft man mehrmals auf große sumpfige Niederungen und Moorbrüche, welche mit niedrigem Gesträuch, verschiedenen Haidearten und Genisten*) bedeckt sind und von fern gleich den Haidestrecken des nördlichen Deutschlands, bräunlich oder röthlich gefärbt erscheinen. Diese braunen Haideflächen, aus deren düsterem Schooße hier und da der Spiegel eines Teiches hervorschimmert, mit ihrem eigenthümlichen Naturleben, welches die zahllosen um die bunten Blumen schwirrenden Insecten und

*) Die vorherrschende Haideart scheint Erica multiflora L. zu sein. Außerdem kommen, so weit ich vom Wagen aus bestimmen konnte, E. Tetralix L., E. cinerea L., E. scoparia L. und Calluna vulgaris Salisb. vor. Von Genisten sah ich Genista hispanica L., Ulex europaeus L. und einen Sarothamnus (vielleicht S. cantabricus mihi?).

die um die Teiche herumfliegenden Wasservögel entwickeln, machen in der stillen, sie rings umschließenden Waldeinsamkeit einen eigenthümlichen Eindruck. Die Straße besteht in solchen Mooren häufig aus puren Knüppeldämmen. Die Wälder der Landes sind hauptsächlich aus einer auch in Spanien verbreiteten Kieferart*) zusammengesetzt, welche bis 6 Zoll lange Nadeln und 4 bis 5 Zoll lange quirlförmig gestaltete Zapfen besitzt und viel größer wird, als unsere gemeine Kiefer. Dieser schöne Baum zeichnet sich durch großen Harzreichthum aus und wird deshalb zur Gewinnung des Peches und des Terpentinöls benutzt, welche hier im Großen betrieben zu werden scheint. Wenigstens waren fast alle Bäume, so weit ich sehen konnte, angehauen; auch bemerkte ich mitten im Walde niedrige, aus rohen über einander gelegten Baumstämmen oder aus Rasenstücken verfertigte Hütten, welche wahrscheinlich zur Pechsiederei dienen. Von Zeit zu Zeit kamen wir bei großen Holzschlägen vorbei, wo enorme Massen von Bauholz, Brennholz und Reisig aufgestapelt lagen. Alte Holzschläge, wo die Baumstümpfe ausgerodet oder verfault sind, pflegen mit kurzem Graswuchs bedeckt zu sein. An solchen Stellen weideten nicht selten große Heerden langwolliger, den spanischen Merinos

---

*) Pinus Pinaster Ait. var. obtusisquama Boiss. (P. maritima Lamk.)

nicht unähnlicher, Schaafe unter der Aufsicht gebräunter Hirten und bissiger halbwilder Hunde.

Zwischen Bazas und der kleinen Stadt Roquefort, nach welcher wir um 5 Uhr Nachmittags gelangten, d. h. auf einer Strecke von 6 geographischen Meilen, kommt man blos durch zwei kleine, ziemlich ärmlich aussehende Flecken, Namens Captieux und les Traverses. In beiden standen noch Freiheitsbäume, an deren Spitzen vom Winde und Wetter gebleichte und zerfetzte Tricolore flatterten. Als ich neun Monate später wieder dahin kam, waren dieselben verschwunden. Außer diesen beiden Ortschaften liegt hier und da ein einsames Gehöft, eine Schenke oder Schmiede an oder in der Nähe der Straße mitten im Walde, gewöhnlich im Schatten großer Eichen*), die noch völlig entblättert waren. Roquefort überrascht außerordentlich. Die Stadt liegt nämlich an beiden Ufern der Midouze, eines in dem benachbarten Gers-Departement entspringenden Flusses, welcher sich eine tiefe Schlucht durch das hier hügliche aus Kreide bestehende Land gegraben hat. Eine hochgewölbte Brücke von fünf Bogen, welche kühn über den zwischen Kreidefelsen schäumenden Fluß gespannt ist, verbindet die beiden sehr uneben gelegenen Stadttheile mit einander. Reiche Vegetation schmückt die Abhänge der

*) Wahrscheinlich Quercus Tozza P.

felsigen, waldbedeckten Hügel und freundliche, von Obstbäumen beschattete Gartenhäuser ruhen im grünen Wiesenschooße des anmuthigen Thales an den Ufern des ziemlich breiten und klaren Flusses. Man erwartet diese liebliche, fast romantisch zu nennende Landschaft gar nicht in den tiefen Einöden der Landes; auch entschwand sie bald, gleich einem Nebelbilde, unsern Augen; denn kaum hatte die Diligence die Hügelreihe überstiegen, welche das rechte Ufer der Midouze umsäumt, so nahmen uns auch die Landes wieder in ihre dunkeln Wälder und braune Haiden auf. Es war bereits 7 Uhr vorüber, als die Diligence in die belebten Gassen von Mont-de-Marsan, der Hauptstadt des Departements der Landes, hineinrollte, woselbst wir eine halbe Stunde rasteten, um zu speisen. Wir durften jedoch nicht eher die Wünsche unseres Magens, dessen Geduld diesen Tag hart auf die Probe gestellt worden war, befriedigen, als bis wir uns bei den Gensdarmen, welche den Wagen umdrängten, durch Vorzeigung unserer Pässe gehörig legitimirt hatten. Ich muß gestehen, daß mich diese Polizeimaaßregel in der „Republik" Frankreich unangenehm berührte, da mich in den Jahren 1844 und 1846, also zur Zeit des Königthums, wo ich ebenfalls durch Frankreich reiste, nach Ueberschreitung der Gränze kein Mensch irgendwo nach dem Passe gefragt hatte, und schien mir diese mit ziemlicher Strenge und eben nicht mit französischer Artigkeit

ausgeführte Paßrevision nicht recht mit der über dem Thore des Hôtel de Ville befindlichen Inschrift: „République Française. Liberté, égalité, fraternité“ übereinzustimmen, eine Ueberschrift, welche damals in jedem Dorfe zu sehen und in Paris an alle Straßenecken und öffentlichen Gebäude angeschmiert war, wahrscheinlich, damit die Leute sich selbst überreden sollten, sie hätten wirklich eine Republik! In Bayonne wiederholte sich das Inquiriren der Gensdarmen, und ich merkte dann, daß diese anmuthige Sitte in allen Departementshauptstädten und Festungen eingeführt worden sei, seitdem Frankreich das beneidenswerthe Glück besaß, eine Republik zu heißen und einen Bonaparte zu seinem Präsidenten zu haben! —

Mont-de-Marsan, eine ziemlich große, auf dem linken Ufer der hier schiffbar werdenden Midouze gelegene Stadt mit vielen stattlichen Gebäuden, ist von einem breiten Gürtel fruchtbaren, von Obstbäumen wimmelnden Gartenlandes umringt. Gleich dahinter beginnt aber die Haide wieder mit ihren düstern Wäldern und moorigen Niederungen. Ich hatte nachgerade die Landes satt, und würde mich, da ich im Wagen nicht schlafen kann, stark gelangweilt haben, hätte ich jetzt nicht einen redelustigen Gesellschafter gehabt. Der bisher so sehr schweigsame Herr erwies sich nämlich während des Diners in Mont-de-Marsan als Spanier, und wurde, als er

hörte, daß ich nach Spanien reiste, bereits Jahre lang daselbst gewesen und seiner Muttersprache mächtig sei, außerordentlich gesprächig und mittheilsam. Gegen Mitternacht, um welche Zeit wir dicht hinter dem Städtchen Tartas die hier ziemlich breite Midouze passirten, die sich bald darauf in den Adour ergießt, ging der Mond auf. Sein milder Schimmer verlieh der einsamen, nur durch das den Nadelwäldern eigenthümliche Säuseln der Luft belebten Haide einen eigenthümlichen Reiz. Es fiel mir hier zuerst die bedeutende Helligkeit des Mondlichts auf: ich konnte mit Bleistift Geschriebenes ohne Schwierigkeit lesen. Es war gegen 2 Uhr, als die Diligence in eine hohe Pappelallee einbog, welche nach der blos eine halbe Viertelstunde von der Chaussee und hart am linken Ufer des gefeierten Adour gelegene, durch ihre Heilquellen berühmte Stadt Dax führt, wo kurze Zeit gehalten ward. Der Adour, den man auf einer langen Holzbrücke überschreitet, entspringt in den Centralpyrenäen, oberhalb der weltberühmten Bäder Bagnères en Bigorre, bewässert die Departements der Hochpyrenäen und des Gers, und wird bei St. Sever, noch oberhalb der Mündung der Midouze, schiffbar. Bei Dax ist er ungefähr so breit, wie die Saale bei Halle. Längs seiner Ufer lagen eine Menge großer, mit Holz und Steinen beladener Kähne vor Anker, die wahrscheinlich nach Bayonne bestimmt sein mochten. Einige Stunden hin=

ter Dax beginnen die Landes ein südliches Ansehen zu bekommen, indem die Korkeiche sich zu zeigen anfängt, welche, je mehr man sich Bayonne nähert, desto häufiger auftritt und oft förmliche Gehölze bildet. Doch habe ich diesen Baum in den Landes nie so groß und schön gesehen, wie in Central- und Südspanien. Er muß aber auch hier eine brauchbare Borke liefern, da die Mehrzahl der Stämme entrindet war. Die Eichen, welche noch um Mont-de-Marsan beinahe kahl waren, hatten hier schon ziemlich entwickeltes Laub und blühten über und über; Alles verkündete, daß wir uns einer milderen Zone, als die bisher durchreiste, näherten. Der anbrechende Morgen beleuchtete eine hügliche Gegend, noch weit und breit mit Waldung bedeckt. Bald hinter dem Flecken les Cantons führt die Chaussee unweit eines ziemlich großen Sees vorbei, der rechts von der Straße mitten im Walde liegt und gegen Westen von malerischen, mit einzelnen Häusern bestreuten Hügeln umgeben ist. Dieser See steht wahrscheinlich mit dem Meere in Verbindung; denn an einer Stelle befindet sich in der erwähnten Hügelreihe eine Lücke, durch welche man auf eine Niederung hinaussieht, über die der Spiegel des Meeres emporragt. Zur Linken, gegen Osten, tauchen einige Berge aus dem Hügellande hervor, die zu den Vorposten der Pyrenäen gehören. Wahrscheinlich sieht man schon hier einen Theil des Hochgebirges; die Wolken, welche

an jenem Morgen den Horizont rings umlagerten, beraubten mich leider dieses Anblicks. Sonst war der Himmel heiter und klar und die Sonne beschien hell die mit jeder Viertelstunde anmuthiger werdende Landschaft. Die Nähe von Bayonne kündigt sich durch zahlreiche Villen an, welche an den Abhängen der Hügel und in den Niederungen liegen und längs der Chaussee eine Gasse bilden. Sie sind meist von Blumen- und Obstgärten umringt und machen durch ihre elegante, gefällige Bauart, ihre weiße Farbe und ihre mit Balkons und grünen Jalousieen versehenen Fenster einen sehr heitern Eindruck. Endlich öffnet sich die hügliche Gegend und man erblickt ein weites Thalbecken und in dessen Schooße das wallumgürtete auf und an den Abhängen eines Hügels höchst anmuthig gelegene Bayonne. Scheinbar hinter der Stadt erheben sich einige hohe, kühne, imposante Felsenberge, die ebenfalls zu den Vorsprüngen der Pyrenäenkette gehören und dem malerischen Hügelgelände den Character einer Hochgebirgslandschaft geben. Kaum hatte sich dieses herrliche Bild vor meinen Augen entfaltet, als es wieder verschwand, indem die Diligence in die Vorstadt St. Esprit hineinrollte, welche durch den Adour von der eigentlichen Stadt getrennt ist und am Fuße eines steilen Hügels ruht, auf dessen Scheitel die Citadelle von Bayonne thront. Eine lange hölzerne Brücke, die gegenwärtig durch eine sehr schöne, aus weißem Sandstein

erbaute Brücke, welche damals noch nicht vollendet war, ersetzt sein dürfte, führt aus St. Esprit nach Bayonne hinüber, und gleich darauf eine zweite steinerne über die ebenfalls schiffbare Nive, die vom Passe von Roncesvalles herabkommt und die am linken Ufer des Adour gelegenen Gassen von der Hauptmasse der Stadt scheidet. Gleich unterhalb der Brücke fällt die Nive in den Adour, welcher von hier an eine bedeutende Tiefe besitzt, so daß selbst größere Seeschiffe, wie Briggs, bis an die Place d'armes, einem schönen am Quai des Adour sich ausbreitenden, mit dem imposanten Gebäude der Préfecture geschmückten Platze, heraufkommen können.

Bayonne ist nicht groß, aber die breiten Straßen, die stattlichen Häuser, die höchst eleganten Kaufläden und Cafès, die brillante Gasbeleuchtung, und vor Allem das bunte Volksgewühl in den Gassen, verleihen dem Orte ein großstädtisches Ansehen. Wegen der vielen Balkons, mit denen fast alle Häuser verziert sind, der ziemlich flachen Dächer und der zahlreichen in spanischer Sprache abgefaßten Firmen hat die Stadt einen mehr spanischen als französischen Character. Dieser wird noch erhöht durch die baskische Tracht und die baskischen Sitten der untern Volksklassen und durch den Umstand, daß man überall Spanisch sprechen hört, beinahe eben so viel als Französisch. Es halten sich nämlich immer viele Spanier in Bayonne auf, so daß man kaum über die Gasse gehen

kann, ohne die Klänge der castilianischen Mundart zu vernehmen. Von den Bewohnern selbst sprechen oder verstehen wenigstens sehr viele, besonders alle Beamte, Gastwirthe und Kaufleute, Spanisch, weshalb ich in Bayonne fast kein Wort mehr Französisch gesprochen habe. Die untern Volksklassen und die Landleute der Umgegend verkehren unter einander nur in der baskischen Sprache, deren fremdartige, seltsame Töne hier zum ersten Mal mein Ohr berührten. Der Umstand, daß der bei weitem größte Theil der Bewohner von Bayonne und besonders der Umgegend dem baskischen Volksstamme angehört, erklärt den halb spanischen Character von Bayonne und seiner Bevölkerung vollkommen; immerhin aber bleibt es merkwürdig, daß das französische Element hier bereits eine so untergeordnete Rolle spielt und am Ufer des Bidassoa gänzlich aufhört. Denn schon in Yrun, welcher Ort noch kaum eine halbe Stunde von der Gränze Frankreichs entfernt ist, erinnert Nichts mehr an die Nähe dieses Landes, und hört man ziemlich selten Französisch sprechen, sieht auch keine französischen Firmen, während spanische Firmen schon in Bordeaux keine Seltenheit sind.

Sobald ich mich von den Beschwerden der Reise etwas erholt hatte, machte ich einen Spaziergang in die nächsten Umgebungen der Stadt. Längs des linken Ufers des Adour zieht sich eine lange Promenade hin, die

wegen der herrlichen Aussicht, welche sie auf die Stadt und die hinter derselben sich erhebenden Berge, die Citadelle und das bunte Schiffsleben des Flusses darbietet, ein sehr unterhaltender Spaziergang ist. Ich überschritt die beiden Flüsse und stieg durch die äußerst lebhaften aber schmuzigen Gassen der von Handwerkern und Arbeitern bewohnten Vorstadt St. Esprit zur Citadelle empor. Ich hatte schon die Außenwerke durchschritten, als mich eine Wache anhielt und einen Sergeanten herbeirief, der mich nach dem Erlaubnißschein des Stadtcommandanten fragte. Während ich mit ihm unterhandelte — ich hatte versäumt, mir den verlangten Schein zu verschaffen —, kam der Commandant der Festung aus der Stadt zurück und erkundigte sich, was es gäbe. Ich machte ihn mit meinem Wunsch, die Wälle besteigen zu dürfen, um mich an der Aussicht zu ergötzen, bekannt. Der Commandant schien auch wirklich keinen Argwohn zu hegen, denn nachdem er mich nach meinem Vaterlande, meinem Stande und dem Zwecke meiner Reise befragt hatte, beorderte er einen Unteroffizier, mich auf den Wällen herumzuführen. Die Citadelle von Bayonne ist ein regelmäßiges Viereck mit vier Bastionen und einigen Außenwerken. Die Wälle sind aus Quadersteinen erbaut, mit bombenfesten Casematten versehen und gut armirt; doch waren die Kanonen und Mörser meist nicht montirt. Von den Wällen aus genießt man eine prachtvolle Aus-

sicht. Bayonne liegt in einer wahrhaft paradiesischen Gegend! Gegen Osten sieht man in das malerische Thal des Adour, dessen Vereinigung mit der Nive sich sehr hübsch ausnimmt, weit hinein. Hinter den mit Gärten und Landsitzen bestreuten, von Laubgehölzen und fetten Ackerfluren bedeckten Hügeln, welche das Thal umgürten und den Spiegel des Flusses endlich dem Auge entziehen, erhebt sich die Kette der Pyrenäen, deren nördlichste Vorsprünge nur noch wenige Stunden entfernt sind. Schade, daß das Hochgebirge von Wolken verhüllt war; doch erzählte der mich begleitende Soldat, daß die Gipfel fast nie Schnee besäßen, was ich auch glaube, da das westlichste Stück der Pyrenäen sehr niedrig ist*). Auf der entgegengesetzten Seite kann man den Adour weit abwärts verfolgen, bis er endlich zwischen den Kiefernwäldern der Küste verschwindet, über deren düsterem Saume weit hingestreckt der Spiegel des Oceans den Horizont begränzt. Von der Citadelle zurückgekehrt, besah ich mir die Stadt. Bayonne, d. h. die eigentliche, innerhalb der Wälle gelegene Stadt, ist sehr klein, vielleicht kaum größer als die Hälfte der innern Stadt Leipzig, aber fast durchgängig gut gebaut. Einige Straßen sind breit und schnurgerade; sie erinnerten mich durch ihre Sauberkeit und durch die Balconreihen ihrer Häuser leb-

*) Die höchsten Gipfel erreichen noch kaum eine Höhe von 3000 par. Fuß.

haft an Cadiz. Viele Gassen steigen sehr steil an, indem, wie schon bemerkt, Bayonne an dem Abhange eines Hügels liegt. Auf dem höchsten Gipfel desselben steht die Hauptkirche, welche den Titel Cathedrale führt, ein großes, alterthümliches Gebäude von schöner gothischer Bauart. Sie scheint früher mit einem Kloster verbunden gewesen zu sein, indem sich an der einen Seite ein großer Hof mit einem Kreuzgange befindet, der aus einer Reihe schöner gothischer Hallen besteht, welche aber ziemlich verfallen ist. Das Innere der Kirche besitzt fünf hochgewölbte gothische Schiffe, enthält jedoch außer einigen alten Glasgemälden und Oelbildern nichts Merkwürdiges. Unter den letztern verdient ein heiliges Abendmahl — man wußte mir nicht zu sagen, von welchem Meister — von dem Fremden in Augenschein genommen zu werden. Es hängt im Chor. Der Thurm der Cathedrale ist ebenfalls gothisch und endigt in eine Plateform, wie die Thürme der meisten gothischen Dome Frankreichs.

Am folgenden Tage, den 28. April, früh um 7 Uhr verließ ich Bayonne in einer spanischen Diligence, da auch an der Mündung des Adour kein Schiff vor Anker lag, welches im Begriff gewesen wäre, bald nach einem Hafen der cantabrischen Küste unter Segel zu gehen. Es war ein herrlicher Morgen. Der Himmel hing blau und klar über der prächtigen, mit allen Reizen des Frühlings geschmückten, sonnenhellen Landschaft. Ich konnte

mich nicht satt sehen an dem üppigen Grün der blumenbedeckten Wiesen, an den brennendrothen Kleefeldern und wogenden Saaten (das Korn stand bereits in Aehren!), an den von rosigem Blüthenschnee bedeckten Aepfelbäumen, die um Bayonne und in den baskischen Provinzen alle Gehöfte, Landsitze und Bauernhäuser in zahlloser Menge umringen, und oft ganze Hügel völlig, gleich Gehölzen, bedecken. Das anmuthige Hügelland, gegen Südosten begränzt von den imposanten Felsenbergen der Pyrenäen, welche immer näher rücken, ist bestreut mit unzähligen einzelnen Bauernhäusern, von denen ein jedes von Baum- und Gemüsegärten, von fetten Saaten und Wiesenfluren umringt ist, und welche durch ihre hellrothen Ziegeldächer und ihre blendend weißen Mauern einen ungemein heitern Eindruck machen. Das ganze Land gleicht einem großen Garten, und dieser Garten wird um so schöner, je mehr man sich der spanischen Gränze nähert, ist am allerschönsten innerhalb der Landschaften Guipuzcoa und Vizcaya, und reicht so weit, als die Sprache der Basken tönt! Und man fühlt sich so wohl in diesem Lande, denn es ist Alles so heimisch! War es mir doch, wenn ich meine Blicke über die wogenden Kornfelder, über die wie bei uns mit gelben Ranunkeln, rothen Feuernelken und blauem Vergißmeinnicht besäten Wiesen, über die blühenden Aepfel- und Birnbäume und über die hellgrünen Eichengehölze schweifen ließ, als habe ich die

Heimath gar nicht verlassen; nur die schwarzgrünen Cypressenkegel, die dunkel belaubten Lorbeergebüsche und die krummästigen Feigenbäume, die hier und da in den Gärten neben den Aepfelbäumen hervorragten, riefen mir zu, daß ich fern von meiner Heimath und nahe den Pforten Hesperiens sei! —

Es war ein Sonntag und daher die Chaussee, welche sich fast unaufhörlich in großen Krümmungen durch das immer höher anschwellende Hügelland hindurchwindet, mit Schaaren geputzter Landleute belebt, die nach Bayonne zur Messe gingen. Nicht selten bemerkte ich unter denselben Spanier, an ihrer Fußbekleidung leicht kenntlich. Mehrmals, wenn unsere, von sechs kräftigen Pferden gezogene und von einem jungen, übermüthigen Basken geführte Diligence an einem Dörfchen vorbeirollte, wurde dieselbe von fröhlichen Kindern verfolgt, welche den Passagieren Blumensträuße, bald aus Rosen und Nelken, bald aus Wiesenblumen gebunden, anboten, wobei sie im Chor baskische Lieder nach einer eigenthümlichen monotonen Melodie sangen. Das eine Mal schwang sich ein Mädchen von etwa zehn Jahren auf den Kutschentritt und bot mir einen herrlichen Vergißmeinnichtstrauß an. Ich verstand die Kleine nicht, da sie baskisch sprach, aber ich konnte das allerliebste Kind, das mich mit seinen großen braunen schuldlosen Augen so bittend ansah, unmöglich zurückweisen und kaufte ihm den Strauß ab.

War es doch seltsam, daß der erste Strauß, der mir im Baskenlande, fern von der Heimath, angeboten wurde, aus heimathlichen Blumen, und noch dazu aus Vergißmeinnicht gebunden sein mußte! — — Es befand sich außer mir blos noch ein Passagier in der Diligence, und zwar ein Spanier aus Zaragoza, welcher viele Jahre lang, wahrscheinlich als Verbannter, in Frankreich gelebt hatte, und jetzt in seine Heimath zurückkehrte. Der gute Mann konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er den Boden seines geliebten Vaterlandes wieder betreten würde, und war glücklich, einen Begleiter zu haben, gegen den er sich aussprechen konnte. Ich konnte seine Gefühle wohl begreifen. Klopfte doch mir selbst das Herz hörbar, als ich die steile, in fünf kühne Pyramiden zerspaltene Felskuppe des Monte de la Haya majestätisch gleich einer Krone hinter den letzten Bergen Frankreichs emportauchen sah und mir nun sagen mußte, daß ich binnen einer Stunde das Land wieder betreten sollte, in dessen reizenden Gefilden, unter dessen edlem, hochherzigem, gastfreiem Volke ich bereits einmal zwei der glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht hatte.

Um 9 Uhr hielt die Diligence in St. Jean de Luz, der letzten Stadt Frankreichs, welche zu beiden Seiten der hier in einen kurzen Meeresarm mündenden, aus den benachbarten Pyrenäen herabkommenden Nivelle äußerst malerisch gelegen ist. Unmittelbar bei der langen

Holzbrücke, die über den breiten Seekanal führt, beginnt der Hafen, welcher der seichten Barre halber nur von kleinen Fahrzeugen benutzt werden kann. Donnernd stürzten die blaugrünen, schaumgekrönten Wogen des cantabrischen Meeres zu dem breiten Eingange des Hafens herein und schleuderten ihren weißen Gischt hoch empor an den steinernen Dämmen, von denen beide Ufer des Kanals eingefaßt sind. Von der Brücke aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Pyrenäen, besonders nach dem benachbarten Mont-Hartsia, einem imposanten, an seinen untern Abhängen mit schöner Laubwaldung geschmückten Felsenkegel von zwei bis dreitausend Fuß Höhe. Nachdem die Pässe und die Packereien revidirt worden waren, setzten wir unsere Reise weiter fort und gelangten eine halbe Stunde später an einen Höhenzug, auf dessen Kamme man durch den plötzlichen Anblick des Bidassoathales, der Mündung dieses Flusses, der spanischen Ortschaften Irun und Fuenterrabia und der schöngeformten Berge von San Sebastian und des cantabrischen Gebirges höchst angenehm überrascht wird. Im raschesten Laufe flog unsere Diligence über die hier großentheils unbebauten, aber mit bunt blühendem Strauchwerk*) bedeckten Hügel nach dem Thale des

*) Das Gebüsch besteht hauptsächlich aus Ulex europaeus L., Sarothamnus cantabricus Willk., Ilex Aquifolium L., Erica cinerea L. und Quercus pedunculata W.

Bidassoa hinab, so daß wir schon um 10 Uhr nach dem Dörfchen Béhovie, dem französischen, hart am rechten Ufer des genannten Flusses gelegenen Gränzorte, kamen. Während die Pässe eingesehen und visirt wurden, trat ich mit meinem spanischen Begleiter in eine Taberne, wo ein allerliebstes zwölfjähriges Mädchen die Kellnerin machte, und trank mit ihm in vortrefflichem Jerezwein auf das Wohl unseres beiderseitigen Vaterlandes und unserer in der Heimath zurückgelassenen Lieben. Eine lange hölzerne Brücke verbindet die Ufer Frankreichs und Spaniens. Es ward mir seltsam zu Muthe, als ich am jenseitigen Ende der Brücke die kleine rothgelbe royalistische Flagge Spaniens wieder erblickte, die von dem großen, wie übermüthig im Winde flatternden Tricolor des französischen Zollhauses gleichsam verhöhnt zu werden schien. Doch, muß ich gestehen, war ich recht froh, als ich das Banner der Republik und mit demselben die mißtrauischen Physiognomien und das lästige Inquiriren der französischen Gensdarmen im Rücken hatte und den spanischen Boden betreten durfte. Ein berittener Guardia-civil (Gensdarme) forderte höflich die Pässe, mit denen er sodann nach dem nahe gelegenen Yrun sprengte. Das Gepäck der Reisenden wird erst in Yrun visitirt, woselbst sich das spanische Hauptzollamt befindet. Damit bis dahin nichts aus den Diligencen herauspracticirt werden könne, begleitet dieselben ein berittener

Carabinero (Zollsoldat). Yrun ist blos eine kleine halbe Stunde von der Bidassoabrücke entfernt. Der Weg dahin bietet eine schöne Aussicht über beide Ufer des Flusses und auf dessen Mündung dar. Beide Ufer sind sumpfig, besonders das spanische; der Fluß selbst ist in mehrere Arme gespalten, oder mündet vielmehr bei der Brücke in einen in mehrere Arme sich zertheilenden und tief in das Land eindringenden Meeresarm, eine sogenannte Ria. Am Eingange derselben liegt rechts auf dem französischen Ufer der Flecken Adaye, ihm gegenüber auf einem steilen Sandsteinhügel das von hohen, verfallenen Mauern umgürtete Städtchen Fuenterrabia, ehedem eine Festung.

Nach einer raschen Fahrt von wenigen Minuten hielt die Diligence vor dem spanischen Zollhause am Eingange Yruns. Da ich sehr viel Gepäck, außerdem verschiedene physikalische Instrumente von Werth bei mir führte, so graute mir vor der Visitation. Allein meine Furcht war ungegründet gewesen, denn ich wurde von den spanischen Zollbeamten mit einer Artigkeit behandelt, wie noch nie an irgend einer Gränze. Die einfache Angabe des Zweckes meiner Reise genügte, um mich von jeder Visitirung zu befreien. Man ließ mich nicht einmal die Koffer aufschließen, indem der inspicirende Beamte meinte, er könne sich denken, daß ein Naturforscher Nichts bei sich führe, als Bücher und Instrumente. Diese unerwartete Artig-

keit versetzte mich in die heiterste Stimmung, die durch das freundliche und gutmüthige Wesen der herbeigekommenen Basken, die höflich ihre Dienste anboten, ohne dabei zudringlich zu werden, noch erhöht wurde. Keiner wagte es, sich an meinen Effecten zu vergreifen, wie es die Kofferträger in Frankreich und auch an vielen Orten Spaniens zu thun pflegen; erst nachdem ich Befehl dazu gegeben hatte, beluden sich zwei mit meinen Sachen und geleiteten mich nach dem Parador de las diligencias, einem vortrefflichen Gasthause, welches an dem kleinen, aber äußerst freundlichen Platze des Städtchens liegt. Eine junge und sehr hübsche Dame, die sich später als eine Tochter des Hauses zu erkennen gab, begrüßte mich mit ächt spanischer Grazie an der Treppe und geleitete mich mit jener gewinnenden, den Spanierinnen eigenthümlichen, naiven Vertraulichkeit nach dem Speisesaal, wo eben das Frühstück angerichtet war. War es mir doch, als wäre ich erst gestern in Spanien gewesen, so bekannt kam mir Alles vor! Alle Bewohner des Hauses begrüßten mich herzlich, wie einen alten Bekannten, obgleich sie mich noch nie gesehen hatten: kurz, die gute Meinung, die ich vier Jahre früher nach einem zweijährigen Aufenthalte im Süden der Halbinsel von Spanien mitgenommen hatte, erwies sich auch im Norden dieses Landes gleich den ersten Tag als wahr und richtig. Meine freudige Stimmung erreichte ihren Gipfel,

als ich im Speisesaale einen Herrn traf, der mich deutsch anredete und sich mir als einen belgischen Bergingenieur vorstellte. Er war Mitglied einer sehr bemittelten spanisch-belgischen Actiengesellschaft, welche bedeutende Steinkohlenminen in Asturien und mehrere ergiebige Zink- und Bleibergwerke in der Gegend von Yrun und Ovarzun besitzt. Bald trat auch der Director der letztern in den Saal, der, wie ich wußte, ein Landsmann von mir und erst wenige Wochen zuvor nach Yrun gekommen war. Diese beiden ebenso liebenswürdigen, als wissenschaftlich gebildeten Menschen bewogen mich, meinem Entschlusse, gleich den folgenden Morgen meine Reise weiter fortsetzen zu wollen, untreu zu werden, und volle acht Tage unter den geselligen Bewohnern des freundlichen Yrun zu verweilen.

Zweites Kapitel.

Irun und seine Umgebungen.

Irun, eine der achtzehn, seit undenklicher Zeit bestehenden „villas" (Landstädte) von Guipuzcoa, ist ein sehr kleiner Ort, hat aber wegen seiner Lage an der Hauptstraße, welche von Frankreich nach Spanien führt, in der unmittelbaren Nähe der französischen Gränze und der Meeresküste, eine viel größere Bedeutung, als manche um Vieles volkreichere Stadt des Binnenlandes beider Reiche. Das außerordentlich rege Leben, hervorgebracht durch den Verkehr mit dem Nachbarlande, durch die vielen täglich ankommenden und abgehenden Posten und Diligencen*), durch die Douane, das See- und Bergwesen, giebt dem nur aus wenigen Gassen bestehenden, und kaum tausend Einwohner zählenden Städtchen einen

*) Es passirten damals täglich zwei königliche Postwagen (eine französische Mallepost und ein spanischer Silla-Correo) und sieben theils spanische, theils französische Diligencen durch Irun, das Frachtfuhrwerk nicht gerechnet.

großstädtischen Anstrich. Die geringe Entfernung Frankreichs und der Umstand, daß sich zu Yrun das Hauptzollamt der gesammten Pyrenäengränze befindet, macht diesen Ort zu einem wichtigen Platz in commerzieller Hinsicht. Alle aus Spanien kommenden und nach Frankreich bestimmten Güter, und umgekehrt, müssen nämlich in Yrun verladen werden; auch eignet sich dieser Ort mehr als andere Punkte der spanisch-französischen Gränze zu einem einträglichen Wechselgeschäft und Materialwaarenhandel. Daher erklärt es sich, daß sich zu Yrun außer einigen großen Speditionsgeschäften mehrere nicht unbedeutende Handelshäuser befinden. Die Nähe Frankreichs und die Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend hat auch manche reiche Partikuliers und Familien vermocht, Yrun zum bleibenden Aufenthalt zu wählen, weshalb sie sich daselbst angekauft und schöne Gebäude aufgeführt haben, die dem an und für sich freundlichen Städtchen zu einer besondern Zierde gereichen. Durch alles Dieses haben der Wohlstand und zugleich die Cultur der Bewohner von Yrun größere Fortschritte gemacht, als in andern, viel bedeutenderen, aber landeinwärts gelegenen Städten Spaniens, und daher kommt es, daß man sich in Yrun noch im Vollgenuß jener Annehmlichkeiten befindet, die den Bewohnern Deutschlands, Frankreichs, Englands und anderer Länder Mittel- und Nordeuropa's zum Bedürfnisse geworden sind, und welche entbehren zu müssen den

Meisten, welche Reisen nach Südeuropa unternehmen, so schwer ankommt.

So klein Yrun ist, so hat es doch mehr erfahren und besitzt deshalb eine interessantere Geschichte, als mancher viel größere Ort. Seine offene Lage in der Ebene der Bidassoamündung, hart an den Gränzen Frankreichs, machten es in allen Kriegen, welche dieses Land mit Spanien führte, zum Schauplatz der ersten Feindseligkeiten und zum ersten Opfer, welches der einen oder der andern der beiden Krieg führenden Partheien fallen mußte. Früher war Yrun befestigt und durch ein ziemlich starkes Fort vertheidigt, welches sich auf einem dicht am Westrande des Ortes sich erhebenden Hügel befand, auf dem jetzt der Telegraphenthurm steht; ebendeshalb ist es aber auch wiederholt belagert, bombardirt, gebrandschatzt und geplündert worden. Am schlechtesten erging es dem Städtchen während des letzten Bürgerkrieges. Die Bevölkerung von Yrun war nämlich, wie die der meisten baskischen Ortschaften, fast ganz und gar carlistisch gesinnt, und hatte sich gleich beim Ausbruche des Krieges entschieden für den Prätendenten erklärt. Dies mußte aber Yrun theuer bezahlen; denn nach der berühmten Erstürmung der Linien von San Sebastian, welche den Siegern so viel Blut kostete, wendete sich ein großer Theil des cristinischen Heeres, aus der englischen Legion, den Freiwilligen (batallones francos) von Gui-

puzcoa und Bizcaya und einigen regulären Regimentern bestehend, gegen den Bidassoa, um Yrun und einige andere daselbst gelegene Ortschaften zu züchtigen. Da das Fort von Yrun und das damals noch gut befestigte Fuenterrabia gut verproviantirt und bewaffnet waren, und starke Besatzungen hatten, man auch Zuzug aus Navarra erwartete, so wagten es diese beiden Orte, die Aufforderung des englischen General Evans, Oberbefehlshabers der erwähnten cristinischen Heeresabtheilung, sich zu ergeben, trotzig zurückzuweisen. Evans rückte hierauf zunächst vor Yrun, bemächtigte sich nach dreitägigem Bombardement des Fort, schoß von hier aus das Städtchen fast in Grund und Boden, und ließ es endlich, da die darin befindlichen Carlisten Nichts von Capitulation wissen wollten, erstürmen. Nur wenige Häuser entgingen damals der Zerstörung, und daher kommt es, daß Yrun, trotzdem, daß seine Gründung gleich der der meisten Villas der baskischen Provinzen in das graueste Alterthum hinaufreicht, gegenwärtig ein sehr freundliches und neues, modernes Aussehen hat. Früher soll es ein finsterer, schmuziger, häßlicher Ort gewesen sein. Fuenterrabia würde dasselbe Loos erfahren haben, hätte es nicht noch zur rechten Zeit, nämlich unmittelbar nach der Erstürmung von Yrun, capitulirt. Es war bereits von der Land- und Seeseite aus blockirt und Alles zum Bombardement und zum Stürmen vorbereitet. Zur Strafe

wurden seine Wälle geschleift, der Ort selbst aber blieb verschont. Daher gehört Fuenterrabia zu den, man muß sagen, wenigen Ortschaften, in der Gegend von San Sebastian, welche ihre ehemalige alterthümliche und finstere Bauart bewahrt haben. Denn die meisten Flecken, Dörfer und Caserios jener Gegend besitzen gegenwärtig ein sehr heiteres und gefälliges Aeußere, welches sie denselben betrübenden Ursachen verdanken, die das häßliche, verräucherte Yrun in ein so nettes, freundliches Städtchen umgewandelt haben. Wi. mögen diese jetzt so blühenden Landschaften unmittelbar nach jenem unseligen Kriege ausgesehen haben! —

Yrun selbst besitzt durchaus keine Sehenswürdigkeit; denn seine alterthümliche, halbgothische Kirche, die sich, gleich den Kirchen der meisten baskischen Ortschaften, äußerlich durch Größe und Massenhaftigkeit, inwendig durch Ueberladung mit geschmacklosen vergoldeten Holzzierrathen auszeichnet, verdient kaum eine solche genannt zu werden Desto sehens- und besuchenswerther sind die Umgebungen des Städtchens. Wohin man seine Schritte wenden möge, überall bieten sich dem entzückten Auge die reizendsten Gefilde, die malerischsten An- und Aussichten dar. Yrun liegt nämlich in einer hüglichen Niederung*),

*) Der Platz des Städtchens ist nach meinen Beobachtungen gegen 92 par. Fuß über dem Spiegel des Oceans erhaben. S. die am Schlusse dieses Bandes beigefügten hypsometrischen Bestimmungen, Nr. 1.

welche sich zwischen der im Süden des Ortes in geringer Entfernung hinziehenden Hauptkette des cantabrischen Gebirges und einem niedrigeren, die Küste umgürtenden Bergzuge ausbreitet. Letzterer beginnt an dem Eingange der Ria, in welche der Bidassoafluß mündet, mit dem Hügel von Fuenterrabia und erstreckt sich, häufig durch Ria's und Flüsse unterbrochen, längs der Küste bis nach Asturien und weiter bis zum Cap Finisterrä. Das erste zwischen Fuenterrabia und der Bai von Pasages befindliche Stück des Küstengebirges führt den Namen Loma de Jaizquivel, die Hauptkette wird schlechtweg „la Sierra" genannt. Beide Gebirge erscheinen wegen ihrer Steilheit höher, als sie in der That sind, weshalb auch ich, bevor ich den Monte de la Haya gemessen hatte, ihre Höhe weit überschätzte. Dieser fast im Meridian von Yrun sich erhebende Berg bildet den culminirenden Gipfel der Sierra und bietet wegen seiner kühn emporstrebenden Felspyramiden, welche, auf breitem Fuße thronend, die sanft geschwungenen Kämme des Gebirges stolz überragen, einen imposanten Anblick dar. Mit Ausnahme der Kuppen und der obern Abhänge, welche kahl sind, ist die Sierra mit Gebüsch und Laubholz bedeckt; ja, in vielen der zahlreichen Thäler und Gründe, von denen der Nordabhang des Gebirges auf das Malerischste durchspalten ist, und aus denen starke Bäche des herrlichsten Wassers hervorströmen, breiten sich sogar herrliche Wal-

dungen aus, die aus Eichen*) und Kastanien zusammengesetzt zu sein pflegen. Die Loma de Jaizquivel dagegen, ein schroffer, tafelförmig abgeplatteter, allenthalben von wasserlosen Schluchten durchfurchter Bergwall, entbehrt der Bäume gänzlich. Da der genannte Bergzug sich von Nord-Ost nach Süd-West erstreckt, das cantabrische Gebirge dagegen von Osten nach Westen, so stoßen die Ausläufer beider wenige Stunden westlich von Yrun zusammen. Dadurch erhält die Niederung von Yrun die Form eines Dreiecks, dessen Basis von dem Hügellande des französischen Bidassoaufers gebildet wird. Die Ebene von Yrun ist außerordentlich anmuthig. Die kleinen Thäler und Niederungen, welche die Wellen des Terrains von einander scheiden, sind mit üppigen Wiesen und schattigen Eichengehölzen erfüllt; an den Abhängen der Hügel breiten sich reiche Saat- und Gemüsefluren aus, und die Höhen pflegen mit wahren Hainen von Obst-, namentlich Aepfelbäumen, bedeckt zu sein. Die ganze Gegend ist mit Hunderten von einzelnen Häusern und Gehöften — Caserios — bestreut, deren weißes Gemäuer und hellrothen Ziegeldächer der Landschaft ein unbeschreiblich heiteres Ansehen verleihen. Der Reiz

*) In den untern Partheieen besteht die Waldung vorzugsweis aus Quercus pedunculata, unserer gewöhnlichen deutschen Eiche, in den oberen aus Quercus Tozza. Letztere Art steigt bis in die Region der Buchen empor, welche bei 1200′ beginnt.

dieser Landschaft wird noch erhöht durch den Contrast, den das blühende, schön angebaute Hügelland mit der düstern Romantik des cantabrischen Gebirges und den kahlen Fluren der Loma de Jaizquivel bildet, obgleich dieser Contrast nicht so schroff ist, wie in den Landschaften der centralen und mediterranen Provinzen Spaniens. Ueberhaupt ist der Character der Landschaft in den baskischen Provinzen (und zweifelsohne in dem gesammten cantabrischen Litorale) durchaus noch kein südlicher; selbst die Beleuchtung kann noch keine südliche genannt werden, obgleich sie bereits eine hellere, eine weichere und duftigere ist, als in Mittel- und Norddeutschland. Mich haben die Landschaften der baskischen Provinzen immer an die heitern Gefilde des Rheinthales, des Genfersees und der Bourgogne erinnert, mit denen sie in der That viel Aehnlichkeit besitzen.

Zu den schönsten Punkten in den nächsten Umgebungen von Yrun gehören der Telegraphenhügel, die Hermita de San Márcial und Fuenterrabia. Nach dem zuletzt genannten Orte war meine erste Excursion gerichtet, welche ich gleich am Nachmittage nach meiner Ankunft in der Begleitung des Directors der Bergwerke unternahm. Fuenterrabia ist blos drei Viertelstunden von Yrun entfernt. In gerader Richtung dürfte die Entfernung kaum eine halbe Stunde betragen; allein die längs des linken Bidassoaufers sich ausbreitenden

Moräste, die sich westwärts bis fast zum Fuße der Loma de Jaizquivel ausdehnen, zwingen die Straße, einen bedeutenden Umweg zu machen. Bei freundlichen Caserios vorbei führt dieselbe bis zu einem Seitenast der Ria, wo die Alameda von Fuenterrabia, eine simple Ulmenallee, beginnt. Die hohen, halb zerstörten, von Epheu üppig überrankten Festungsmauern geben dem Städtchen ein sehr malerisches Aussehen. Von den Bastionen aus genießt man eine herrliche Aussicht auf das cantabrische Gebirge, die von dem Bidassoa durchströmte Niederung, das französische Hügelland und das Meer, welches gegen Nordost noch weithin von den weißen Sanddünen der französischen Küste begränzt erscheint. Der Hügel, auf dem Fuenterrabia liegt, erhebt sich steil, hart am linken Ufer der Ria. Diese erweitert sich hier zu einem ellipstischen Bassin, welches gegen Norden durch eine schmale Oeffnung mit der offenen See in Verbindung steht und den Hafen von Fuenterrabia bildet. Letzterer ist von keiner Bedeutung, da wegen der sehr seichten Barre am Eingange der Ria selbst zur Zeit des Hochwassers nur kleine Fahrzeuge ohne Gefahr in denselben gelangen können. Kähne gehen von hier aus bis zur Brücke von Béhovie hinauf. Ein hölzernes Gerüst, welches man an dem sehr flachen Strande errichtet und eine Strecke weit in's Wasser hinausgeführt hat, dient als Molo. In der Nähe desselben liegen eine Reihe

Fischerhütten und Tabernen dicht am Fuße der fast senkrecht abgeschnittenen Basis der Loma de Jaizquivel, welche eine Viertelstunde weiter westwärts bis an das Meer herantritt und von dort an eine des Strandes entbehrende und deshalb von der See aus fast völlig unzugängliche Steilküste bildet, die in Gestalt einer wild zerklüfteten Felsenmauer bis San Sebastian fortsetzt. Dieselbe besteht, gleich der Loma de Jaizquivel, aus einem weichen, gelben, schön und regelmäßig geschichteten Sandsteine, welcher zur Kreideformation gehört. Furchtbar branden hier fortwährend die wüthenden Fluthen des berüchtigten Golfs von Vizcaya, und wehe dem unglücklichen Fahrzeuge, welches vom Nordwinde an diese unwirthlichen Felsgestade geschleudert wird! Selbst bei dem ruhigsten und heitersten Wetter hört man allabendlich in Yrun das Donnern der Brandung an den Steilküsten von Fuenterrabia.

Mein Lieblingspunkt in den unmittelbaren Umgebungen von Yrun, den ich fast täglich besucht habe, war der Telegraphenhügel. Derselbe besitzt zwar eine nur sehr unbedeutende Höhe, bietet aber einen reizenden Ueberblick über die herrliche Ebene, das freundliche zu Füßen ruhende Städtchen und die Gebirge dar. Auf seinem Scheitel erhebt sich innerhalb der geschleiften Wälle des ehemaligen Forts der erste spanische Thurm der Telegraphenlinie zwischen Paris und Madrid. Erst in den

letztvergangnen Jahren hat man in Spanien angefangen, das Telegraphenwesen einzuführen. Als ich das erste Mal in jenem Lande war, existirte noch keine einzige Telegraphenlinie. Jetzt ist ganz Spanien nach allen Richtungen von Telegraphenlinien durchkreuzt, welche strahlenförmig von Madrid auslaufen. Da die spanischen Telegraphen von einer ganz eigenthümlichen Construction sind, so will ich hier eine kurze Schilderung derselben einschalten. Auf der Plateform eines viereckigen Thurmes von etwa 30 Fuß Höhe erhebt sich ein eisernes Gerüst oder Gestelle, welches beinahe wie eine Laterne aussieht. Dasselbe besteht aus vier dicken, verticalen Stäben, von denen je zwei in gleichen Höhenabständen durch drei horizontale Querstäbe verbunden sind. Auf diesen vier Stäben ruht eine aus vier in Form von Quadranten gekrümmten Stäben zusammengesetzte Kuppel, welche durch eine kleinere von Gestalt einer Krone geschlossen ist. In der Mitte dieses laternenartigen Stabwerkes sind vier andere, ebenfalls verticale, aber dünnere Eisenstäbe angebracht, welche durch Querstäbe mit den äußern Verticalstäben in Verbindung stehen und die schon erwähnte Krone tragen. Innerhalb dieser innern Verticalstäbe läßt sich ein breiter Eisenring von durchbrochener Arbeit auf- und niederschieben. Je nach der Höhe, in welcher sich dieser Ring befindet, bildet er verschiedene Figuren mit dem Stabwerk des Ganzen,

von denen eine jede ihre bestimmte Bedeutung hat. Soll irgend eine Depesche telegraphirt werden, so wird zuerst an einem von einer der vier obern Ecken des eisernen Gestelles vorspringenden Querbalken eine schwarze runde Scheibe emporgezogen, um die Aufmerksamkeit des nächsten Telegraphen zu erregen. Diese eigenthümliche Art von Telegraphen ist eine spanische Erfindung. Das Telegraphiren damit soll viel präciser sein und schneller gehen, als es bei den gewöhnlichen in Frankreich und zum Theil auch noch in Deutschland üblichen Telegraphen, die bekanntlich aus drei verschiebbaren, durch Charniere verbundenen Balken bestehen, welche an einem Verticalbalken befestigt sind, möglich ist. Sie sehen auch recht elegant aus, kosten aber viel mehr, als die gewöhnlichen Telegraphen. Die Thürme, auf denen sie stehen, sind weiß angestrichen und in zwei Stockwerke abgetheilt. In dem obern Stockwerke befindet sich das Beobachtungslocal, welches mit zwei Fenstern versehen ist, die den beiden correspondirenden Telegraphenthürmen entsprechen. Auch wird von hier aus der Telegraph selbst gehandhabt. Was das untere Stockwerk enthalten mag, weiß ich nicht. Die Thüre befindet sich stets, wie bei den Wartthürmen der Carabineros, die längs der Küste von Spanien in bestimmten Distanzen errichtet sind, im zweiten Stockwerke und ist durch eine emporziehbare Treppe oder Leiter mit dem Erdboden in Verbindung

gesetzt. Diese Einrichtung ist wahrscheinlich in der Absicht getroffen worden, um die Beamten der oft sehr einsam liegenden Telegraphenthürme gegen Ueberfälle räuberischen oder rebellischen Gesindels zu schützen. Auch sind dieselben tüchtig bewaffnet. Die Telegraphen sind Eigenthum der Krone und werden blos von der Regierung benutzt.

Ein ganz besonders schöner und deshalb besuchenswerther Punct ist die Hermita (Eremitage) de San Marcial. Es liegt dieselbe auf der äußersten Spitze eines der nördlichsten Vorsprünge des cantabrischen Gebirges, südöstlich von Yrun über dem Eingange des Bidassoathales. In einer Stunde kann man zu Pferde bequem auf den Gipfel des mit Eichen und Kastanien bewaldeten Berges gelangen. Der Aufweg ist zwar steil und beschwerlich, die Anstrengung wird aber durch die köstliche Aussicht, die sich auf dem Gipfel eröffnet, reichlich belohnt. Man sieht westwärts bis San Sebastian, ostwärts tief nach Frankreich hinein, während gegen Norden der glänzende Spiegel des atlantischen Meeres, gegen Süden die ernsten Felskuppen und waldigen Thäler der Sierra den Horizont in geringer Entfernung begränzen. Die Hermita de San Marcial wurde im vorigen Jahrhunderte von einem spanischen General, dessen Namen ich vergessen habe, zum Andenken an einen über die Franzosen errungenen Sieg erbaut, wie eine Inschrift in

der kleinen, geschmacklosen Kirche besagt. Sie ist mit Grundbesitz dotirt, welche der Clerus von Yrun, dem sie gehört, an einen sogenannten Eremiten*) verpachtet, welcher die Verpflichtung hat, fortwährend in der Hermita zu wohnen und das Gebäude in baulichem Wesen zu erhalten. Deshalb befinden sich in demselben mehrere Wohnzimmer, Vorrathskammern, Küche, und Stallung für Pferde und Maulthiere. Am Namenstage des Heiligen pflegt eine große Menge Volkes hier zusammenzuströmen und auch sonst wird die Hermita wegen ihrer

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß man in Spanien unter „hermita“ und „hermitaño“ keineswegs eine Einsiedelei und einen Einsiedler versteht. Hermitas nennen die Spanier (ebenso die Portugiesen) alle einzelnen, außerhalb der Ortschaften gelegenen Kapellen, und Hermitaño den Mann, welcher mit der Pflege und Beaufsichtigung eines solchen Gotteshauses betraut ist und häufig das dazu gehörige Grundstück als Pächter bewirthschaftet. Der Eremit gehört daher gar nicht zur Geistlichkeit, sondern ist gewöhnlich blos ein schlichter Bauer, der höchstens das Amt des Sacristans beim Gottesdienst versieht. Er bewohnt entweder einen Theil der Kapelle selbst oder ein daneben stehendes Haus, ja, wenn kein Feld zur Hermita gehört, pflegt er die Kapelle wohl auch gar nicht zu bewohnen, sondern blos von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist. In den mit Grundstücken dotirten Hermitas dagegen, welche häufig besuchte Wallfahrtsorte sind, wohnt der Eremit, der natürlich auch verheirathet sein kann, beständig. In solchen großen Hermitas wohnt nicht selten auch ein Weltgeistlicher, doch wird derselbe niemals mit dem Namen Hermitaño belegt. Die Hermitas sind namentlich in Nord-, Ost- und Centralspanien häufig; in Südspanien habe ich wenige bemerkt.

schönen Lage und Aussicht häufig besucht, weshalb der Eremit immer einen kleinen Vorrath von Wein, Cider, Brod, Früchten und dgl. zu haben pflegt, um die Besuchenden auf Verlangen bewirthen zu können. Ich habe die Hermita de San Marcial zweimal besucht. Schon das erste Mal ließ sich der Eremit, ein bejahrter Mann von verschmitztem Aussehen, mit mir in ein Gespräch ein und erklärte mir die Gegend. Es fiel mir bereits damals auf, daß er sich besonders bei denjenigen Puncten aufhielt, welche die Carlisten und Cristinos während des Bürgerkriegs, und namentlich während jener blutigen Episode, durch welche Yrun fast zu Grunde ging, inne gehabt hatten. Ich ersah aus Allem, daß der Mann sehr wohl unterrichtet war und als Augenzeuge sprach. Bei meinem zweiten Besuche wurde er vertraulicher und erzählte mir seine Abenteuer, aus denen ich ersah, daß ich einen eingefleischten Carlisten vor mir habe, einen Mann, welcher in seinen jüngern Jahren die Flinte und das Bajonett mehr gehandhabt hatte, als den Pflug oder das Gebetbuch, und, wenn das, was er mir mittheilte, wahr ist, nur durch einen verwegenen Streich dem ihm bereits bestimmten Schicksale, fusilirt zu werden, entgangen war. Er war nämlich unter Denjenigen gewesen, welche Yrun bis auf den letzten Augenblick gegen die Cristinos und Engländer vertheidigt hatten. Als bereits der halbe Ort in Flammen stand und die zu dem Platze

führenden Gassen sich in den Händen der Verbündeten befanden, hatte sich der letzte Rest der carlistischen Besatzung, einige Hundert Mann, noch in das Rathhaus und in die andern den Platz umgebenden Gebäude geworfen, und von dort ein lebhaftes Gewehrfeuer eine Zeit lang gegen die Stürmenden unterhalten, welche, ihren wohlgezielten Kugeln von allen Seiten blos gestellt, zu Dutzenden gefallen waren. Erbittert über diesen verzweifelten Widerstand, hatten Evans und die übrigen Generale ausrufen lassen, daß kein Pardon gegeben, sondern alle Gefangenen männlichen Geschlechts den folgenden Tag fusilirt werden sollten. Nach etwa halbstündigem Kampfe werden die genannten Gebäude von den Cristinos genommen und die darin befindlichen Carlisten theils auf der Stelle mit dem Bajonett niedergestoßen, theils zu Gefangenen gemacht. Der jetzige Eremit hatte sich in dem Rathhause befunden und, als dieses gestürmt wurde, mit drei seiner Genossen in das obere Stockwerk geflüchtet und daselbst hinter einem Pfeiler am Eingange des Rathhaussaales versteckt. Gleich nach Beendigung des Kampfes hatte der englische Oberbefehlshaber sich das Rathhaus zum Quartier erkoren und war, in der Meinung, es sei völlig von Insurgenten gesäubert, ganz allein die Treppe hinaufgestiegen, um sich oben umzusehen In dem Augenblicke, wie er die Saalthür öffnen will, treten die vier Carlisten aus ihrem Versteck

hervor und setzen ihm mit den Worten: „Wird Pardon gegeben oder nicht?' ihre Flinten mit gespannten Hähnen auf die Brust. Evans prallt einen Schritt zurück und schweigt. Da flüstert ihm der Eremit zu: „Entweder Sie versprechen den Gefangenen Leben und Freiheit, oder Sie müssen sterben. Ein einziger Ruf um Hülfe, und wir drücken los!" — Der Engländer erblaßt, zaudert noch einen Augenblick und giebt dann sein Ehrenwort, daß er den Gefangenen das Leben schenken und sie den folgenden Tag in Freiheit setzen wolle. Darauf strecken die vier Carlisten die Waffen und ergeben sich dem General als Gefangene. Den folgenden Morgen stellen sich die verbündeten Truppen unter klingendem Spiele auf dem Platze in Schlachtordnung auf, worauf die Gefangenen, einige Hundert, herbeigeführt werden. Mordlust und Blutgier malen sich in den Zügen der Soldaten und ihrer Führer, welche noch erbittert sind über den furchtbaren Widerstand der Insurgenten, der so vielen ihrer Kameraden das Leben gekostet hat. Schon wird von dem spanischen General der Befehl zum Beginn einer jener fürchterlichen Blutscenen gegeben, an dem der spanische Bürgerkrieg leider so reich war, als General Evans auf den Platz tritt und befiehlt, die Gefangenen augenblicklich in Freiheit zu setzen. Die spanischen Befehlshaber wollen davon nichts wissen, verlangen das Blut und die Güter der Gefangenen zur

Rache und Belohnung für ihre Soldaten: es entspinnt sich ein heftiger Wortwechsel, die Spanier nennen Evans und seine Engländer Verräther, heimliche Verbündete der Rebellen; schon messen sich die spanischen und englischen Truppen mit wuthgierigen Blicken: da erzählt Evans offen, wie er, durch Umstände gezwungen, sein Ehrenwort verpfändet habe, und erklärt, daß er lieber selbst untergehen, als wortbrüchig werden wolle. Da er General en chef ist, so müssen die spanischen Befehlshaber übel und böse sich fügen, und die Gefangenen, unter ihnen der jetzige Eremit, werden also in Freiheit gesetzt. Der Hauptwitz bei der ganzen Geschichte ist, daß die Gewehre, welche der Eremit und seine Genossen auf den General Evans anlegten, gar nicht geladen waren. So behauptet wenigstens der Eremit. Sei dem, wie ihm wolle: immerhin haben jene vier Carlisten, wenn die Sache überhaupt wahr ist, sich ein großes Verdienst erworben, indem sie ein scheußliches, den Ruhm der Sieger befleckendes Blutbad verhinderten. Gegenwärtig beschäftigt sich der ehemalige Rebell, außer mit der Feldwirthschaft, welche er treiben muß, um leben zu können, mit Stubenmalerei und Verfertigung von Gelegenheitsgedichten! —

Interessanter als die bisher geschilderten Stellen sind für den Naturforscher die romantischen Gebirgsgegenden der Sierra. Gleich am Tage nach meiner An-

kunft machte ich eine Excursion dahin, indem ich den Director der Bergwerke nach den zu Yrun gehörigen Zinkgruben begleitete, welche sämmtlich in der Sierra liegen. Der Ausflug wurde nach Landessitte zu Pferde unternommen. Wir waren unser Vier, indem uns noch ein anderer Herr, welcher bei der Minendirection als Secretär fungirt, und dessen Diener, Beide Basken, begleiteten. Da die Herren Eile hatten und deshalb, wenn es der Weg nur irgend erlaubte, unausgesetzt in Galopp oder mindestens in scharfem Trabe geritten wurde, so konnte ich, bis wir an Ort und Stelle gelangt waren, zu meinem großen Leidwesen nicht das Geringste sammeln. Wir folgten eine Zeit lang der Chaussee nach Tolosa, worauf wir einen sehr schlechten Saumpfad einschlugen, der zwischen von üppigen Brombeerhecken umhegten Feldern und freundlichen, von Kastanien, Obst- und Nußbäumen beschatteten Caserios hinlaufend, uns bald in ein romantisches, von Eichen, Eschen, Erlen und Linden erfülltes Gebirgsthal brachte, in dessen oberem Theile die erste Zinkgrube liegt, welche ich in Gesellschaft des Directors in Augenschein nahm. Die spanischen Bergwerke, die ich auf meinen frühern Reisen besucht hatte, waren, mit Ausnahme der Zinnobergruben von Almadén und der Kupferminen von Alte, wenig mehr, als planlos ausgeführte Excavationen gewesen. Um so mehr freute ich mich, hier ein nach den Regeln der

Kunst angelegtes Bergwerk zu finden, von der Art, wie man sie in Deutschland gewohnt ist. Die in Rede stehende Grube, — sie, wie alle übrigen von uns an jenem Tage besuchten Bergwerke, führen baskische Namen, die ich mir nicht habe merken können, so wenig, als die Namen der Thäler und Berge, wo sie sich befinden —, besaß noch eine geringe Tiefe, da sie erst wenige Monate vorher eröffnet worden war. Der Erzgang setzt in einem feinkörnigen, dunkelgefärbten Grauwackenschiefer auf, welcher von Buntsandstein überlagert ist, über dem wieder Kalke, Sandsteine, Conglomerate und Mergel der im cantabrischen Gebirge so mächtig entwickelten Kraideformation liegen. Das Ganggestein ist ein dichter, grünlichweißer Flußspath. Das Mineral kommt als Zinkblende vor, die meist in dichten, amorphen Massen, seltner krystallisirt, auftritt und häufig von Stücken silberhaltigen Bleiglanzes durchwachsen ist. Ich fuhr an jenem Tage noch in drei andern Gruben an, welche sämmtlich erst in den Jahren 1849 und 1850 angelegt waren, und, wenn ich nicht irre, auf einem und demselben Gange bauen. Eine von ihnen ist sehr merkwürdig, indem in derselben der Erzgang von einem Gange eines diorytischen Gesteins (Ophits?) zerrissen erscheint, welcher die Schichten des Grauwackenschiefers fast rechtwinklich durchbrochen und eine bedeutende Verwerfung des gesammten Schichtensystems verursacht hat. Wir besuchten im Gan-

zen fünf Minen, die zum Theil über eine Stunde von einander entfernt lagen. Ueber den Betrag der Ausbeute sämmtlicher Gruben konnte mir der Director noch nichts Bestimmtes mittheilen, da die Gruben noch zu neu sind. Die aufgefundenen Gänge versprechen jedoch viel und können auch ohne große Kosten abgebaut werden, da die Gruben sämmtlich an Thalgehängen liegen, so daß das Wasser ohne Schwierigkeit abgeleitet werden kann. Die Blende ist sehr reich an Zink, und auch der Bleiglanz, welcher in manchen Gruben massenhaft auftritt, enthält einen nicht zu verachtenden Gehalt an Silber*). Nachdem wir kreuz und quer durch das sehr unwegsame Gebirge gestreift waren, dessen Kämme theils mit grasigen Matten, theils mit Ginster- und Haidegesträuch**) bedeckt sind, machten wir gegen 1 Uhr bei einem einsam gelegenen Caserio Halt, um unseren ermüdeten Pferden Futter und Zeit zum Ausruhen zu geben. Das Haus stand unweit des Fußes der imposanten Haya auf einem kleinen Plateau, von dem aus sich dem Auge eine prachtvolle Aussicht über den Golf von Vizcaya, das Hügelland von Bayonne und die waldbedeckten Pyrenäen von

*) Aus zahlreichen quantitativen Löthrohrproben, welche meine beiden Freunde mit meinem eigenen Löthrohrapparat angestellt haben, während ich in Vizcaya reiste, resultirt im Mittel ein Silbergehalt von fast einem Procent auf den Centner.

**) Vorzüglich Ulex europaeus L. und Erica cinerea L.

Navarra darbot. Ich lernte hier zuerst die Einrichtung eines baskischen Bauernhauses kennen, von der ich in einem andern Artikel ausführlich sprechen werde, sowie die baskische Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, denn Alles bestrebte sich, uns den Aufenthalt in der einfachen, ziemlich ärmlich aussehenden Wohnung so angenehm als möglich zu machen. Schade, daß ich die freundlichen Leute nicht verstand, da sie blos baskisch redeten. Nachdem wir ein frugales Mittagsmahl, welches die Hausfrau aus den von uns mitgebrachten Victualien in aller Eile zubereitete, auf Holzklötzen sitzend, eingenommen hatten, brachen wir wieder auf und kamen nach 4 Uhr wohlbehalten nach Yrun zurück.

Drei Tage später unternahm ich einen zweiten Ausflug in die Sierra, diesmal blos begleitet von dem Sekretär der Minendirection und einem Basken, welcher uns als Führer und Träger diente. Das Ziel dieser Excursion war der Monte de la Haya, den ich schon längst sehnsüchtig von Yrun aus betrachtet hatte. Das Wetter war kühl und regnerisch, die Haya in Wolken gehüllt; dennoch mochte ich den einmal entworfenen Plan nicht aufgeben, da ich nur noch wenige Tage in Yrun verweilen konnte und diese für andere Geschäfte bestimmt waren. Nach mehrstündigem Emporklimmen auf steilen, halsbrecherischen Pfaden gelangten wir in einen schönen Buchenwald, welcher den Fuß des Monte de la Haya

fast rings umgiebt und dem Berge wahrscheinlich seinen Namen verliehen hat, denn „háya“ heißt die Buche. Wir ließen hier unsere Pferde in einer einsamen, von hohen, alten Buchen beschattete, 1510 par. Fuß über dem Meere gelegenen Gebirgshütte, las Añs genannt, zurück und schickten uns nach kurzer Rast an, den Kegel der Haya zu ersteigen, dessen Basis blos eine kleine Viertelstunde von jener Hütte entfernt ist. Unser Baske führte uns einen Fußpfad, der eine Zeit lang sich zickzackförmig über den untern sanftgeneigten Theil der östlichen Böschung des Kegels, welche mit niedrigem Gebüsch bedeckt ist, emporwand, aber bald aufhörte. Nun begann eine außerordentlich steile Lehne, die mit hohem Graswuchs und Moos bekleidet, und, da es hier kurz zuvor stark geregnet hatte, entsetzlich schlüpfrig war, weshalb wir nur sehr langsam vorwärts kamen. Endlich langten wir am Fuße der Felspyramiden an, in welche, wie ich schon früher bemerkt habe, der Gipfel der Haya zerspalten ist. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, auf die nördlichsten Zacken zu klettern, gelang es uns endlich, die mittelste und höchste Pyramide zu erklimmen. Der Aufenthalt daselbst war nichts weniger als angenehm. Der heftige Nordwind, welcher an jenem Tage wehte, hatte die Temperatur der Luft, selbst an vollkommen gegen den Wind geschützten Stellen, bis auf + 7,5° C. erniedrigt, und da wir auf dem Wege mehrmals von Regenschauern

überfallen und durch dieselben fast bis auf die Haut durchnäßt worden waren, so konnten wir vor Frost kaum ein Glied rühren. Nichtsdestoweniger blieb ich, zum großen Leidwesen meiner Begleiter, eine volle Stunde auf unserm luftigen Standorte, theils um zu botanisiren, theils um die zur Berechnung der bis dahin noch unbekannten Höhe des Berges nöthigen barometrischen und thermometrischen Beobachtungen zu machen. Aus denselben ergab sich die absolute Höhe des höchsten Gipfels der Haya zu 2479 par. Fuß*). Ich hätte mich gern genau von der Gliederung und Disposition des Gebirges unterrichtet, allein die Wolken, welche, vom Nordwinde gepeitscht, fortwährend über und unter uns hinwegzogen, gestatteten nur einzelne Blicke auf die rings um uns sich ausbreitende, theilweis vom hellsten Sonnenschein erleuchtete Landschaft. Bei heiterem Wetter muß die Aussicht sehr schön sein. Man überschaut einen großen Theil der französischen und spanischen Küste und das ganze, zwischen San Sebastian, welche Stadt man sehr deutlich sieht, und Bayonne befindliche Hügelland mit seinen zahllosen Ortschaften und Caserios. Gegen Westen begränzen die hohen Gebirge von Santander, welche damals noch mit Schnee bedeckt waren, gegen Süden und Osten die waldigen Kämme der Pyrenäen von Navarra, über

*) S. die hypsometrischen Beobachtungen, Nr. 2.

denen in weiter Ferne einzelne Schneegipfel der Centralpyrenäen emporragen, gegen Nordost die düstern Haiden der Landes, gegen Norden endlich der Spiegel des Oceans das reizende Panorama. Ich hatte beabsichtigt, auf der Westseite des Kegels hinabzusteigen und um die Südseite des Berges herum bis nach las Añs zu gehen; allein ich mußte diesen Plan aufgeben, da grausige Abgründe, von fast senkrechten Felswänden gebildet, die ganze westliche und südwestliche Seite des Kegels umgürten. Das Gestein ist Granit und eben deshalb die Haya ein in geologischer Hinsicht höchst interessanter Punct, weil das ganze umliegende Bergland, wie überhaupt der größte Theil des cantabrischen Gebirges und desgleichen die westlichen Pyrenäen lediglich aus Flötzgesteinen, und zwar vorzüglich aus Schichten des Uebergangsgebirges, der Trias- und Kreideperiode, bestehen. In den Gründen, welche das die Haya umgebende Gebirge nach allen Richtungen hin durchfurchen und ihre Entstehung wohl vorzüglich der durch das Empordringen jenes gewaltigen Granitstockes bewirkten Zerreißung der Schichtensysteme verdanken, sieht man an den Thalgehängen sehr deutlich, daß die Schichten der Flötzgesteine gegen die Haya zu aufgerichtet sind, und da an dieser Aufrichtung sogar die Schichten des weichen, thonigen Mergels Theil nehmen, welche das oberste und folglich jüngste Glied der Kreideformation von Yrun bilden: so

liegt es auf der Hand, daß jene Graniteruption, welcher der Monte de la Haya seinen Ursprung verdankt, erst nach Beendigung der Kreideperiode, also in einer — in geologischem Sinne — sehr neuen Zeit stattgefunden haben muß. Ganz dieselben Beobachtungen habe ich später bei dem Granit der Centralpyrenäen gemacht. Die Haya bildet einen länglichen, von Nordost nach Südwest gestreckten Kamm und ist jedenfalls blos das oberste zu Tage gelangte Stück einer sehr umfangreichen Granitmasse, denn ich habe ganz denselben Granit auch im Thale des Bidassoaflusses beobachtet, d. h. mehrere Stunden von dem östlichen Fuße des Hayakegels.

Um halb zwei Uhr kamen wir wieder in die Gebirgshütte zurück, wo wir ein tüchtiges Feuer anmachten, um uns zu trocknen und zu erwärmen. Während wir daselbst verweilten und unser einfaches Mittagsmahl einnahmen, hellte sich der Himmel auf, so daß wir auf dem Rückwege noch die prachtvollste Aussicht genossen. Leider nahm diese interessante Excursion ein für mich sehr betrübendes Ende. Als ich nämlich, in Yrun angelangt, meine Barometerkapsel öffnete, fand ich das Instrument zerbrochen! Der Baske, der es getragen hatte, war, indem er unvorsichtiger Weise, um sich einen Umweg zu ersparen, einen steilen Abhang hinabgeklettert war, ausgerutscht, gestürzt, und hatte dabei das Barometer an einen Felsen geschleudert. Dieser Unfall, der

erste, welcher mich auf meiner Reise, die für mich so traurig enden sollte, betraf und in dem mein ahnungsvoller Geist ein böses Omen zu erblicken glaubte, nöthigte mich, meinen ganzen Reiseplan zu ändern. Es war nämlich meine Absicht gewesen, nach einer kurzen, bis Santander ausgedehnten Reise durch die cantabrische Kette gleich südwärts nach den Gebirgen zu gehen, welche das Ebrobassin gegen Westen begränzen, und später, im Juli, von Zaragoza aus die Pyrenäen zu besuchen. Da aber eine der Hauptaufgaben, die ich mir gestellt hatte, die war, hypsometrische Beobachtungen zu machen, und mir daher vor allen Dingen daran gelegen sein mußte, mein Barometer wieder benutzen zu können: so entschloß ich mich, dasselbe nach Bordeaux, wo ich einen geschickten Mechanicus kennen gelernt hatte, zur Reparatur zu schicken, unterdessen, bis diese vollendet sein würde, eine Reise nach Vizcaya zu machen, daselbst mich mit Pferden und einem Bedienten für die Reisen in das Innere zu versehen, sodann nach Yrun zurückzukehren, wo ich hoffen durfte, mein Barometer zu finden, und von dort aus direct durch Navarra nach Hocharagonien und in die Pyrenäen zu reisen. —

Drittes Kapitel.

Reise nach San Sebastian und Bilbao.

San Sebastian ist jetzt blos vier Leguas von Yrun entfernt, welche die Diligencen in drei Stunden zurücklegen. Früher brauchte man mehr als die doppelte Zeit, wollte man zu Wagen nach St. Sebastian reisen, indem man der Straße nach Tolosa bis Hernani folgen und dann den von dort quer durch das Gebirge nach der Bai von Pasages führenden Fahrweg benutzen mußte. Jetzt haben die Wagen nicht mehr nöthig, diesen bedeutenden und wegen des stark coupirten Terrains das Zugvieh sehr anstrengenden Umweg zu machen, indem in neuester Zeit die Regierung von Guipuzcoa eine Chaussee direct von Yrun nach der Bai von Pasages hat legen lassen, welche, wie alle Kunststraßen der baskischen Provinzen, ausnehmend schön gebaut, nur etwas schmal, ist. Das Terrain war zu einem solchen Unternehmen nichts weniger als günstig, indem zahlreiche Ausläufer sowohl

der Sierra als des Küstengebirges zwischen Yrun und Pasages sich mit einander verknüpfen und steile und breite Höhenzüge und Hügelreihen bilden. Allein die baskische Beharrlichkeit ließ sich dadurch nicht abschrecken und benutzte diese Gelegenheit, um ein Muster von einer Kunststraße zu liefern. Denn anstatt die verschiedenen Höhenkämme mittelst Schnecken zu übersteigen, wie es sonst gebräuchlich ist, hat man dieselben durchstochen und die sie scheidenden Thäler überbrückt, so daß die ganze Chaussee fast nur aus Durchstichen und Viaducten besteht. Dadurch ist es möglich geworden, der Straße eine so geringe Neigung zu geben, daß selbst das schwerste Fuhrwerk, fast ohne ein einziges Mal hemmen zu dürfen und ohne die Zugthiere sehr anzustrengen, in wenigen Stunden von Yrun nach San Sebastian gelangen kann. Da letztere Stadt durch eine zweite, ebenfalls sehr schön gebaute Straße mit Tolosa verbunden ist, so gehen jetzt sowohl die Diligencen und Posten, als das gesammte, nach Tolosa, Bilbao, Vitoria, Burgos u. s. w. bestimmte Frachtfuhrwerk über San Sebastian, und nicht mehr, wie früher, über Hernani, indem die über diesen Ort direct nach Tolosa führende Straße fortwährend bergauf und bergab läuft. Die neue Chaussee nach San Sebastian ist aber nicht nur sehr bequem, sondern auch sehr anmuthig und zugleich höchst interessant für den Geognosten, indem durch die vielen Durchstiche die Schichtensysteme

der Kreideformation, welche jenes Hügelland fast ausschließlich zusammensetzt, aufgeschlossen und eine Menge der schönsten Profile entstanden sind. Solche Stellen beweisen augenscheinlich, daß gegen das Ende der Kreideperiode, oder unmittelbar nach derselben, sehr bedeutende locale Störungen, wahrscheinlich durch Erdbeben veranlaßt, stattgefunden haben müssen; denn die Schichten, besonders die zierlichen, scharf von einander getrennten des Kreidemergels, der bald compact, bald schiefrig auftritt, sind nicht blos gegen die Graniteruption der Haya aufgerichtet, sondern häufig wunderlich gekrümmt, gebogen und zusammengefaltet, so daß es offenbar ist, daß nach der Emporhebung noch starke Erschütterungen, besonders seitliche Pressungen, hervorgebracht vielleicht durch undulirende Erdbeben, stattgefunden haben müssen, und zwar zu einer Zeit, wo die Gesteinsmasse noch weich und biegsam war; denn ich habe nirgends bemerkt, daß die Schichtensättel, selbst die steilsten, irgendwo zerborsten gewesen wären.

Es ging damals täglich früh um 7 Uhr eine Diligence von Yrun nach San Sebastian. In einer solchen machte ich die kleine Reise bei heiterstem Frühlingswetter am Morgen des 6. Mai. Die Straße nähert sich bald der südlichen Basis der Loma de Jaizquivel, in deren Thälern viele freundliche Caserios im Schooße grüner Wiesen und schattiger Eichenhaine liegen. Nach-

dem man viele Höhenzüge gekreuzt hat, gelangt man in ein weites Thalbecken, woselbst das Städtchen Renteria, ein winkliger aber malerisch gebauter Ort, an einem kleinen Küstenflüßchen liegt, welcher zur Zeit der Fluth mit kleinen Fahrzeugen bis hierher befahren werden kann. Die Actiengesellschaft, der die Zinkgruben von Yrun gehören, beabsichtigt, hier eine Schmelzhütte zu errichten. Renteria liegt unweit der Bai von Pasages, an deren südlichem Ufer die Chaussee nach San Sebastian hinläuft. Es ist dies eine sehr schöne Parthie. Die Bai, geräumig genug, um die größte Flotte aufnehmen zu können, liegt nämlich mitten im Lande, indem sie nur durch eine Spalte, welche sich in dem sie gegen Norden umwallenden Küstengebirge befindet, und eben blos so breit ist, daß ein Linienschiff mit vollen Segeln hindurchfahren kann, mit dem Meere communicirt, und gleicht dadurch der Bai von Cartagena, der sie jedoch sowohl an Größe, als an Tiefe, bei weitem nachsteht. Die Berge und Hügel, welche die Bai von Pasages rings umgeben, machen dieselbe einem Binnensee täuschend ähnlich. Jenseits der spiegelglatten, fast nie bewegten Fläche liegen die wenigen Häuserreihen des Ortes, dem die Bai ihren Namen verdankt, dicht am Fuße der fast senkrechten Felsabstürze, aus denen die östliche Wand des Eingangscanals besteht. Früher soll Pasages ein sehr blühender Ort und seine Bai einer der besuchtesten Häfen der Nordküste Spaniens gewesen sein.

Gegenwärtig steht derselbe verlassen und wird blos von Fischerböten und kleinen Fahrzeugen frequentirt. Dies kommt daher, daß man in neuerer Zeit, wohl vorzüglich auf Betrieb der Kaufleute und Rheder von San Sebastian, den Hafen von Pasages gänzlich vernachlässigt hat, in Folge dessen der Eingang der Bai so versandet ist, daß gegenwärtig kein großes Schiff mehr in die Bai einlaufen kann. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als Pasages unbedingt der sicherste Hafen ist, den die an guten Ankerplätzen so arme cantabrische Küste besitzt, indem die Bai von Pasages durch die schroffe Kette des Küstengebirges und durch das Hügelland, welches sie auf den andern Seiten umgiebt, gegen alle Stürme vollkommen abgesperrt ist. Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts soll die Bai von Pasages den größten Kriegsschiffen zugänglich gewesen sein. Wenigstens erzählt man von einer schönen Villa, die auf einer Anhöhe am westlichen Ufer der Bai sehr anmuthig gelegen ist, daß dieselbe einmal unter der Regierung Karls III. von einem spanischen Admiral bewohnt worden sei, dessen gesammte Flotte in der Bai unmittelbar unter seinen Fenstern vor Anker gelegen habe.

Ein kahler Höhenzug trennt das Becken der Bai von Pasages von der welligen Niederung von San Sebastian. Ungeheuere Sanddünen zur Rechten der Straße, welche die Nähe des Meeres verkünden, entziehen bald

nach Uebersteigung jener Hügelreihe den Anblick dieser Stadt, den man von ihrer Höhe genießt. Die erwähnten Dünen sind durch den unermüdlichen Fleiß der Basken zum Theil in ergiebiges Gartenland und in Weinberge umgewandelt worden, indem man fruchtbare Erde darauf geschafft und mit dem Sande vermengt hat. Die weißen Häuschen auf ihren Gipfeln und die grünen Weinstöcke und Gemüsepflanzen, zwischen denen überall der weiße Dünensand durchschimmert, machen einen sehr heitern Eindruck. Bald weichen die Sandhügel weiter nach Norden zurück und es eröffnet sich eine geräumige, gegen Süden von den malerischen Felsenbergen des cantabrischen Gebirges halbkreisförmig umschlossene Ebene, an deren nördlichem Saume San Sebastian mit seinem Castell sich majestätisch präsentirt. Diese Stadt liegt höchst eigenthümlich, nämlich terrassenförmig an der südlichen Basis eines steilen Sandsteinberges, auf dessen Kuppe das Castillo de la Mota oder die Citadelle steht, zwischen zwei tief in das Land einschneidenden Meeresbuchten oder Rias, welche blos durch eine schmale sandige Landzunge, über die der Weg zur Stadt hinläuft, von einander geschieden sind. San Sebastian ist daher, gleich Cadiz, nur von einer Seite her zugänglich, und besitzt drei Thore, von denen das eine nach dem Lande, das zweite zum Hafen, das dritte nach dem Castell führt. In die östliche Bucht mündet der aus dem can-

tabrischen Gebirge kommende Fluß Urumea, den die Straße an seiner Mündung auf einer langen hölzernen Brücke, die zur Zeit der Fluth bei stürmischem Wetter oft von dem Schaume der Brandung besprützt wird, überschreitet. Es schlug eben 10 Uhr, als die Diligence an dem Land- oder französischen Thore (Puerta de Francia) hielt, wo wir lange verweilen mußten, da gera`e die Wache aufzog. Nach einer flüchtigen Registration meines Gepäcks Seitens der Accisebeamten (Guardas de derechos de puertas) nahm ich mein Quartier in der gleich hinter dem Walle in einer sehr lebhaften Gasse gelegenen Posada de Isabel, wo ich ein reinliches und hübsch meublirtes Stübchen erhielt und, da die Wirthin eine Schwester der Gastwirthin zu Yrun war, herzlich, wie ein Glied der Familie, aufgenommen wurde.

Ich hatte den Plan, zur See nach Vizcaya zu reisen, noch nicht aufgegeben, und wirklich lag im Hafen von San Sebastian ein Fahrzeug vor Anker, welches blos auf günstigen Wind wartete, um nach Bilbao unter Segel zu gehen. Da jedoch das Wetter sich stürmisch gestalten zu wollen schien und das erwähnte Fahrzeug sehr klein war, so zog ich es vor, meine Reise auch fernerhin zu Lande fortzusetzen. Ich rathe allen Reisenden, Dasselbe zu thun, da der Landweg durch wahrhaft paradiesische Gegenden führt, während sie von der See aus höchstens die nackten, zerrissenen, Tod und Verderben

drohenden Felsen der cantabrischen Küste zu sehen bekommen. Auch ist die Ueberfahrt, außer bei ganz günstiger Witterung, nicht ohne Gefahr, zumal auf einem Segelschiffe. Da die nächste Diligence nach Tolosa erst den folgenden Nachmittag abging, so hatte ich hinlänglich Zeit, um mir die Stadt und ihre nächsten Umgebungen zu besehen. San Sebastian ist eine kleine, aber sehr nette, reinliche und ungemein lebhafte Stadt. Sie hat ein sehr modernes Aussehen, indem sie in dem letzten Bürgerkriege durch die Engländer in Brand gesteckt und mit Ausname der Kirchen und einiger andern Gebäude gänzlich in Asche gelegt wurde. Die Gassen sind breit, mit großen behauenen Steinen bepflastert, mit schönen Trottoirs versehen, verlaufen meist schnurgerade und durchschneiden sich rechtwinklich. Die Häuser besitzen fast Alle drei Stockwerke mit eben so viel Balkonreihen, flache Dächer und pflegen meist gelblich abgeputzt zu sein. Die nördlichen, am Abhange des Castellberges gelegenen Gassen steigen zum Theil ziemlich steil an und liegen terrassenförmig über einander, wie in Gibraltar. Hier befinden sich auch die beiden Kirchen, von denen die westliche, welche die Hauptkirche zu sein scheint und zwei hübsche, viereckige Glockenthürme von gleicher Bauart besitzt, in florentinischem Style, die östliche, ältere und äußerlich halb verfallene in gothischem Style erbaut ist. Beide sind im Innern mit Verzierungen überladen und enthal-

ten nichts Sehenswerthes. Die erstgenannte Kirche liegt nicht weit vom Hafen, welcher sich in der westlichen Bai am südlichen Fuße des Castellberges befindet. Er ist durch zwei in die See hinausgebaute Molos, deren einer an seinem Ende den Leuchtthurm trägt, fast ganz und gar gegen die Bai abgesperrt und so klein, daß kaum mehr als zwanzig große Schiffe darin Platz haben. Größere Fahrzeuge, als Briggs, können denselben nicht benutzen, und müssen deshalb in der Bai ankern. San Sebastian ist Festung, ein Umstand, dem es die vielen Belagerungen, von denen seine Geschichte erzählt, und die bereits erwähnte Einäscherung im letzten Kriege zu verdanken hat. Die Hauptfestungswerke befinden sich auf der Landseite. Mehr noch, als durch diese, wird die Stadt durch das Castillo de la Mota vertheidigt, welches die beiden Buchten und die ganzen Umgebungen der Stadt beherrscht. Ein bequemer Weg läuft, anfangs zwischen Mauern, später frei, sanft ansteigend um die Westseite des Berges bis zu dessen Nordseite herum, von wo er in großen Zickzacks zum Gipfel emporsteigt, fortwährend prächtige Aussichten auf die beiden Baien, das Meer und die steilen Felsenreihen darbietend, welche die Küste ost- und westwärts umgürten und, besonders nach Bilbao zu, in Gestalt kühner, malerisch geformter Caps in das Meer vorspringen. An der Nordseite befindet sich in einer geebneten, von Felsen und Bäumen beschatteten,

Einsenkung ein kleiner Kirchhof, woselbst die Gebeine der im letzten Kriege bei der Erstürmung des Castells gebliebenen cristinischen und englischen Krieger ruhen. Einige geschmackvolle marmorne Denkmäler verewigen die Namen mehrerer hier gefallener englischer Offiziere. An mehreren Punkten des Berges sind Batterien angebracht, durch welche der Aufweg zur Citadelle vertheidigt wird. Nahe am Gipfel steht auf der westlichen Seite ein Telegraphenthurm und auf dem Gipfel selbst das Castell oder die Citadelle, ein stark befestigtes Fort. Will man dasselbe in Augenschein nehmen, so muß man sich einen Erlaubnißschein von Seiten des Stadtcommandanten verschaffen, will man sich aber blos an der Aussicht ergötzen, wie es meine Absicht war, so hat man einen solchen Schein gar nicht nöthig, da man die Aussicht außerhalb der Wälle des Castells eben so vollständig genießen kann, wie auf den Wällen selbst. Die Aussicht ist namentlich gegen Süden zu prachtvoll, indem man einen großen Theil des cantabrischen Gebirges, sowie das ganze die Ebene von San Sebastian umgebende Hügelland mit seinen zahllosen Caserios, Kirchen, Klöstern und Ortschaften überschaut. Die Stadt selbst liegt wegen der großen Steilheit der Südseite des Berges so unmittelbar zu Füßen, daß man meint, in die Gassen hineinspringen zu können. Man sieht von hier aus, daß San Sebastian fast viereckig ist. Leider hatte sich seit Mittag ein sehr heftiger

und kalter Südwestwind erhoben, welcher schwere Regenwolken am Himmel heraufführte und das Meer von Minute zu Minute mehr aufregte, weshalb ich nicht lange auf dem Gipfel des Berges zu verweilen wagte. Interessant ist der Anblick der beiden Buchten und der ihre Eingänge begränzenden Gebirgsmassen. Man sieht deutlich, daß sowohl die Buchten als der Castellberg ihr Dasein blos der Gewalt der ungestümen Wogen des cantabrischen Meeres verdanken, welche das ursprünglich eine zusammenhängende Kette bildende Küstengebirge hier offenbar zweimal durchbrochen und die Bassins der jetzigen Buchten ausgehöhlt haben. Daß diese Annahme vollkommen richtig ist, dies beweist der Umstand, daß der Castellberg und die beiden die Buchten gegen Osten und Westen begränzenden Glieder des Küstengebirges aus einem und demselben Gesteine bestehen und die Schichtungsverhältnisse des letzteren bei allen drei Gebirgsmassen dieselben sind.*) Der Eingang der öst-

*) Der Castellberg von S. Sebastian und die benachbarten Gebirge bestehen aus einem festen, feinkörnigen, splittrigen, sehr quarzreichen und viele Glimmerblättchen enthaltenden, gelblichgrauen Sandsteine der Kreideformation, welcher an der Luft verwittert und dann braungelb und weich wird. Dieser Sandstein ist außerordentlich schön und regelmäßig geschichtet. Die Schichten, deren Mächtigkeit zwischen zwei par. Zoll und zwei par. Fuß wechselt, streichen, wie der ganze Berg und überhaupt das ganze Küstengebirge in jener Gegend, von Osten nach Westen, und fallen unter einem Winkel von 30 bis 33° nach Norden ein, sind also bedeutend

lichen Bucht ist einfach und weit, der der westlichen dagegen doppelt und eng, indem zwischen dem Castellberge und der westlichen Fortsetzung des Küstengebirges, auf deren äußerstem, sehr malerisch geformtem Vorsprunge ein alter halbverfallener Leuchtthurm steht, eine mit grünem Rasen bedeckte Felseninsel, ein Ueberrest der von dem Meere verschlungenen Gebirgsglieder, in Gestalt eines spitzen, pyramidalen Hügels kühn aus der klaren, blaugrünen Salzfluth emporragt.

Nachdem ich am folgenden Morgen bei stürmischem und regnerischem Wetter noch eine kleine Excursion in das benachbarte Valle de Loyola, ein sehr schön bebautes Thal, aus dem der Rio Urumea hervorströmt, und an dessem Eingange ein großes, ehemals dem Orden der Franziscaner gehörendes, von einem wahren Walde hoher Lorbeerbäume umgebenes Kloster auf einem

gegen Süden (gegen die Graniteruption der Haya) aufgerichtet. Daher kommt es, daß die Südseite des Berges, wo die Schichtenköpfe zu Tage ausgehen, viel steiler ist, als die entgegengesetzte. Hier sind die Flächen der Schichten oft auf weite Strecken sehr schön entblößt und häufig so glatt, als wären sie von Menschenhand mit dem Meisel bearbeitet worden. Die Schichten pflegen von Absonderungsspalten durchzogen zu sein, welche ziemlich senkrecht auf die Schichtenfugen verlaufen, weshalb das Gestein plattenförmig bricht. Häufig durchziehen eisenschüssige Adern die Schichten. Am nördlichen Fuße des Berges ist, so weit die Meereswogen zur Zeit der Fluth reichen, das die Schichten trennende thonige Material weggespült worden, so daß hier die Schichten lose übereinander gelehnt erscheinen.

Hügel sehr anmuthig gelegen ist, unternommen hatte, verließ ich San Sebastian Nachmittags um 2 Uhr, und gelangte vier Stunden später nach Tolosa. Der Weg dahin führt durch ungemein schöne Gegenden. Eine Zeit lang läuft die Chaussee am südlichen Ufer der westlichen Bucht hin, von wo aus sich San Sebastian mit seinem Castellberg sehr stattlich ausnimmt; dann biegt sie landeinwärts und führt durch gewaltige Durchstiche, die man in die Hügelreihen, welche auch hier das Küstengebirge mit der Sierra verbinden, gemacht hat, und durch Eichengehölze in das reizende Thal des Oriá, welches sie bis Tolosa nicht mehr verläßt. Dieser Fluß entspringt in den südlichen Parthieen des zwischen Navarra und Guipuzcoa gelegenen Stückes des labyrinthisch verzweigten cantabrischen Gebirges, und durchbricht dasselbe, um seine trüben Gewässer, von denen er seinen Namen erhalten hat*), dem Meere entgegen zu führen. Anfangs ist das Thal weit, von Hügeln eingeschlossen, mit kleinen Dörfern und vielen Caserios bestreut; bald aber verengt es sich, indem es die nördlichste Kette der Sierra durchbricht, zu einer romantischen, walderfüllten Felsenschlucht. Die zu beiden Seiten in den malerischsten Formen hoch emporragenden Berge bestehen anfangs noch aus Sandstein,

*) „oriá“ bedeutet nämlich im Baskischen schmuzig. Nicht zu verwechseln mit „òrria“, das Baumblatt, von welchem Worte der baskische Name des Mai, „orrilla“, d. h. Blättermonat, abgeleitet ist.

dann aus dem dunkel gefärbten Kalke, welcher das dominirende Glied der Kreideformation Nordspaniens bildet, und sind theils bewaldet, theils mit Gebüsch und Farrenkraut*) bedeckt. Wo es das Terrain nur irgend gestattet, sind die Sohle des Thales und die untern Abhänge bebaut, mit Aepfel- und Nußbäumen bepflanzt und mit Caserios geschmückt; ja, in einigen Ausweitungen, wo Nebenthäler einmünden, liegen selbst ganze Ortschaften. Unter letzteren verdient besonders Andoáin, ein großer lebhafter Flecken mit stattlicher Kirche und mehreren Fabriken, berühmt durch mehr als einen blutigen Kampf während des carlistischen Krieges, erwähnt zu werden. Bald hinter diesem Orte steht ein Carabineroposten, woselbst das Gepäck der Reisenden, wenn es an der Gränze nicht plombirt worden ist, einer nochmaligen Visitation unterworfen wird, indem sich hier das „contraregistro" oder die zweite Zolllinie befindet. Seit einigen Jahren hat nämlich die Regierung längs der Küste von Gipuzcoa und Vizcaya noch eine zweite Zolllinie errichtet, weil die Schmuggelei an diesen Gränzen allzusehr überhand genommen hatte. Die zweite Zolllinie ist von der eigentlichen Gränze fünf bis acht Leguas

*) Pteris aquilina L., der Adlerfarrn, welcher wohl nirgends so häufig wächst, wie in Nordspanien. Das Gebüsch besteht aus verschiedenen Haidesträuchern, aus Ulex europaeus, Sarothamnus cantabricus, Ilex Aquifolium, Daphne Laureola, Ligustrum vulgare rc.

entfernt. Den zwischen beiden Zolllinien liegenden District nennt man die „zona", den Gränzbezirk. Hat man diesen passirt, so ist man von Seiten der „Aduana" keiner Visitation mehr ausgesetzt. Von dem Contraregistro an erweitert sich das Thal des Oriá bedeutend, indem dasselbe als Längenthal zwischen den Ketten des cantabrischen Gebirges hinläuft. Die Landschaft gestaltet sich nun mit jedem Augenblicke anmuthiger und großartiger. Rechts und links begränzen imposante, mit Wald und Wiesen bedeckte, in nackte Felskuppen endende Berge die Aussicht; fette Ackerfluren und Haine von Obstbäumen breiten sich an den terrassirten, oft sehr steilen und anscheinend der Cultur ganz unzugänlichen Abhängen und in der weiten Thalsoble aus; überall blinken freundliche Caserios aus dem üppigen Grün und stolze, moderne, geschmackvolle Fabrikgebäude mit thurmhohen Dampfessen erheben sich an den Ufern des wasserreichen, schäumenden Flusses. Leider war das Wetter nicht so günstig, wie die vergangenen Tage; es regnete viel und oft verhüllten Wolken das Gebirge gerade an den schönsten Stellen. Eine Stunde vor Tolosa kommt man nach Villabona, einem Flecken von finsterer, unfreundlicher Bauart, woselbst die Chaussee auf die ältere, von Yrun über Hernani gehende Straße mündet. Bald darauf erblickt man Tolosa, umgeben von hohen, steilen, wunderschön geformten Felsenbergen, welche scheinbar das Thal gänzlich

versperren. Bei heftigem Regen fuhren wir in die geräuschvollen Gassen dieser Stadt hinein, wo ich bis zum folgenden Morgen verweilen mußte. Auch hier fand ich einen guten Gasthof und freundliche, gefällige Leute.

Tolosa, die eigentliche Hauptstadt und Sitz der Regierung von Guipuzcoa, nächst San Sebastian der bevölkertste Ort dieser Provinz*), liegt am rechten Ufer des Oriá, in welchen hier der von Westen herkommende Araxes, ein beinahe eben so starker, aber helles Wasser besitzender Gebirgsfluß, der um die südliche Seite der Stadt herumgeht, mündet. Schöne Brücken führen über beide Flüsse zum Innern der Stadt, welches aus engen, schlecht gepflasterten und unregelmäßigen Gassen besteht, doch meist gut gebaute, stattliche Häuser enthält. Tolosa wurde im dreizehnten Jahrhunderte von Alphons dem Weisen, König von Castilien, gegründet, und soll an derselben Stelle stehen, wo im Alterthume eine Stadt der Cantabrer, Namens Iturissa, lag**). Die Stadt ist belebt, indem sich daselbst und in ihren nächsten Umgebungen eine Menge von Fabriken befinden. Es werden hier

*) Tolosa besitzt ungefähr 6000 Einwohner, San Sebastian 10000.

**) Diese Vermuthung scheint um so gegründeter zu sein, als in und um Tolosa sehr viele Quellen hervorbrechen. Die Quelle heißt nämlich im Baskischen noch jetzt „iturra“. Die Endung „sa“, jetzt „za“, deutet nach Wilhelm v. Humboldt Menge an. Iturriza würde also einen quellenreichen Ort, Quellenstadt, bedeuten.

viele Eisenwaaren, namentlich eiserne Küchengeschirre, Fenstergitter, Balcongeländer, Gitterthüren, Eisenstacketen, Eisenschienen, Bettgestelle, Messer und blanke Waffen aller Art, ferner Tücher und andere Manufacturartikel, sowie Lederarbeiten, fabricirt; das Hauptfabricat, welches Tolosa liefert, ist aber Papier aller Art, indem daselbst (außerhalb der Stadt) in neuerer Zeit von einigen speculativen Köpfen zwei sehr große Fabriken sogenannten Papiers ohne Ende errichtet worden sind, welche jetzt nächst den Dampfpapierfabriken Cataloniens das meiste feinere Papier, besonders Briefpapier, liefern, welches man in Spanien zu kaufen bekommt. Beide Fabrikgebäude, von denen das eine am Oriá, das andere am Araxes liegt, sind mit Dampfmaschinen versehen und gleichen Schlössern. Auch giebt es in Tolosa eine große Anzahl von Cigarrenfabriken, die viele Hunderte von Arbeitern beiderlei Geschlechts beschäftigen. Der Taback (ebenso das Salz) ist nämlich in Guipuzcoa und Vizcaya noch nicht monopolisirt, sondern kann daselbst Jedermann beliebig mit Taback handeln und Cigarren fertigen. Auch zahlen weder Taback noch Salz an den Gränzen dieser Landschaft Eingangszoll, sondern passiren frei und ungehindert ein und aus, der letzte Rest des Freihandels, der ehedem gemäß den „Fueros“ der baskischen Provinzen überall im Lande der Basken im vollsten Maaße gestattet war. Alle diese Umstände machen Tolosa zu einem der

lebhaftesten Orte Spaniens. In allen Häusern befinden sich Kaufläden und die Gassen wimmeln fortwährend von Menschen und Fuhrwerk. Am tollsten ist das Getreibe Sonnabends, an welchem Tage allwöchentlich ein großer, von der ganzen Umgegend stark frequentirter Markt gehalten wird. Außer ihren Fabriken und ihren hübschen an den Ufern der beiden Flüsse sich hinziehenden Promenaden und der großartigen Gebirgsscenerie, welche sie umringt, besitzt die Stadt nichts Sehenswerthes. Ihre einzige Kirche, die ich noch an demselben Abende besuchte, da, ich weiß nicht weshalb, ein feierlicher Abendgottesdienst abgehalten wurde, ist zwar groß, verdient aber kaum in Augenschein genommen zu werden. Der Baustyl ist florentinisch, das Innere durch vier unförmlich dicke runde Säulen in drei Schiffe abgetheilt und geschmacklos verziert, der Boden gedielt. Beachtung verdient das Tabernakel des Hochaltars, ein kleiner geschmackvoller, von hübschen Marmorsäulchen getragener Tempel, der an jenem Abende prachtvoll im Glanze einer Unzahl von Kerzen strahlte. Die Kirche war voll Menschen, besonders Damen, unter denen sich manche durch nicht gewöhnliche Schönheit auszeichneten.

Es war noch finster, als ich am frühen Morgen des 8. Mai in die Diligence stieg, um meine Reise nach Bilbao anzutreten. Das schwere Gewölk, welches den Himmel bedeckte, ließ einen Regentag erwarten. Ich

hatte mich auch nicht getäuscht, denn kaum lag Tolosa uns eine Stunde im Rücken, so begann es zu regnen und regnete, wenige stundenlange Unterbrechungen abgerechnet, bis gegen Abend. Ein kalter Wind kam von dem cantabrischen Gebirge herab und ich würde daher derb gefroren haben, hätte ich nicht meinen weiten spanischen Mantel zum Schutze gegen Kälte und Regen bei mir gehabt. Ueberhaupt darf man nicht glauben, ich wiederhole es nochmals, daß man sich in den baskischen Provinzen im Süden Europas befindet. Wie die Landschaft, so ähnelt auch das Klima in Guipuzcoa und Vizcaya, wie überhaupt im nördlichen Litorale Spaniens, dem des mittäglichen Deutschlands und der Schweiz viel mehr, als dem der südeuropäischen Länder, nur mit dem Unterschiede, daß das Klima der baskischen Provinzen ein Küstenklima ist und deshalb nicht die schroffen Temperaturwechsel besitzt, wie das Klima Deutschlands. Was die Menge der atmosphärischen Niederschläge anlangt, so regnet es in den baskischen Provinzen viel mehr als bei uns in Deuschland, ja, in Bilbao vergeht Jahr ein Jahr aus fast kein Tag ohne Regen. Freilich dauert das Regenwetter nie lange und hellt sich der Himmel sehr rasch wieder auf, so daß in jenen Gegenden desgleichen kaum ein Tag ohne Sonnenschein und blauem Himmel vergeht. Die Luft ist fortwährend feucht, in Bilbao so feucht, daß das Salz zerfließt und alles blanke Eisenzeug

rasch verrostet. Zur Entschädigung für diese etwas unangenehmen Eigenschaften des Klimas genießen die baskischen Provinzen einen ununterbrochenen Frühling*). Berge und Thäler sind hier fortwährend grün, selbst im hohen Sommer, wo im Innern von Spanien und auch in den Küstengegenden am Mittelmeer Alles von den Gluthstrahlen der Sonne verbrannt ist und Bäume und Fluren mit dickem Staube bedeckt sind. Außerdem überhebt das häufige Regenwetter und die fortwährende Feuchtigkeit der Atmosphäre die Bewohner des cantabrischen Litorale des mühsamen Geschäfts der Bewässerung, ohne welche im Innern und im Süden der Halbinsel keine Cultur möglich ist, und erlaubt ihnen, überall, wo es die Bodenverhältnisse gestatten, das Land zu bebauen.

Da ich mich ganz allein im Coupé befand, so hatte ich hinlänglich Muße, die Gegend zu betrachten. Die Straße führt von Tolosa an fortwährend in dem malerischen, von hohen Bergketten eingeschlossenen Thale des Araxes aufwärts. Die Abhänge der schön geformten, aus Sandstein, Mergelschiefer und Kalk bestehenden Berge sind herrlich mit Eichen und Kastanien bewaldet, die obern Abhänge mit Gebüsch und Wiesen bekleidet und nur die Kuppen vollkommen kahl. Das Thal ist stark

*) Mehr über das Klima dieser Gegend findet sich in meiner Schrift: „Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation.“ Dritter Theil. (Leipzig, 1852.)

bevölkert, denn überall, bis hoch hinauf an den Bergen, schimmern die weißen Gemäuer zahlloser Caserios, und sehr schön angebaut. Eine Menge Mühlen, einzelne Fabriken und Ferrerias (Eisenhütten) schmücken die oft felsigen Ufer des wilden tobenden Bergstromes, und reinliche, mit Wein und Lebensmitteln gut versorgte Ventas bieten dem Wanderer auf jedem Schritt die Gelegenheit dar, seinen Hunger und Durst zu stillen. Die Straße berührt mehrere Flecken und kleine Städte, welche meist enge, schlecht gepflasterte Gassen, aber stattliche, hohe, alterthümliche Häuser und Kirchen besitzen. Die Ortschaften der baskischen Provinzen, namentlich Vizcayas, haben ein zwar finsteres, aber nobles Ansehen. Die Häuser sind sämmtlich hoch, mit vielen Balcons versehen und häufig mit alten, schön in Stein gearbeiteten Wappenschildern geschmückt. Zwischen Villafranca und Villareal kommt man durch ein ächt baskisches Dorf, genannt Ormaiztegui (sprich Ormástegi). Dieser Ort ist berühmt geworden als der Geburtsort des Carlistengenerals Zumalacárregui, dessen Bruder, welcher seine politischen Ansichten keineswegs theilte, sondern im Gegentheil Cristino war, noch gegenwärtig daselbst als Pfarrer lebt. Bald hinter diesem Dorfe übersteigt die Chaussee in vielfachen Windungen einen hohen Bergkamm, jenseits dessen das Städtchen Villareal liegt. Die Straße steigt so rasch an, daß die acht Maulthiere, welche

vor die Diligence gespannt waren, den schweren Wagen nicht allein hinauf zu bringen vermochten. Es wurden daher am Fuße der Schnecke zwei Paar Ochsen zwischen die Maulthiere eingeschoben und so der Wagen langsam die steile Lehne hinanbugsirt. Das Regenwetter verhinderte mich leider, die schöne Aussicht, welche dieser Paß darbieten mag, zu genießen. Mehr begünstigte mich das Wetter bei der Uebersteigung des hohen Puerto de Descarga, zwischen Villareal und Anzuela gelegen, zu welchem der Wagen ebenfalls mit Ochsen emporgezogen werden mußte.

Der Puerto de Descarga, einer der höchsten Gebirgspässe von Guipuzcoa, bildet die Wasserscheide zwischen dem Bassin des Oriá und dem des Zadorra, welcher auf dem Plateau von Alava entspringt und bei Motrico ins Meer fällt. Man erhebt sich hier so hoch, daß man aus der Region der Kastanien und Eichen heraustritt; an ihrer Stelle erscheinen Buchen, Eschen, Erlen und Ahorn; ja, selbst unsere zierliche, weißrindige Birke fehlt auf diesem hohen Gebirgskamme nicht. Der Paß von Descarga war früher sehr berüchtigt wegen der vielen Raubanfälle, die hier verübt wurden; gegenwärtig hat man nichts Dergleichen zu befürchten, indem auf der Höhe des Passes ein Posten der „Migueletes", der vortrefflichen Landgensdarmerie von Guipuzcoa, errichtet worden ist. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, der

Himmel sich aufgehellt und die Sonne beschien frühlingswarm das üppig grüne Land. Auf der Höhe des Passes eröffnete sich daher eine prachtvolle Aussicht. Zur Linken, vor und hinter uns, erhoben sich die wilden Ketten des vielfach verzweigten cantabrischen Gebirges: uns im Rücken hohe parallele Kämme, überragt von einem spitzen, schneebedeckten Pik, vor uns ein wellenförmiges Waldgebirge, hinter dem hohe, grotesk geformte nackte Felskegel und Pyramiden emporstiegen. Zu unsern Füßen ruhte im weiten, schön bebauten Schooße eines malerischen Thalbeckens der Flecken Anzuela, zu dem die Straße in zahllosen Windungen hinabführt. Dem Bache folgend, welcher auf den Höhen von Descarga entspringt, kamen wir um 10 Uhr nach Vergara. Diese durch das „Convenio", welches dem mörderischen Bürgerkriege ein Ziel setzte, berühmt gewordene Stadt liegt malerisch in eine enge und tiefe, von steilen, romantischen Bergen eingeschlossene Schlucht versteckt, welche ein Nebenthal des von dem wasserreichen Zadorra durchströmten Thales ist, in dem die Straße nach Vitoria hinaufführt. Am Eingange der Stadt liegen am Ufer des schäumenden Flusses zwei gute Gasthöfe und eine große Spinnfabrik, deren graue Schieferdächer, grüne Jalousieen und weiße Mauern und Essen recht gut zu der romantischen Berglandschaft passen und angenehm gegen die finstern, geschwärzten Gebäude der Stadt abstechen, die sich durch

Nichts, als durch ein abscheuliches Pflaster, auszeichnet. Die beiden erwähnten Gasthöfe dagegen gehören zu den besten Hotels Spaniens. Namentlich der eine, der Parador nuevo, in welchem ich bei meiner Rückkehr nach Yrun eine Nacht zugebracht habe, empfiehlt sich durch seine Sauberkeit und besitzt eine wahrhaft elegante Einrichtung.

Gleich hinter Bergara erweitert sich das Thal zu einem großen, rings von hohen Bergen umschlossenen Bassin, welches prächtig angebaut und mit vielen Caserios übersät ist. Vor uns hoch oben auf dem Kamme des Gebirges schimmerte der Thurm des Fleckens Elgueta, des ersten Ortes von Vizcaya, zu dem die Straße wiederum unendlich gewunden emporklettert. Abermals wurden Ochsen angelegt: wir brauchten volle zwei Stunden, um die endlose Schnecke emporzuklimmen. Die Zeit vergeht indeß rasch wegen der prachtvollen Aussichten, die sich nach allen Seiten auf das umliegende zauberisch schöne Gebirgsland eröffnen. Elgueta, in der Region der Buchen gelegen, ist ein kleiner, aber freundlicher Ort mit hübschem, regelmäßigem Platze, an welchem die Kirche steht. Nachdem die Straße eine kurze Strecke auf dem buchenbewaldeten Kamme hingelaufen ist, steigt sie an dem entgegengesetzten Abhange abermals in unendlichen Windungen in eine geräumige Ebene hinab, in deren Mitte, umgeben von fetten Waizenfluren, das Städtchen

Lorio liegt. Die Aussicht, welche sich dem Auge am Rande des Abhangs bei dem Heraustritt aus der Buchenwaldung darbietet, ist, obwohl blos eine Seite umfassend, noch großartiger und überraschender, als jene auf dem Passe von Descarga. Ein weites Thalbecken, dessen Boden fast ganz eben ist, und dessen Centrum der schon erwähnte Ort einnimmt, breitet sich gleich einem smaragdenen Teppich zu den Füßen aus. Rechts begränzen dieses schöne Thal waldige Höhen, links und im Hintergrunde dagegen steigt hinter einer Hügelreihe die imposante, aus nackten, phantastisch geformten, dem Anschein nach unersteigbaren Felsenbergen von 3000 bis 4000 Fuß Höhe bestehende Kette der Sierra de Durango empor. Es sind dieselben Felsenhäupter, welche man bereits vom Puerto de Descarga aus erblickt. Die höchsten und umfangreichsten Gipfel führen die Namen Peña Ambotu und Peña Mañaria; letzterer ist ein steiler Felsenkegel. Ich nahm mir vor, diese interessanten Felscolosse auf der Rückreise zu besuchen, allein das damals einfallende Regenwetter verhinderte mich, meinen Plan auszuführen. Lorio ist ein altes unfreundliches Nest mit vielen wappengeschmückten, aber finster und unwohnlich aussehenden Häusern. In der Nähe befinden sich Mineralquellen, über denen ein modernes, freundliches Badehaus erbaut ist.

Bei Lorio verläßt die Chaussee das cantabrische Gebirge, welches von nun an zur Linken bleibt, und führt

in einem weiten, durchgängig angebauten, doch wenig bevölkerten Thale nach den kleinen Städten Durango und Zornosa, zwei sehr freundlichen und wohlhabend aussehenden Ortschaften. Hinter Zornosa verflacht sich die Gegend mehr und mehr. Nachdem man das Contraregistro von Vizcaya passirt hat, beginnt eine von deutschen und immergrünen Eichen bewaldete und von kahlen Höhen begränzte Niederung, die wenig Cultur und Bevölkerung zeigt. Es begann heftig zu regnen, als wir in das enge, malerische Thal des Rio Ansa, an dessen Mündung Bilbao liegt, eintraten. Nachdem man bei einer großen Eisengießerei vorbeigekommen ist, beginnt eine schattige Promenade und bald erblickt man die Thürme und Häuser von Bilbao zu seinen Füßen im Grunde der engen, baumerfüllten Schlucht. Es schlug eben 5 Uhr, als unsere Diligence bei stürmendem Regen in die freundlichen, lebhaften Gassen der Hauptstadt Vizcaya's hineinrollte, wo ich in einem äußerlich sehr elegant aussehenden, innerlich aber schmuzigen und unbequem eingerichteten französischen Hotel an der prächtigen Promenade des Arenal meine Wohnung nahm. —

Viertes Kapitel.

Bilbao.

Bilbao hat eine ganz eigenthümliche Lage. Man mag sich dieser Stadt nähern, von welcher Seite man wolle, nirgends sieht man dieselbe eher, als bis man entweder ihr zu Häupten oder dicht vor ihr steht. Sie liegt nämlich in einem tiefen, mehrfach gekrümmten Thale zu beiden Seiten theils des Rio Ansa, theils eines schmalen Meeresarms, der als eine Verlängerung des genannten, in ihn mündenden Flusses erscheint. Dieser Meeresarm oder Ria, welcher bis zu seinem Eingange viele Krümmungen beschreibt und theils deshalb, theils wegen seiner geringen Breite einem Flusse gleicht, ist gegen drei Stunden lang, fortwährend schmal, aber so tief, daß selbst Dreimaster bis nach Bilbao kommen können. Es sieht höchst seltsam aus, wenn ein solches großes Schiff unter vollen Segeln die Ria heraufkommt, indem es mitten im Lande zu fahren scheint. Es würden noch größere

Schiffe (Schiffe von mehr als 400 Tonnen Gehalt können nicht bis Bilbao herauf) die Ria befahren können, wenigstens zur Zeit der Fluth, wenn nicht die an ihrem Eingange befindliche Barre, die schon manchem Fahrzeuge den Untergang gebracht hat, sehr eng und deshalb gefährlich zu passiren wäre. Bilbao ist beinahe eine Stunde lang, dagegen kaum eine Viertelstunde breit, was aus den vorstehenden Bemerkungen über seine Lage erklärlich wird. Am schmalsten ist der südliche Stadttheil, welcher innerhalb des schluchtenartigen, beiderseits von steilen Gehängen umgürteten Thales des Ansa liegt. Von dem Puente viejo an, der ersten Brücke, die noch über den Fluß führt, wird die Stadt breiter, indem sich das Thal hier zu erweitern beginnt. Doch bleibt dasselbe noch ziemlich eng bis zum Puente nuevo, wo es plötzlich sehr weit wird, indem die Hügelreihen des westlichen Ufers, hinter denen eine ziemlich hohe, von schroffen, malerischen Felswänden umgürtete Gebirgskette emporragt, weit von der Ria zurückweichen, die sich fortwährend am Fuße der das Thal von Osten her einschließenden Hügel hinschlängelt. Der bei weitem größte Theil der Stadt, das eigentliche Bilbao, liegt auf dem östlichen Ufer der Ria und des Ansa, der gegenüber befindliche Theil, Bilbao la vieja (Alt-Bilbao) genannt, ist wenig mehr, als eine bloße Vorstadt. Doch befinden sich hier mehrere Kirchen und Klöster, ferner das Civilgefängniß und der Circus

für die Stiergefechte. Drei Brücken, der Puente viejo, eine alte schmale, aus einem einzigen, sehr hoch gespannten Bogen bestehende, und deshalb auf beiden Seiten steil wie ein Dach ansteigende Brücke, der Puente nuevo, eine erst vor wenigen Jahren erbaute gußeiserne, höchst elegante Brücke, deren mittlerer Theil aus zwei beweglichen, aufziehbaren Klappen besteht, um die Schiffe (die Brücke führt über die Ria) hindurchlassen zu können, und eine zwischen diesen beiden Brücken gelegene, blos für Fußgänger bestimmte Kettenbrücke, verbinden das alte Bilbao mit der eigentlichen Stadt. Diese gehört unstreitig zu den am besten gebauten und freundlichsten Städten Spaniens. Namentlich zeichnen sich der Quai, la Ribera genannt, die Umgebungen des Arenal oder der Hauptpromenade, und die Plaza nueva, ein innerhalb der Stadt befindliches, regelmäßiges Viereck, durch stattliche, hohe, moderne und zum Theil recht elegante Gebäude aus. Die Gassen sind sämmtlich mit Kanälen versehen, deshalb ziemlich reinlich und, mit Ausnahme der Uferstraße, zierlich mit kleinen Steinen gepflastert. Die östlichen Gassen steigen terrassenartig am Abhange der malerischen Hügelkette empor, welche fast über und über mit Weinpflanzungen bedeckt und mit einer großen Anzahl von freundlichen Winzerhäuschen und Landsitzen bestreut ist. Ganz Bilbao ist gegenwärtig mit Gas beleuchtet.

Bilbao*), gegenwärtig eine Stadt von 20,000 Einwohnern, wurde im Jahre 1300 von dem castilianischen Ritter Don Diego Lopez de Haro gegründet und wegen seiner vortheilhaften Lage bald die Hauptstadt Vizcayas. Vielfach und wechselvoll waren die Schicksale, welche diese Stadt seit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart erfahren hat. In neuester Zeit hat sie sich namentlich durch den hartnäckigen Widerstand berühmt gemacht, den sie, ein offener, unbefestigter, rings von Höhen dominirter Ort, der von Zumalacárregui in Person mit großem Geschick geleiteten Belagerung durch die Carlisten leistete, welche dem Commandanten von Bilbao, dem Grafen von Mirasol, einen unvergänglichen Namen in der Geschichte, und Zumalacárregui, dem größten und talentvollsten Feldherrn, den die Carlisten besaßen, den Tod gebracht hat. Ich halte es nicht für ganz unpassend, hier einige Worte über diese Episode, die über das Schicksal der carlistischen Faction entschied, einzuschalten. Nachdem die Carlisten sich bis zum 15. Mai 1834 Navarra's und der ganzen baskischen Provinzen mit Ausnahme der Städte Bilbao, San Sebastian, Vitoria und Pamplona bemächtigt hatten, marschierte Zumalacárregui,

*) Der Name soll nach W. v. Humboldt von den baskischen Wörtern „pilla“, Haufe, auch Berg, und „Ba“, unter, herkommen und folglich einen Ort bedeuten, der unter Bergen oder am Fuße von Bergen liegt.

der unbedingt die eigentliche Seele der ganzen Insurrection und der einzige Mann war, welcher die Fähigkeit besaß, der carlistischen Prätension zum Siege zu verhelfen, gegen Bilbao, da diese Stadt allem Anschein nach sich nicht halten konnte und ihr Fall den von Vitoria und Pamplona nach sich ziehen mußte. Achtzehn carlistische Bataillone begannen am 12. Juni die dem Untergange geweihte Stadt, welche blos eine Besatzung von 4000 Mann, den Resten von zehn verschiedenen Regimentern, und die Bürgerwehr besaß, zu umzingeln, und den folgenden Tag langte Zumalacárregui selbst an und forderte Bilbao auf, sich zu ergeben. Der Commandant, der schon genannte Graf von Mirasol, verweigerte die Uebergabe, und sofort ließ der Carlistengeneral das Feuer eröffnen. Mirasol hatte in aller Eile nur die äußern, die Stadt umschließenden Häuser verrammeln und auf ihren Dächern fünf Batterieen errichten lassen können. Die Carlisten dagegen besaßen sechs auf den geeignetsten Puncten in den Umgebungen der Stadt angelegte Batterieen, welche sie mit achtzehn Kanonen schweren Kalibers bewaffneten, die sie auf Ochsenkarren herbeigeschafft hatten. Gleich im Anfange bemächtigten sich dieselben des Einganges der Ria, um den Zuzug und die Einfuhr von Lebensmitteln zu verhindern. Doch wußte ein englischer Kriegsdampfer, den die Regierung Spaniens in Dienste genommen hatte, seine Artillerie und Soldaten

auszuschiffen, welche auch glücklich nach Bilbao gelangten. Dennoch würde sich Bilbao nicht haben halten können und eine Beute des raubsüchtigen Gesindels, welches im Verein mit den carlistischen Soldaten die Stadt umlagerte und sich schon auf die Plünderung freute, geworden sein, da die Generale der cristinischen Truppen nichts zum Entsatze der Stadt zu unternehmen wagten, hätte nicht ein unerwartetes Ereigniß der Belagerung eine andere Wendung gegeben. Fünf Tage lang war die Stadt bereits heftig beschossen worden, als am 17. Juni Zumalacárregui, während er von dem Balcon eines Hauses in Begorria, einem nahe bei Bilbao gelegenen Flecken (das Haus ist mir gezeigt worden), der Errichtung einer Batterie zusah, von einer Kanonenkugel der englischen Batterie das linke Bein zerschmettert wurde. Unfähig, die Belagerung ferner zu leiten, übergab Zumalacárregui den Oberbefehl dem General Eraso und ließ sich zuerst nach Durango, sodann nach seinem Geburtsort Ormaiztegui schaffen, wo er bereits den 24. Juni an den Folgen der zu spät unternommenen Amputation starb. Durch die Verwundung des Oberbefehlshabers war eine große Verwirrung in den Reihen der Carlisten verursacht worden, und nachdem am 30. Juni der General las Heras mit 21 Bataillonen sich mit Espartero, der mit 12000 Mann in Portugalete an der Mündung der Ria von Bilbao stand, vereinigt hatte, hob Eraso die Belagerung

auf und zog sich nach Durango zurück, worauf das vereinigte cristinische Heer am 1. Juli die halbverhungerte Stadt besetzte. Während der Belagerung wurde der nördliche Theil der Stadt, besonders die an der Ria bis zum Arenal gelegenen Häuser, gänzlich zerstört. Diese sind nachher natürlich wieder aufgebaut worden und bilden jetzt den schönsten Theil der Stadt. Von den Verheerungen, welche das Bombardement anrichtete, ist in der Stadt selbst keine Spur mehr vorhanden; nur vier außerhalb der Stadt befindliche, in Ruinen liegende Klöster und die Ueberreste der von den Carlisten auf den Höhen errichteten Schanzen erinnern noch an jene bösen Tage.

Der schönste Theil von Bilbao ist der Arenal. Dieser anmuthige, des Abends von der eleganten Welt beiderlei Geschlechts stark besuchte Spaziergang nimmt einen geräumigen Platz von dreieckiger Gestalt ein, und erstreckt sich von dem Puente nuevo bis nahe an das nördliche Ende der Stadt. Er ist von einer Menge prächtiger alter Eichen, Linden, Ulmen, Roßkastanien und Acazien beschattet, deren dichte Kronen dem Platze, selbst bei der größten Sonnenhitze, eine angenehme Kühle bewahren. Eine große Anzahl steinerner Ruhebänke mit eleganten eisernen Lehnen, welche zum Ausruhen und zum Genuß des erfrischenden Schattens einladen, und ein geschmackvoller Brunnen, überragt von einem hohen

Obelisken und umringt von schönen Baumgruppen, tragen nicht wenig bei, den Reiz dieses angenehmen Ortes zu erhöhen. In der Mitte des Arenal liegt ein Blumengarten, welcher einen freundlicheren Eindruck machen würde, wenn er nicht in der steifen, altfranzösischen Manier angelegt wäre. Am schönsten nimmt sich die Promenade des Arenal bei Abend aus, wenn die Gaslaternen angezündet sind. Eine andere Promenade, die den Arenal wegen der prächtigen Aussicht, die sie auf die schiffbedeckte Ria und das malerische Thal derselben darbietet, fast noch übertrifft, beginnt am nördlichen Ende der Stadt, und erstreckt sich über eine Viertelstunde weit am rechten Ufer der Ria hin, die auf beiden Seiten ununterbrochen mit schönen Quais eingefaßt ist. Diese Promenade, genannt Campo Valentin, besteht aus einer sechsfachen, schattigen Allee von deutschen Eichen und Linden, untermischt mit einigen großen, schönen Immergrüneichen. Ein dritter Spaziergang, der besonders in den Morgenstunden von dem schönen Geschlecht besucht zu werden pflegt, ist der vor dem südlichen Eingange der Stadt in dem reizenden Thale des Ansa gelegene, längs des rechten Flußufers sich hinziehende Paseo de las Cañas, so genannt nach einer Wasserleitung, die unter ihm weggeht. Diese ebenfalls von nordischen Bäumen beschattete und von üppigen Hecken eingefaßte Promenade verdient von den Fremden mehr

besucht zu werden, als es gewöhnlich geschieht, wegen der prächtigen Ansichten, die das romantische Flußthal, in welchem eine Fabrik und mehrere Mühlen in idyllisch schönen Buchten versteckt liegen, darbietet.

Außer seinen freundlichen Gassen und schönen Promenaden besitzt Bilbao nichts, was den Fremden fesseln könnte. Das Theater, am Arenal gelegen, ist recht hübsch, gehört jedoch zu den mittelmäßigen Theatern Spaniens und besitzt auch keine stehende Schauspielertruppe. Die einzige „Funcion", die ich in demselben gesehen habe, wurde sehr schlecht gegeben; die Tänzer, welche die beliebten Nationaltänze, die in Spanien bei keiner theatralischen Vorstellung fehlen dürfen, ausführten, entbehrten aller Grazie und die Musik war gräulich. Die Kirchen sind im Innern sämmtlich geschmacklos, mit Ornamenten überladen und ohne Kunstwerke von Bedeutung. Unter denselben macht die am Arenal gelegene Parroquia de S. Nicolas noch den besten Eindruck wegen ihrer edlen mit zwei schönen Glockenthürmen, die oben in Kuppeln enden, geschmückten Façade. Diese Kirche ist eine Rotunde, von einer Kuppel überwölbt, besitzt fünf Altäre und einen gedielten Fußboden, aber weder Bänke, wie bei uns, noch Betschemel, wie in den Kirchen von Tolosa und San Sebastian. Wahrscheinlich kauern sich die Damen hier auf den Boden, wie es im übrigen Spanien, besonders im Süden, Sitte ist. Wis-

senschaftliche Institute existiren in Bilbao, einige „Colegios de señoritas“ (Töchterschulen), eine Zeichnen- und eine nautische Schule ausgenommen, nicht. Desto zahlreicher sind die Tabernen, welche vom Morgen bis in die Nacht hinein gefüllt zu sein pflegen, denn die Bilbainos und überhaupt die Bewohner von Vizcaya sind ein lebenslustiges, der Liebe und dem Wein ergebenes Völkchen, gleich den Andalusiern. Was mir auffiel, ist die im Verhältniß zu andern gleich großen Städten Spaniens geringe Zahl von Kaffeehäusern. Unter denselben zeichnet sich das an der Plaza nueva gelegene Café suizo (Schweizercafé), der gewöhnliche Sammelplatz der Ausländer, durch Größe und Eleganz aus.

Mehr Anziehendes, als die Stadt selbst bieten dem Fremden ihre Umgebungen dar. Der steile Abhang, welcher das Thal des Ansa von Westen her begränzt, ist mit prächtigem Laubholz, der sanftere und längere der östlichen Hügelreihe mit Weinreben bedeckt. Letzterer, von vielen kleinen Thälern und Gründen durchfurcht, wimmelt von Caserios, und hier und da schimmern aus dem üppig grünen Laubwerke die Thürme oder die säulengetragene Veranda einer eleganten Villa hervor. Die Ufer der Ria sind beiderseits von Bilbao an bis zu ihrer Mündung mit einzelnen Häusern und größern um stattliche Kirchen gruppirten Häusermassen geschmückt. Hie und da bemerkt man auf vorspringenden Hügeln und

Felsen malerische Ruinen zerstörter Klöster und Forts, auf andern von Obsthainen und Weingärten umkränzte Landsitze. Die weite Ebene, welche sich zwischen dem westlichen Ufer der Ria und dem hier weit von demselben zurückweichenden Gebirge ausbreitet und in Form eines Halbkreises von dem Puente nuevo bis nahe an den Eingang der Ria ausdehnt, wo ihr der imposante Pico de Sarantes, der, von Bilbao aus gesehen, wegen seiner vollendeten Kegelgestalt, seiner röthlichen Farbe und seiner Kahlheit einem Vulcan täuschend ähnlich sieht, ein Ziel setzt, ist gänzlich bedeckt mit Wein-, Obst- und Gemüsegärten, mit Saatfeldern und Laubgebüschen, und übersät von einzelnen Häusern und Dörfern. Die besten Puncte, um diese reizende Ebene und das paradiesische Thal der Ria zu übersehen, sind in den nächsten Umgebungen von Bilbao die einsam auf einem Hügel vor der Stadt stehende Kirche Nuestra Señora de Borgoña, die ihren Namen zu einer Feuerversicherungsgesellschaft hat hergeben müssen (Sociedad bilbaina de seguros mutuos de N. S. de Borgoña); ferner der zerstörte Convento de Capuchinos, dessen großartige Ruinen den Scheitel eines unterhalb der Stadt über dem rechten Ufer der Ria sich erhebenden Hügels krönen; das nahe dabei, nur noch höher gelegene Castillo de las Banderas, woselbst man das Meer sieht, weshalb dieser Punct benutzt wird, um die Ankunft der nach Bilbao

segelnden Schiffe zu signalisiren; und der ebenfalls in Trümmern liegende, einen steilen Vorsprung des linken Ufers schmückende Convento de San Mamés, ehemals ein Kloster des Franziskanerordens. Alle diese eben namhaft gemachten Puncte bieten kostbare Aussichten dar, besonders las Banderas, von wo aus man auf der einen Seite eine große Strecke des Meeres und der malerisch zerrissenen, hier aus Kalk bestehenden Felsenküste, nach der andern Seite hin das reizende Thal der Ria und des Ansa, geschlossen im Hintergrunde von dem zackigen Felsgebirge der Sierra de Durango, erblickt; allein von keinem derselben kann man die Stadt überschauen und sich über ihre eigenthümliche Lage orientiren. Will man dies, so scheue man nicht die Mühe, den steilen bebuschten Abhang der linken Thalwand über Bilbao la vieja zu erklimmen: für den allerdings sehr ermüdenden Weg wird man hundertfach belohnt durch das überraschende und eigenthümliche Bild, welches man hier erblickt. Man übersieht nämlich die ganze Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung, tief unter seinen Füßen ruhend, und wegen der ungemeinen Steilheit des Abhanges, auf dem man sich befindet, scheint es, als müßte man in die Stadt hinabspringen können.

Unter den entfernteren Puncten in den Umgebungen von Bilbao verdienen besonders drei die Beachtung der Reisenden. Es sind das die Hermita de San Roque,

das Städtchen Portugalete und der Pico de Sarantes. Die zuerst genannte Eremitage liegt eine gute Stunde südwestlich von der Stadt neben jenen imposanten Felsenwänden, welche ich oben erwähnt habe. Dieser stark besuchte Wallfahrtsort bietet eine zauberische Aussicht über die schon geschilderte Ebene zwischen Bilbao und dem Pik von Sarantes dar, die besonders bei Abendbeleuchtung über alle Beschreibung schön ist. Portugalete, an der Mündung der Ria über deren linkem Ufer unweit des Piks von Sarantes gelegen, wo sich der äußere Hafen von Bilbao befindet, besucht man am bequemsten, indem man die Ria in einer Gondel hinabfährt. Auf dem durchsichtig grünen Wasser des schmalen Canals schwimmend, wechseln die Ansichten der malerischen Ufer gleich Theaterdecorationen. Sowohl die Ria als ihre Gestade sind sehr lebhaft, erstere wegen der vielen Schiffe von allen Größen, welche überall in ihr ankern, letztere wegen der zahlreichen Schiffswerften, die sich daselbst, namentlich am linken Ufer befinden. Es wurden damals einige zwanzig neue Schiffe gebaut, meist Briggs. Bilbao steht in dem Rufe, die besten Kauffahrteischiffe Spaniens zu liefern. Portugalete ist ein finsteres, alterthümliches Nest, besitzt jedoch eine schöne gothische Kirche. Da es auf und an den Abhängen eines Hügels liegt, so steigen die meisten Gassen sehr steil an, was im Verein mit dem sehr schlechten Pflaster das Gehen

sehr beschwerlich macht. Mehrere reiche Kaufleute Bilbaos besitzen hier schöne, über der steilen von der Brandung gepeitschten Felsenküste gelegene Villen. An der Mündung der Ria befindet sich ein Molo mit einem Signalhause und einem kleinen Leuchtthurme. Die Barre ist, wie schon bemerkt, sehr eng und fortwährend von weißen Schaumbergen eingefaßt. Portugalete gegenüber liegt Algota, westlich von Portugalete am Fuße des Piks von Sarantes der Flecken Santurce, beides sehr freundlich aussehende Ortschaften. Der Pik von Sarantes, den ich am Pfingstsonnabende bei meiner Rückkehr aus dem District der Encartaciones bestieg, ist nicht so hoch, wie er seiner Steilheit, Nacktheit und unmittelbaren Lage an der Meeresküste halber, erscheint. Ich glaube nicht, daß er mehr als 1000 Fuß Höhe besitzt; messen konnte ich ihn leider nicht, da mir das Barometer fehlte. Der Berg ist keineswegs ein Kegel, wie man glauben möchte, wenn man ihn von Bilbao aus sieht, sondern eine langgestreckter, dachförmig zugespitzter, doch oben ziemlich abgeplatteter, von NNW nach SSO streichender Bergwall, welcher aus demselben Kalke besteht, der so viele Berge der nordspanischen Kreideformation zusammensetzt. Die Schichten sind dick und fallen gegen Nordost unter einem Winkel von 67° ein. Das Hinaufsteigen ist wegen der Steilheit des Berges sehr ermüdend, wird aber auf dem Gipfel durch das umfassende Panorama, eines der schön-

sten, die ich je gesehen habe, hinlänglich belohnt. Gegen Norden umfaßt die Aussicht das ganze viele Meilen lange zwischen dem Cap von Machicaco und den Vorgebirgen von Castro und Santoña gelegene Küstenstück, welches, so weit man sehen kann, von hohen, steilen, furchtbar zerklüfteten Felsmassen umgürtet ist, an deren Fuße das Meer fortwährend brandet, welches in weiter Ausdehnung den Horizont begränzt; gegen Westen überschaut man das weite Bassin von Galindo und Somorrostro mit seinen vielen Ortschaften und schöngeformten Waldbergen, gen Osten das jenseits der Ria gelegene, fast ganz mit Weinreben bedeckte Hügelland und gegen Süden das herrliche Thal der Ria und des Ansa, geschlossen von den ernsten Ketten des cantabrischen Gebirges, hinter denen die Felsenhäupter von Durango und die tafelförmig abgeplattete Peña Gorveya, der höchste Berggipfel Vizcaya's, emportauchen. Ungefähr in der Mitte des Kammes gegen Westen befindet sich in dem Berge eine große höhlenartige Schlucht, deren Grund mit üppiger Farrenvegetation erfüllt ist. Der Sage nach soll sie der Eingang zu einer unterirdischen Halle sein, in welcher sich große Schätze befinden, die von Geistern und Ungeheuern bewacht werden.

Bilbao gehört zwar nicht zu den großen, aber zu den wohlhabendsten Städten Spaniens. Der Handel, dem es seinen Wohlstand verdankt, ist namentlich nach

dem spanischen Amerika sehr lebhaft. Ein großes Hinderniß für den Handel Bilbao's ist der Umstand, daß seine Kaufleute nicht direct nach Amerika versenden dürfen. Da nämlich Bilbao nicht zur Klasse der puertos habilitados gehört, d. h. zu denjenigen Hafenplätzen, welche autorisirt sind, Geschäfte aller Art mit den spanischen Colonien, mit Amerika und Indien zu machen (zu den puertos habilitados gehören meines Wissens blos Santander, Coruña, Cadiz, Malaga und Barcelona), so müssen alle Schiffe, welche die Kaufleute Bilbao's nach den spanischen Colonien oder nach Amerika und Indien expediren, in Santander anlegen und dort ihre Ladung nachsehen und einregistriren lassen, worauf sie unter dem Namen und unter der Consignation eines der in der matricula de comercio jenes Hafens eingeschriebenen Kaufmannes nach dem Orte ihrer Bestimmung abgehen. Die Exportation beschränkt sich auf Eisenerz, Roheisen, Anker, rohe Wolle und Kastanien; die Importation besteht aus Colonialwaaren, kurzen Waaren und Manufacturstoffen aller Art. Einen nicht unbedeutenden Theil der Importation bilden die Klippfische und das Wallfischöl, welche Artikel die Norweger einführen, deren man in Bilbao immer eine große Menge antrifft.

Was das Gesellige anlangt, so ist Bilbao ein sehr angenehmer Ort für den Fremden, ähnlich wie Cadiz. Die Bilbainos, besonders aus den höhern Ständen,

sind artige, höfliche, gefällige, mit feiner Weltsitte vertraute Menschen, welche es sich zur Ehre schätzen, Fremde bei sich zu sehen, und keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um denselben den Aufenthalt in ihrer Stadt möglichst angenehm zu machen. —

Fünftes Kapitel.

Ein Ausflug in die Encartaciones.

Da der Hauptzweck meiner Reise nach Bilbao, mir einen Bedienten und Pferde für meine Reisen in das Innere von Spanien zu verschaffen, sich nicht so schnell erreichen ließ, wie ich gewünscht hatte; so benutzte ich, um die Zeit nicht in Unthätigkeit zuzubringen, den dadurch veranlaßten Aufenthalt in jener Stadt, um einen Ausflug nach dem benachbarten District der „Encartaciones" zu machen. Man versteht unter diesem Namen den Complex von Thälern, die sich innerhalb des Berglabyrinths befinden, den das cantabrische Gebirge westlich von Bilbao bildet. Dieses Berglabyrinth, das sich gen Norden bis an die Küste erstreckt, wo es steil in grotesk zerrissenen Felsmassen in das Meer von Bizcaya hinabstürzt und westwärts unmerklich mit den höhern Gebirgsmassen der Provinz von Santander verschmilzt, ist eine der malerischsten und interessantesten Gegenden des can-

tabrischen Litorale. Zwischen den zahlreichen Bergketten, welche diesen District in allen möglichen Richtungen durchkreuzen und je nach ihrer geognostischen Zusammensetzung sich bald in sanftgeschwungenen Wellenlinien erheben, bald hohe, in zackige Felsgräten endigende Wälle bilden, bald aus kühnen, durch tiefe Schluchten geschiedenen Kegeln und Pyramiden bestehen, liegen geräumige, meist beckenförmige Thäler oder Ausweitungen, die durch enge Gründe mit einander communiziren und unzählige zerstreute Caserios und kleine Dörfchen in ihrem fruchtbaren Schooße bergen. Krystallhelle, wasserreiche Bäche stürzen allenthalben von den Bergen herab, deren Abhänge mit Laubholz und Buschwerk dicht bekleidet zu sein pflegen, und bewässern die Thalgründe und Ebenen, mit deren saftig grünen Wiesen und hellfarbigen Weizenfluren die freundlichen, weißgetünchten Häuser auf das Anmuthigste contrastiren. Jedes Thalbecken bildet mit seinen Nebenthälern blos eine einzige Gemeinde, eine Encartacion, welche in „Barrios" oder „Consejos" zerfällt, deren jeder eine Kirche und gewöhnlich auch einen besondern Pfarrer, sowie seinen besondern Alcalden besitzt. Bisweilen führt der Hauptbarrio den Namen des Thales, gewöhnlich ist dies jedoch nicht der Fall, sondern werden sämmtliche Abtheilungen der Encartacion besonders benannt, wie die einzelnen Plätze und Abtheilungen in einer Stadt.

Zu den vornehmsten Districten der Encartaciones gehören die Thäler von Somorrostro, Sopuerta und Valmaseda, welche durch Gründe unter sich zusammenhängen. Innerhalb des erst genannten Districts liegen die gleichnamigen, wegen ihrer fabelhaften Ergiebigkeit selbst außerhalb Spaniens berühmten Eisengruben, die schon den Römern bekannt waren und eine der vorzüglichsten Eisensorten Europa's liefern. Diese zu sehen und die geognostischen Verhältnisse ihrer Umgebungen zu untersuchen, war schon lange mein Wunsch gewesen. Nun wollte es der Zufall, daß ich in Bilbao einen deutschen Bergingenieur kennen lernte, welcher im Thale von Sopuerta wohnt, woselbst sich einige erst neuerdings eröffnete Kupferminen befinden, denen jener Deutsche als Director vorsteht. So kam es, daß ich mit dem Besuch der Eisengruben von Somorrostro einige weitere Ausflüge durch die nordwestlichsten Parthieen der Encartaciones verband, über die ich hier Einiges mittheilen will.

Begleitet von einem treuherzigen, ehrlichen Basken, der meinem gemietheten Maulthiere als Knecht beigegeben war, verließ ich am Morgen des 14. Mai Bilbao, um mich zunächst nach den Gruben von Somorrostro zu begeben. Der Weg dahin führt durch die schon früher geschilderte, sehr bevölkerte und höchst anmuthige Ebene, welche sich längs des linken Ufers der Ria von Bilbao hinzieht und ungefähr eine halbe Legua breit ist. An-

fangs ist der Weg fahrbar und ziemlich gut; nachdem man aber die Kettenbrücke von Paracaldo, welche über einen schmalen, aus der Ria von Bilbao entspringenden Seearm geschlagen ist, überschritten hat, wird er so schlecht, daß man oft genöthigt ist, abzusteigen und das Thier am Zügel zu führen. Doch läßt die wechselnde Anmuth der Gegend die fürchterliche Beschaffenheit des Weges leicht vergessen, und entschädigt reichlich für die Zögerung, welche letztere veranlaßt. Zwischen lebenden Hecken von größter Ueppigkeit hinreitend, mit denen die ohne Unterbrechung sich folgenden Wein-, Obst- und Gemüsegärten umgeben zu sein pflegen, gelangte ich, ohne es zu merken, an den Fuß der eichenbewaldeten Berge, die das weite Thalbecken von Somorrostro gegen Süden einschließen. Gegenüber erheben sich kahle, schroffe Bergkämme, welche, weil man sie en profil sieht, ebenso wie der schon früher erwähnte Pico de Sarantes, mit dem sie in Verbindung stehen, als steile Kegel erscheinen. Zwischen diesen Bergen, welche das Küstengebirge bilden und westwärts bald mit den höhern bebuschten Ketten des Küstengebirges von Castro-Urdiales verschmelzen, befindet sich eine Oeffnung, durch welche der das Thal von Sopuerta und den westlichsten Theil des Beckens von Somorrostro bewässernde Fluß in den Ocean strömt. Den Hintergrund der geräumigen Ausweitung, in deren hüglichem Schooße die zerstreuten Consejos von So-

morrostro und eine Menge Caserios liegen, bildet eine hohe, malerische, an den Abhängen bewaldete Gebirgskette, welche die Encartacionen von Somorrostro und Sopuerta scheidet.

Es mochte gegen Mittag sein, als wir nach Galindo, dem ersten Consejo von Somorrostro gelangten. Hier wohnt, zurückgezogen von dem Treiben der Welt, in einem einsam gelegenen Gehöft von sehr bescheidenem, fast bäuerlichem Aussehen der General Don Castor de Andechava, ein seiner Zeit berühmter und berüchtigter Carlistenchef. Ich war begierig, diesen Mann, von dem ich schon in Bilbao so mancherlei hatte erzählen hören, persönlich kennen zu lernen, und hatte mir deshalb eine Empfehlung an denselben verschafft, die mir um so erwünschter sein mußte, als der General selbst Eigenthümer einer der Minen von Somorrostro ist und noch jetzt in großem Ansehen in jener Gegend steht. Ehe ich meine Leser in das Haus des Generals führe, will ich mir erlauben, einige Notizen über das Leben und Wirken desselben einzuschalten. Don Castor stammt aus einer wohlhabenden Familie Vizcaya's und lebte bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges still als Landmann auf dem Sitze seiner Ahnen. Begeistert für die „Fueros" seines Vaterlandes und wohl auch aus Neigung zu dem romantischen Leben des Gebirgskrieges, die dem Vizcayer angeboren ist, erklärte er sich im Jahre 1833 offen für die

Sache des Prätendenten, verließ sein Gut und begab sich in Begleitung einiger Freunde in's Gebirge, um eine Guerillabande zu organisiren. Vertraut mit dem Terrain, welches er Fuß für Fuß kannte, wußte er den Cristinos bald viel Schaden zu thun, und seine Kühnheit, seine Kaltblütigkeit, seine List machten ihn binnen Kurzem berühmt und verschafften ihm großen Anhang. Einer seiner keckesten Streiche, den er gleich im Anfange seiner Thätigkeit ausführte, war die Entwaffnung der Milizen in Durango. In dieser Stadt hatten sich mehrere Tausende der Milizen von Vizcaya versammelt, welche auf Befehl der Regentin dahin berufen worden waren, um gegen die Insurgenten zu operiren. Don Castor, davon unterrichtet, schleicht sich bei Nacht mit seinem Trupp heran und besetzt die Durango beherrschenden, zum Theil mit Wald bedeckten Höhen. Den folgenden Tag, — es war, glaub' ich, ein Sonntag —, als die Milizen auf dem Markte in Reih' und Glied aufmarschirt stehen, kommt der kühne Bandenführer, begleitet von wenigen Bewaffneten, in die Stadt, stellt sich vor die Fronte der Milizen und fordert dieselben mit trotziger Keckheit im Namen des Königs Carl V. auf, sofort die Waffen zu strecken, wo nicht, würde kein Einziger am Leben bleiben, da viele Tausende blos seines Winkes warteten, um die Stadt in Brand zu stecken und über sie herzufallen. Gleichzeitig beginnen seine in den Wäldern versteckten Leute verab-

redeter Maaßen einen furchtbaren Lärm mit Schreien und Schießen, einzelne Trupps zeigen sich auf den nächsten kahlen Hügeln: kurz, Alles hat den Anschein, als ob wirklich eine bedeutende Menge Bewaffneter in dem Gebirge versteckt wäre. Die Bürger, welche wissen, daß Don Castor nicht zu scherzen pflegt und im Geiste ihre Häuser schon in Rauch und Flammen aufgehen sehen, beschwören die Milizen, doch ja keinen Kampf zu versuchen, und diese, Söhne des Landes und daher ohne Begeisterung für die Sache, der sie gezwungen dienen müssen, haben selbst keine Lust, einen anscheinend ungleichen Kampf zu wagen. So kommt es, daß die gesammte Truppenmasse der simplen Aufforderung des kecken Jünglings Folge leistet und unweigerlich die Waffen streckt. Viele erklärten sich auch sofort für den Prätendenten, wodurch es Don Castor möglich wurde, zwei Bataillone regulärer und tüchtiger Truppen zu bilden. Nach dieser kecken That, die seinen Namen berühmt machte, ward er von Zumalacárregui zum Oberst ernannt. Seine Soldaten gehörten nach dem Zeugnisse seiner noch lebenden Waffengefährten zu den besten Truppen des carlistischen Heeres. Es waren fast sämmtlich geborene, ihrem Führer blind ergebene Vizcayer. Da jedoch Don Castor keine militärische Bildung besaß, daher von eigentlicher Strategie so viel wie nichts verstand, so beschränkte er sich meist blos auf den Guerillakrieg,

durch den er aber den Cristinos auch sehr gefährlich geworden ist. Er ward bald einer der gefürchtetsten Carlistenchefs, theils wegen seiner Keckheit und List, theils wegen seiner schonungslosen Strenge, denn er ließ Alles, was ihm vom Feinde in die Hände fiel, ohne Gnade erschießen. Unter seinen eignen Leuten hielt er auf die strengste Mannszucht. Subordinationsvergehen bestrafte er fast immer mit dem Tode, indem er die Inculpaten entweder erschießen oder zu Tode prügeln ließ. Er selbst zeigte mir im Thale von Sopuerto eine Stelle, wo er einen Unterofficier hatte erschießen lassen, weil derselbe einem Bauermädchen hatte Gewalt anthuen wollen. So hauste Don Castor, meist innerhalb der baskischen Provinzen bleibend, bis zum Convenio von Vergara, wo er zu Denen gehörte, welche auf die Bedingungen Espartero's eingingen und sich offen von dem Prätendenten lossagten, weshalb er später von der königlichen Regierung zum Mariscal de campo (Generalmajor) ernannt wurde, sich aber zu gleicher Zeit einen großen Theil seiner Landsleute zu Feinden machte. Ich habe in Vizcaya nicht selten den General ganz offen einen Verräther nennen hören, selbst von Personen, welche vom Beginn des Krieges an zu den „Liberalen", d. h. zu den constitutionell gesinnten oder zu den Cristinos, gehört hatten. Man kann ihm die Inconsequenz seines Handelns nicht vergeben und so kommt es, daß er jetzt weder von der einen,

noch von der andern Parthei geliebt ist. Er selbst scheint es zu bereuen, eine scheinbar glänzende Stellung dem Exil vorgezogen und nicht seiner politischen Ueberzeugung gemäß gehandelt zu haben, welche manchen Aeußerungen zufolge, die er in vertrauten Zirkeln häufig zu thun pflegt, wohl noch dieselbe ist, wie ehedem. Dazu kommt, daß er sich nicht sicher fühlt, indem ihm schon oft Drohbriefe zugesendet worden sind, weshalb er während der Nacht stets eine Anzahl Bewaffnete zu seinem persönlichen Schutze in seinem Hause zu haben pflegt. Nichtsdestoweniger ist der General, besonders im District der Encartaciones, geachtet oder wenigstens gefürchtet, denn offen wagt Niemand ihm entgegen zu treten. Don Castor de Andechava, jetzt ein Vierziger, befindet sich noch gegenwärtig in activem Dienste, pflegt jedoch meistentheils beurlaubt auf seinem Landsitze in Galindo im Kreise seiner Familie zu leben.

Ich ritt durch das offenstehende Thor in den Hof des Gutes, allein es war Niemand zu sehen. Erst nach längerem Klopfen öffnete sich die verschlossene Thür des Wohnhauses und es zeigte sich ein in die baskische Nationaltracht gekleideter Bursche, welcher ziemlich mürrisch nach meinem Begehren fragte. Ich übergab ihm meinen Empfehlungsbrief, worauf der Bediente sich wieder in das Haus zurückzog und die Thür hinter sich zuschloß. Bald jedoch kehrte er zurück und ersuchte mich höflich,

näher zu treten. In der Hausflur kam mir ein junges Mädchen von großer Anmuth entgegen, welches ich mich erinnerte, schon einige Tage früher in der Kirche von Portugalete während der Messe gesehen zu haben, wo ich einige Worte mit der jungen Dame gewechselt hatte, indem ich ihr den Rosenkranz aufhob, der ihr zufällig aus der Hand glitt. Auch sie schien sich jenes flüchtigen Zusammentreffens zu erinnern, denn sie erröthete tief, als ich ihr vor die Augen trat. Es war die Tochter des Generals, welche seit ihrer Mutter Tode dem Hauswesen ihres Vaters vorsteht. Mit der den Spanierinnen eigenen Zutraulichkeit geleitete sie mich in den Empfangssaal, bedauernd, daß ihr Vater abwesend sei. Während sie mich einige Augenblicke allein ließ, hatte ich Muße, das Gemach zu betrachten, in welchem ich mich befand. Es war, wie gewöhnlich in Spanien, ganz einfach. Eine Menge längs der weder tapezirten noch gemalten Wände stehender Strohsessel und zwei Spiegeltischchen von polirtem Nußbaumholz bildeten das ganze Ameublement des kleinen Saales. Der einzige Luxusgegenstand war der Kamin, dessen schön gearbeiteten Marmorsims zwei unter Glasglocken stehende antik geformte Vasen mit künstlichen Blumensträußen schmückten. Ueber demselben hing ein altes verdunkeltes Oelgemälde in einem wurmstichigen vergoldeten Rahmen von Rococcogeschmack, welches eine Conception darstellte und aus der Schule von

Murillo zu stammen schien. Außerdem hingen an den Wänden die Bildnisse mehrerer spanischen Feldherrn, die sich während des carlistischen Krieges berühmt gemacht haben. Doch herrschte in diesem Hause der Kriegsgott nicht allein, denn in einem an den Salon stoßenden Kabinette, dessen Glasthüre offen stand, bemerkte ich ein sehr schönes Fortepiano, auf dessen Notenpulte italienische und spanische Gesangstücke lagen, und die ganze Einrichtung des kleinen Gemachs bewies, daß dieser Theil des Hauses der lieblichen Tochter des rauhen Kriegers ausschließlich angehöre. Während ich mich an der prächtigen Aussicht ergötzte, welche der hölzerne, nach Landessitte roth angestrichene Balcon über das fruchtbare, reizende Hügelland des weiten Thalbeckens darbot, kehrte das Mädchen zurück in Begleitung ihres Bruders, eines schlanken Burschen von etwa sechzehn Jahren, der sich anbot, mich zu seinem nicht fern von Galindo bei den Bergwerken weilenden Vater zu führen. So gern ich noch länger mit der allem Anschein nach recht gebildeten jungen Dame geplaudert hätte, mußte ich doch das Anerbieten des jungen Menschen annehmen, da der General erst gegen Abend zurückzukehren versprochen hatte und ich denselben Abend noch die Eisengruben besehen und bis Sopuerta reiten wollte. Ich schied folglich von dem Hause Don Castor's, nachdem ich zuvor von seiner Tochter nach baskischer Sitte mit

einem Glase „Chacoli“ und Zuckerwerk bewirthet worden war.

Etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Wohnung des Generals erhebt sich ein mäßig hoher Bergkamm, welcher ein vorgeschobener Posten der hohen, das Thalbecken gen Südwesten umschließenden Gebirge und, mit Ausnahme seiner untersten Abhänge, die mit einzelnen Eichen und mit Strauchwerk bestreut sind, völlig kahl ist. Dieser ungefähr vier bis fünf Stunden im Umfang messende und ziemlich steil ansteigende Bergkamm ist eigentlich blos eine einzige Masse von Eisenerz. Er besteht nämlich aus einem Sandstein, dessen einzelne Körner durch ein thoniges, von Eisenoxyd gänzlich durchdrungenes Bindemittel zusammengesetzt sind, so daß der Sandstein in Brauneisenstein umgewandelt zu sein scheint. Diese undeutlich geschichtete Gesteinsmasse ist allenthalben von zahllosen, oft nur fadenartigen, andere Male fingers-, ja armsdicken Adern oder Schnüren von Rotheisenerz durchzogen und außerdem liegen in derselben enorm große (oft beinahe hausgroße) Nester oder Nieren des genannten Erzes, die an vielen Stellen unter sich zusammenhängen und eine Schichte (keinen Gang) von drei bis zwanzig Fuß Mächtigkeit bilden. Auf diese gleich einer ungeheuern Baumwurzel verzweigte Schicht bauen die Gruben, welche „Veneras“ genannt werden. Außer dem Rotheisenerz kommen in dem eisenhaltigen Sandstein, der

wohl der Kreideformation (den Ferruginous sands der englischen Geologen) und kaum der Liasformation, wie Hausmann glaubt, angehören dürfte, auch gangartige Massen von wirklichem Brauneisenstein vor, welche sehr stark mit, wahrscheinlich goldhaltigen, Kupferkiesen vermengt sind. Diese Kupferkiesgänge sind erst in neuester Zeit durch einige Gruben aufgeschlossen worden, zu denen auch die des Generals Don Castor gehört. Letztere liegt am Abhange des Eisenberges von Somorrostro über einer kleinen waldigen Schlucht, durch welche sich ein sehr beschwerlicher, kaum für Saumthiere gangbarer Pfad emporwindet. Von gleicher Beschaffenheit sind fast sämmtliche nach den Eisengruben führende Wege. Nichtsdestoweniger wird das Erz auf den beliebten zweiräderigen Ochsenkarren fortgeschafft, die in den baskischen Provinzen allgemein gebräuchlich sind. Man muß die Construction dieser Karren kennen, um dies zu begreifen. Der baskische Karren ist nämlich breit und niedrig, dabei stark gebaut. Die beiden Räder sind meistens massiv von hartem Holz, mit starken eisernen Reifen versehen und außerdem auf beiden Seiten durch starke, kreuzweis gelegte Eisenbänder vor dem Zerspringen gesichert. Die Dicke dieser eisenbeschienten Holzscheiben beträgt höchstens anderthalb Zoll, weshalb sie mit Leichtigkeit durch Gestrüpp, hohes Gras, zwischen Gerölle und Felstrümmern durchkommen. Die Räder selbst drehen sich gar nicht,

indem sie fest an die an ihren Enden vierseitig zugeschnittene Axe angeschlagen sind, sondern es dreht sich die Axe, welche durch zwei verticale, an ihren untern Enden mit runden Löchern versehene Balken hindurchgeht, die zu dem eigentlichen Gerüste des Karrens gehören. In diesen Löchern bewegt sich die hölzerne Axe nur mit einiger Schwierigkeit, was den Vortheil bringt, daß der Karren, er mag leer oder beladen sein, selbst auf sehr abschüssigen Wegen dem Zugvieh niemals in die Beine rollt und ungehemmt stehen bleibt, wo man will. Freilich vermehrt die übermäßige Friction das Gewicht des Karrens und der Ladung und ist zugleich die Ursache des höchst unangenehmen schrillenden Geräusches, welches die baskischen Karren beim Fahren hervorbringen. Doch hat dies wiederum sein Gutes. Da nämlich die Gebirgswege gewöhnlich sehr schmal sind, oder es wenigstens viele Stellen giebt, wo zwei sich begegnende Karren einander nicht ausweichen können, so würde viel Unheil entstehen, wenn die Karren wenig Geräusch machten. Bei der geschilderten sonderbaren Einrichtung der baskischen Karren kann dies aber nicht so leicht vorkommen, denn das Schreien eines beladenen Karrens dieser Art hört man oft eine Viertelstunde weit. Dadurch gewinnen die Karrenführer, die mit den Wegen und Oertlichkeiten vertraut zu sein pflegen, hinlänglich Zeit, um sich eine zum Ausweichen geeignete Stelle zu suchen. Mit

diesen eigenthümlichen Karren, welche gewöhnlich mit zwei Ochsen bespannt sind, fahren nun die Basken über Stock und Stein, über Felsblöcke, durch Gebüsch und Graswuchs, Flüsse und Bäche, bergauf und bergab, ohne sich sehr um den Weg zu kümmern. Da die Karren breit und niedrig sind, so steht ein Umwerfen nicht so leicht zu befürchten, selbst wenn das eine Rad eine Elle höher emporgehoben wird, als das andere. Der Karrenführer geht, wie es bei den Ochsenfuhrwerken in Spanien gebräuchlich ist, vor den Ochsen her und treibt sie vermittelst einer mit einem kurzen Eisenstachel versehenen Stange, die dem einen der beiden Ochsen immer zwischen den Hörnern zu ruhen pflegt, von Zeit zu Zeit zum Gehen an; denn geschieht dies nicht, so bleiben die trägen Thiere, ehe man es sich versieht, stehen. Uebrigens ist es zu verwundern, wie gelehrig diese Ochsen sind. Sie gehorchen dem Stachel des Treibers ebenso, wie ein Reitpferd dem Sporn des Reiters, und lenken links und rechts, gehen vor- und rückwärts, je nach der Art und Weise des Stachelns. Damit sich ihre Hufe auf den steinigen, rauhen Wegen, die oft Bachbetten ähnlicher sehen, als von Menschen gebahnten Pfaden, nicht abnutzen und Schaden leiden, werden sie, wie die Hufe der Pferde, beschlagen, freilich nicht mit Hufeisen, was der gespaltene Huf nicht erlaubt, sondern mit zwei, den beiden Abtheilungen des Hufes entsprechend großen Eisen-

platten. Nichts ist komischer, als das Beschlagen dieser Ochsen. Da der Ochse nämlich nicht leicht so still hält, wie ein Pferd, und wegen seiner Hörner den Umstehenden gefährlich werden kann, so bindet man ihn an den Hörnern und Beinen fest. Zu diesem Zwecke findet man bei den Hufschmieden besondere Nothställe, welche der Hauptsache nach aus vier starken, paarweis gestellten Balken bestehen, die, ungefähr so hoch über dem Boden, als die Knie eines Ochsen, durch Querbalken verbunden sind. Soll nun ein Ochse beschlagen werden, so wird er in einen solchen Zwangsstall geführt, und zunächst mit den Hörnern an die beiden vordern Balken festgebunden. Sodann wird je ein Vorderfuß und je ein Hinterfuß emporgehoben, auf die erwähnten Querbalken gelegt und festgebunden, so daß der Ochse blos auf zwei Beinen steht. Und zwar bindet man die Beine immer über's Kreuz fest, nämlich entweder das rechte Vorder- und das linke Hinterbein, oder umgekehrt. Auf diese Weise kann der Ochse, er mag noch so bösartig sein, sich nicht rühren und muß sich willig beschlagen lassen. Beiläufig erwähne ich noch, daß die geschilderten Karren zu den Fueros der baskischen Provinzen gehören. In den übrigen Landschaften Spaniens sieht man zwar ebenfalls viele „Carretas", wie die zweiräderigen Ochsenkarren genannt werden, doch keine von der beschriebenen Construction.

Wir waren schon vor Galindo einer Menge von mit Rotheisenstein beladenen Ochsenkarren begegnet, die sammt ihren Treibern von dem wegen seiner Weichheit leicht abfärbenden Erze ganz roth aussahen; noch mehr nahm aber die Zahl dieser Karren zu, als wir dem Eisenberge nahe kamen. Ganze Caravanen kletterten auf den vielen Wegen, die zu den einzelnen Gruben führen, den steilen Bergabhang hinan oder herunter, was einen ganz eigenthümlichen Anblick darbot. Nur die oben erwähnte Schlucht war ganz einsam, denn Don Castor beschäftigte damals kaum ein halbes Dutzend Leute; auch betrug die Menge des zu Tage geförderten Erzes noch zu wenig, um es verkaufen und folglich wegschaffen lassen zu können, indem man erst angefangen hatte, einen Schacht abzuteufen. Daneben stand ein Häuschen, aus losen Steinblöcken aufgeführt, welches den Bergleuten zur Aufbewahrung ihrer Utensilien diente. Vor dieser Hütte sah ich einige Arbeiter stehen, nebst einem Mann von mittlerer Größe, welcher, wie ich, einen jener breitkrämpigen, unsern deutschen Turnerhüten ganz ähnlichen Hüte von grauem Filz trug, deren sich in Spanien, besonders in den nördlichen und mittleren Provinzen, die Männer aus den höhern und Mittelständen gewöhnlich zu bedienen pflegen, wenn sie sich auf Reisen oder auf dem Lande befinden. Außerdem war der Mann mit einer bis über die Hüften reichenden Jacke von hell-

grauem Sommerzeuch und mit hellfarbigen baumwollenen Sommerbeinkleidern bekleidet; die Füße steckten, wie die seiner Begleiter, in den beliebten „Alpargates" (Hanfschuhen). Dieser bäuerlich aussehende Mann war der General Don Castor. Ich hatte erwartet, einen rauhen, barschen, stolzen Mann, einen rechten Bramarbas zu finden, und war daher nicht wenig überrascht, als sich der General, durch den Hufschlag meines Maulthiers aufmerksam gemacht, umdrehte und ich in eins der gutmüthigsten Gesichter blickte, die mir je vorgekommen sind. Ohne das geringste Mißtrauen zu zeigen, empfing mich der ehemalige Guerillachef mit der den Spaniern angebornen stolzen Artigkeit, und erkundigte sich, mich wahrscheinlich für einen Bergingenieur haltend, höflich nach meinen Wünschen. Nachdem er aber den überbrachten Brief gelesen hatte, aus dem er ersehen mußte, daß er einen Bekannten eines seiner vertrautesten Freunde vor sich habe, wurde er ganz cordial, stellte mir nach spanischer Sitte sich und sein Haus „á mi disposicion" und erbot sich selbst, um wenigstens das Erstere wahr zu machen, zum Führer nach den Eisengruben. Während der General den Brief las, hatte ich Muße, mir seine Physiognomie näher zu betrachten. Dieselbe verräth nichts weniger, als einen Krieger von Rang; das wettergebräunte Gesicht, in dessen markirten Zügen jene gutmüthige mit etwas Schwermuth gepaarte Freundlichkeit liegt, welche

der Physiognomie der Basken eigen ist, das glatt anliegende kurz abgeschnittene schwarze Haar, der starke struppige Schnurrbart und die klugen, etwas lauernden Augen verleihen dem Manne eher das Ansehen eines Alguacils (Gerichtsdieners), als das eines höhern Offiziers. Sein ganzes Wesen verkündet einen anspruchslosen, gutmüthigen Menschen, und dies ist Don Castor aller Beschreibung nach auch wirklich, obwohl er während seiner kriegerischen Thätigkeit vielleicht mehr als hundert Menschen hat erschießen lassen. Gegen seine Kinder soll er der zärtlichste Vater sein, und Arme und Nothleidende, wo er nur kann, mit der edelsten Freigebigkeit unterstützen.

Nachdem wir ein Paar Cigarritos geraucht hatten, führte mich der General auf einem wenig betretenen Fußsteige den mit kurzem Gestrüpp bedeckten Berg hinan bis zu der Venera de Corrostiza, einer der bedeutendsten Eisengruben von Somorrostro. Diese — und dasselbe gilt von allen übrigen Minen — ist streng genommen kein Bergwerk zu nennen, sondern vielmehr eine ohne allen Plan gemachte unregelmäßige Excavation von ungeheuern Dimensionen. Don Castor hatte die Güte, mich in die ihm bekannte Grube zu begleiten und selbst mein Führer zu sein. Die Mine ist gänzlich in den festen Eisensandstein gehauen, nirgends mit Holz ausgezimmert. Durch eine unförmliche Oeffnung, die dem

Eingange einer natürlichen Höhle ähnlicher ist, als dem Mundloche eines Bergwerksstollens, tritt man in eine sich sanft abwärts senkende Gallerie, welche sich unregelmäßig, bald nach oben, bald nach den Seiten zu, erweitert und überall breit und hoch genug ist, daß ein mit zwei Ochsen bespannter Karren darin fahren kann. Das Erz wird nämlich vermittelst der schon geschilderten Karren zu Tage gefördert, und zwar ohne sich dabei künstlicher Beleuchtung zu bedienen, denn sowohl die Karrenführer als die Zugthiere kennen den Weg und sind an die Finsterniß gewöhnt. An einzelnen Stellen dieses großen Ganges, der unregelmäßig gebogen sich tief in die Eingeweide des Berges hineinerstreckt, befinden sich Ausweitungen zur Seite, damit die sich begegnenden Karrenzüge einander ausweichen können, was ebenfalls im Finstern geschieht. Nur das schreiende Geräusch der Karren, welches in diesen unterirdischen Räumen noch viel ohrzerreißender klingt, verhindert das Aufeinanderstoßen der Züge. Mit dieser Hauptgallerie stehen durch kurze Seitengänge große unregelmäßige Aushöhlungen in Verbindung, die durch das Wegbrechen jener enormen Rotheisensteinnester entstanden sind, von denen schon oben die Rede gewesen ist. Das Gewölbe dieser großen Höhlen wird von Felsenpfeilern getragen, die man stehen gelassen hat und welche theils aus Sandstein, theils — denn man hat, wie schon bemerkt, ganz planlos gearbeitet —

aus massivem Eisenerz bestehen. Der Boden, sowie die Wände dieser Höhlen sind mit einem zähen, blutrothen Schlamme bedeckt, der sich mit Hülfe des Wassers, welches fortwährend aus den das Muttergestein durchsetzenden Spalten herabsickert, aus dem Staube gebildet hat, in den sich ein Theil des überaus weichen Erzes beim Losbrechen auflöst. Letzteres ist fast ganz frei von Schwefel und häufig vollkommen reines Eisenoxyd. Frisch gebrochen sieht das Erz röthlich schwarz aus, bedeckt sich aber an der Luft bald mit rothem Staube. Mit Wasser benetzt oder zerstoßen wird es schön purpurroth. Es besitzt geringes Gewicht, ist so weich, daß man es mit den Fingernägeln schaben kann und bildet amorphe Massen, die jedoch von vielen kleinen Höhlungen und Spalten wimmeln, an deren Wandungen das Eisenoxyd häufig recht hübsch auskrystallisirt angetroffen wird. Doch stehen diese kleinen Krystalldrusen den berühmten Eisenglanzkrystallen von der Insel Elba an Schönheit bei weitem nach.

Die Eisengruben von Somorrostro sind das Eigenthum verschiedener Privatleute und Actiengesellschaften, denen sie, obwohl sie von jeher unverständig ausgebeutet worden sind und trotz des äußerst billigen Preises, zu dem das Erz verkauft wird, wegen ihres enormen Erzreichthums und wegen der geringen Kosten, die der Betrieb der Gruben erfordert, einen beträchtlichen Gewinn

bringen*). Der Erzvorrath ist wirklich ungeheuer**); denn obwohl man den Berg von Somorrostro schon seit Jahrhunderten, ja, man kann sagen, seit Jahrtausenden ausgebeutet hat, so ist doch vielleicht noch für einige Jahrtausende Erz vorhanden. Die Eigenthümer verkaufen dasselbe theils an einige Handelshäuser in Bilbao, welche es nach England ausführen, von woher es später unter der Gestalt englischer Eisen- und Stahlwaaren zum großen Theil wieder nach Spanien zurückkehrt, theils an die zahlreichen Eisenhütten (Ferrerias), die in den wasserreichen Thälern der Gebirge von Vizcaya und Guipuzcoa umhergestreut liegen und meistens blos Roheisen fabriciren. Auch die Eigenthümer dieser Hütten machen einen nicht unbeträchtlichen Gewinn, weil sie das Erz, wie schon bemerkt, äußerst billig kaufen, könnten aber noch viel mehr gewinnen, wenn sie bei dem Verschmelzen des Erzes eine zweckmäßigere Reductionsmethode befolgten. Da nämlich das Erz von Somorrostro zum größten Theil

*) In früherer Zeit gehörte das Eisen von Somorrostro zu den Fueros von Vizcaya. Jeder geborne Vizcayer, ohne Unterschied der Person und des Standes, hatte nämlich das Recht, am Berge von Somorrostro zu graben, sich so viel Eisenerz zu holen, als er wollte und dasselbe nach seinem Gutdünken zu verkaufen, an wen es ihm beliebte.

**) In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts betrug die Menge des jährlich zu Tage geförderten Erzes im Durchschnitt 800,000 Centner. Gegenwärtig dürfte die Ausförderung noch bedeutender sein.

fast reines Eisenoxyd ist, so genügt eine simple Glühung, um das Eisen metallisch auszuscheiden. Nur darf die Hitze nicht zu stark sein, sonst oxydirt sich während des Reductionsprozesses ein Theil des bereits ausgeschiedenen Eisens wieder, geht in die Schlacke und dadurch verloren. Nun sind die erwähnten Eisenhütten sämmtlich „á la catalana“ eingerichtet, d. h. bestehen wesentlich aus einem mit sehr starkem Zug versehenen Glühheerde, welcher mit Holz oder Kohlen (Holzkohlen) geheizt wird. Diese in Catalonien gebräuchlichen Glühheerde mögen bei sehr schwefelhaltigen Erzen ganz passend sein, sind es aber nicht bei den Eisenerzen von Somorrostro, weil sie eine viel zu starke Hitze hervorbringen, in Folge deren ein großer Theil des reducirten Eisens verloren geht. Außerdem erfordern diese Heerde unverhältnißmäßig viel Feuerungsmaterial, weshalb sie nur in solchen Gegenden mit Nutzen anzuwenden sind, wo es entweder reiche Steinkohlenlager giebt, wie in Asturien, oder wo, wie in den Pyrenäen, das Holz sehr niedrig im Preise steht, was in den baskischen Provinzen nirgends der Fall ist. Allein, wie es in Spanien so häufig geschieht, die Leute wollen von der einmal hergebrachten Methode nicht abgehen.

Nachdem ich die Venera de Corrostiza in Augenschein genommen hatte, lud mich Don Castor ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten und bis zum 17. Mai

bei ihm zu bleiben, dann werde er mich selbst nach Sopuerta geleiten, indem er an jenem Tage sich dahin begeben müsse, um einer im Hause des deutschen Bergingenieurs zu haltenden Junta der Actiengesellschaft, der die Kupferminen von Sopuerta gehören, beizuwohnen, da er sich zu deren Mitgliedern zähle. So gern ich den Umgang des interessanten Mannes noch länger genossen hätte, so mußte ich doch sein gastfreies Anerbieten ablehnen, da ich meinem Landsmann versprochen hatte, noch an demselben Abend bei ihm einzutreffen. Um mir wenigstens noch einen Dienst zu erweisen, ließ mich der General bis auf einen Pfad geleiten, der mich bald auf die von Portugalete durch die Thäler von Somorrostro und Sopuerta nach Valmaseda führende Heerstraße brachte, die zum Theil aus Eisenschlacken erbaut ist. Die hohe, zwischen den Thalbecken von Somorrostro und Sopuerta sich erhebende Bergkette rückt nun immer näher, und bald, nachdem man den Consejo de San Juan, wo sich die Hauptkirche der Encartacion von Somorrostro befindet, passirt hat, tritt man in jene tiefe, enge Schlucht ein, durch welche der das Thal von Sopuerta bewässernde Fluß nach Somorrostro strömt. Diese Schlucht ist eine ganz prächtige Parthie. Die steilen Abhänge sind größtentheils mit dichtem Gebüsch bekleidet, dessen Hauptbestandtheil der immergrüne, schönbelaubte Erdbeerbaum *)

*) Arbutus Unedo L.

bildet. Malerisch geformte, mit Farrenkräutern und Epheu reich bekränzte Felsen ragen hier und da aus dem dunkeln glänzenden Grün hervor und scheinen an manchen Stellen das vielfach sich krümmende Thal gänzlich zu versperren. Diese wilde Romantik wird noch erhöht durch den schönen Gebirgsfluß, welcher bald sanft zwischen mit üppigem Gras- und Kräuterwuchs bedeckten Wiesen hinströmt, bald in wildem Toben über quer durch sein Bett laufende Felsbänke oder über die hohen Wehre stürzt, die sich in der Nähe der fünf, in dem Thale liegenden Eisenhütten befinden, deren weiße Gemäuer und rothe Ziegeldächer freundlich aus dem hellen Grün der Eichen, Erlen und Weiden hervorleuchten, welche die Ufer des Flusses in großer Anzahl einfassen. Wohl über eine Stunde dauert diese malerische Schlucht, die mich lebhaft an manche Thäler der Sierra Morena erinnerte: dann weichen die Berge plötzlich auseinander und man steht in dem weiten, rings von schöngeformten Waldbergen umgebenen Thalbecken von Sopuerta. Es war 6 Uhr vorüber, als ich bei der zwar sehr ländlichen, aber prächtig gelegenen Wohnung meines Freundes anlangte, wo ich bereits Alles zu meiner Aufnahme vorbereitet fand.

Das Thal von Sopuerta ist eine der größten, volkreichsten und fruchtbarsten Encartaciones. Es zerfällt in sieben „Barrios" oder „Parroquias" (Kirchspiele), welche meist aus zerstreuten Caserios bestehen; nur in der Nähe

der Kirchen pflegen sich die Wohnungen mehr zusammenzudrängen und kleine Ortschaften zu bilden. Die weite hügliche Thalsohle, die durch mehrere Bäche bewässert wird, ist größtentheils von Saat- und Gemüsefeldern erfüllt und die Häuser liegen meist in einem Kranze von Obst-, besonders Aepfelbäumen. Außerdem wird viel Viehzucht getrieben, da es in den benachbarten Bergen an Weideplätzen nicht mangelt; desgleichen leben nicht Wenige vom Bergbau und von dem Köhlerhandwerk. Die erst seit etwa zwei Jahren eröffneten Kupferminen, deren es zwei giebt, befinden sich in geringer Entfernung vom Barrio de la Valúa, wo der Director wohnt. Sie besitzen natürlich noch geringe Ausdehnung, sind aber kunstgerecht angelegt und bauen auf einen ziemlich mächtigen in Grauwackenschiefer aufsetzenden Quarzgang, welcher viele reiche Kupferkiese eingesprengt enthält und überhaupt von feinzertheiltem Kupferkiese ganz durchdrungen ist. Außerdem findet sich, besonders in der Mina del buen suceso, ziemlich viel Buntkupfererz, Kupferlasur und Malachit, letzterer in Form kleiner allerliebster wie mit grünem Sammet überzogener Stalaktiten.

Donnerstags, den 16. Mai, machte ich einen Ausflug nach der kleinen, bereits zur Provinz Santander gehörigen Hafenstadt Castro-Urdiales, die blos drei Stunden von Sopuerta entfernt ist. Die erst vor wenigen Jahren erbaute Chaussee, welche Castro mit der

früher erwähnten Straße nach Valmaseda verbindet, erhebt sich gleich hinter dem Kirchspiel la Valúa in vielen Zickzacks zu dem Kamme der waldigen Bergkette, welche das Thal von Sopuerta gegen Norden und Nordosten begränzt und es zugleich von der Provinz von Santander, oder den „Montañas", wie dieselbe schlechtweg genannt zu werden pflegt, scheidet.*) Der Kamm bietet eine prachtvolle Aussicht dar, einerseits über das weite, lachende Thal von Sopuerta mit seinem ernsten Gebirgskranze, auf der andern Seite über die hohen Wellenberge des Küstengebirges von Castro, aus deren dunkelgrünem Buschwerke links die nackten, schroffen, zackigen Felsenpics der Sierra de Otañez hervorragen, während zur Rechten der blaue Spiegel des Meeres zwischen den Einschnitten des Gebirges durchschimmert. In zahllosen Schneckenwindungen steigt nun die Straße an den steilen, fast ganz und gar mit Erdbeerbaumgebüsch bekleideten Abhängen der Berge in ein tiefes, enges Thal hinab, welches sich bald zu einem ziemlich geräumigen Bergkes-

*) Die Montañas de Santander, welche gegen Westen in die Gebirge von Asturien übergehen, gegen Süden an die Ebene von Altcastilien gränzen und zu den höchsten Parthieen des cantabrischen Berglabyrinths gehören, bildeten früher einen integrirenden Theil von Vizcaya. Jetzt machen sie eine besondere Provinz aus, die zu Altcastilien gerechnet wird. Seit dieser neuen Einrichtung haben die „Montañeses" die vielen Vorrechte und Privilegien verloren, welche sie früher mit den Basken gemein hatten.

sel erweitert, woselbst, halbvergraben unter Aepfel- und Nußbäumen, Kastanien und Eichen die unzusammenhängenden Häusermassen des Fleckens Otañez zu beiden Seiten eines wilden Gebirgsbaches liegen. Mehrere alterthümliche, mit großen in Stein gemeiselten Wappenschildern geschmückte, von epheubekränzten Mauern umringte Schlösser, die auf felsigen Vorsprüngen zwischen den umhergestreuten ländlichen Wohnungen thronen, tragen nicht wenig dazu bei, die Romantik des prächtig bebauten Thalkessels zu erhöhen, noch mehr aber die schon erwähnte, aus einem sehr hellfarbigem Kalk zusammengesetzte Sierra, welche das Thal gegen Westen einschließt und sich mehrere Tausend Fuß hoch in Gestalt schroffer, nackter, bizarr zerrissener Felskegel über dessen Sohle erhebt. Der Kessel von Otañez steht nach Nordwesten zu mit einem weiteren in Verbindung, in dessen sehr ebenem Schooße mehrere Dörfer liegen, deren Namen mir entfallen sind. Nachdem man auf die sanften Höhen gelangt ist, welche das eben erwähnte, zur Linken der Straße bleibende Thal gegen Nordosten umsäumen, erblickt man plötzlich zu seinen Füßen das Meer und auf einem Vorsprunge der schroffen Felsenküste Castro-Urdiales. Diese kleine, aber sehr alte Stadt (sie soll von den Römern erbaut worden sein) liegt ungemein malerisch auf einer fortwährend von den Fluthen des Oceans umbrausten Felszunge, welche sich ziemlich weit

in das Meer hinauserstreckt und mit der eigentlichen Küste einen kleinen, aber tiefen, und durch die hohen Berge, die sich fast unmittelbar von dem Strande aus erheben, sehr geschützten Hafen bildet. Eine schmale, überbrückte Kluft trennt das meerumspülte Ende der halbinselartigen Felszunge von einer schroffen Felsenklippe, welche den mittelalterlichen, zinnengekrönten Mauern und Wällen des Castillo de Sata Ana, woselbst sich der Leuchtthurm befindet, zur Unterlage dient. Die Stadt selbst ist freundlich, reinlich und sehr lebhaft, besitzt recht hübsche Spaziergänge mit herrlichen Aussichten auf das Meer, die grotesken, nackten Felsberge der Küste und die düstern, waldigen Gebirgsketten, und birgt ein fröhliches, betriebsames Völkchen in ihrem Schooße, welches meist vom Fischfang und von der Küstenschifffahrt lebt.

Noch denselben Abend kehrte ich nach Sopuerta zurück, da auf den folgenden Tag die oben erwähnte Versammlung der Minenactionäre anberaumt war, welcher ich beiwohnen wollte, um die Bekanntschaft des Präsidenten der Gesellschaft zu machen. Diese Stelle bekleidete nämlich damals der als Staatsmann und Gelehrter rühmlichst bekannte Don Martin de los Heros, welcher jetzt zurückgezogen von dem Treiben der diplomatischen Welt auf seinem bescheidenen Landsitze im Thale von Valmaseda den Wissenschaften und dem Ackerbaue lebt. Dieser bereits bejahrte Mann, der während des

Bürgerkrieges Oberst eines Cavallerieregiments der cristinischen Armee, später Lehrer und Erzieher der Königin Isabella, zuletzt Staatsminister war, ist eine stattliche, imponirende Persönlichkeit. Das edel geformte Haupt mit der gebogenen Adlernase und den großen, feurigen, intelligenten, unter schwarzen, hochgewölbten Brauen ruhenden Augen giebt der kräftigen, militärisch strammen Gestalt einen Ausdruck von Herrscherwürde und Ueberlegenheit, der Niemand widerstehen kann. Zugleich liegt ein solches Wohlwollen in den fein markirten Zügen dieses schönen männlichen Gesichts, daß man sich unwillkührlich zu diesem Manne hingezogen fühlt und ihm unbedingtes Vertrauen schenken muß. Don Martin de los Heros ist nicht blos einer der intelligentesten Staatsmänner Spaniens, sondern auch ein vielseitig gebildeter Gelehrter und, was noch mehr ist, ein edler Mensch. Er gehört zu den wenigen spanischen Diplomaten, die es mit ihrem Vaterlande, mit ihrer so oft verrathenen und betrogenen Nation treu und ehrlich gemeint und deshalb eine stille Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen, mit Industrie, Land- und Bergbau, einer glänzenden, aber die Ehre und Unbescholtenheit gefährdenden Stellung am ränkevollen Hofe von Madrid vorgezogen haben. Zu seiner Lieblingsbeschäftigung gehört die Geschichte, namentlich die seines Vaterlandes. Doch ist er keineswegs ein einseitig gebildeter spanischer Gelehrter, denn

wiederholte größere Reisen nach England, Frankreich, Belgien und Deutschland haben ihn gegen die Mängel seines Vaterlandes und seiner Nation nicht blind gemacht. Außer seinen umfassenden Kenntnissen und einer nicht gewöhnlichen natürlichen Intelligenz besitzt Don Martin eine glänzende Rednergabe. Ich habe selten einen Spanier so fließend, so klar, so geistreich sprechen hören, wie es dieser Mann thut. Damit vereinigt er eine große Menschenkenntniß, weshalb es ihm nicht schwer wird, den Charakter eines Jeden bald zu durchschauen, und seine Anschauungsweise, seine Ideen einem Jeden klar und zugänglich zu machen, er möge einem Stande angehören, welchem er wolle. Dies zu beobachten, gab die am 17. Mai in Sopuerta stattfindende Junta hinreichende Gelegenheit. Der Anblick dieser an und für sich höchst unbedeutenden Gesellschaft war wirklich interessant wegen der verschiedenartigen Elemente, welche sie bildeten. Männer der verschiedenartigsten Rang- und Bildungsstufen und von den entgegengesetztesten politischen Meinungen waren hier vereint, zusammengekettet durch das gemeinsame Interesse einer industriellen Speculation. Hier saß ein dicker, wohlhäbiger Gutsbesitzer, dem man es ansah, daß ihm Essen und Trinken über Alles gehe; dort ein simpler Bauer in baskischer Nationaltracht, verlegen seine schmuzige Boyna in den schwieligen Fäusten drehend; daneben ein aufgeblasener, durch den Zufall reich gewor-

dener „indiano“*); weiterhin ein nachdenklicher, still seine Renten berechnender Capitalist an der Seite eines erfahrenen, klugen, listig lächelnden Advocaten u. s. w. Diese ganze buntgemischte Gesellschaft, zu deren bedeutendsten Persönlichkeiten der schweigsame Don Castor und mein Freund, der Ingenieur, ein etwas schroffer und derber, aber dabei intelligenter und kreuzbraver Ostfriese, gehörten, wußte Don Martin mit seltenem Geschick zu leiten, was um so schwerer war, als die meisten der Mitglieder von dem verhandelten Gegenstande wenig verstehen mochten, auch um parlamentarische Form und Ordnung sich nicht im geringsten kümmerten.

Ich hätte die flüchtige Bekanntschaft mit Don Martin de los Heros gern durch einen Besuch in seiner Wohnung, wozu er mich einlud, wieder aufgefrischt; allein meine beschränkte Zeit erlaubte dies nicht, da ich bereits den folgenden Tag nach Bilbao zurückkehren mußte. Schließlich will ich erwähnen, daß das Thalbecken von Valmaseda, woselbst der ehemalige Minister wohnt, gewissermaaßen der Hauptort der Encartaciones ist. Es kreuzen sich daselbst die Straßen nach Burgos, Santander und Bilbao, weshalb ein sehr reger Verkehr in jenem ebenfalls sehr anmuthigen Thale herrscht. Die Bewohner

*) Indianos nennt man in Spanien geborene Spanier, welche eine Zeit lang in Westindien oder Amerika gelebt und sich daselbst auf irgend eine Weise Vermögen erworben haben.

sind sehr betriebsam und leben theils von Ackerbau und Viehzucht, theils von Industrie. Namentlich finden Viele als Feuerarbeiter Beschäftigung, da es im Thale von Valmaseda nicht weniger als vierzehn Fabriken kupferner Geschirre giebt, sowie eine große Fabrik, welche einzig und allein Kupferplatten fertigt, wie sie zum Beschlagen der Schiffe gebraucht werden.

Den 18. Mai kehrte ich nach Bilbao zurück, kaufte mir unterwegs in Somorrostro ein Reitpferd zu meinen bevorstehenden Reisen, und war auch bald darauf so glücklich, in Bilbao noch ein brauchbares Packpferd, sowie einen zuverlässigen Diener in der Person eines ehrlichen und treuherzigen Basken zu erhalten, welcher mir während meiner ganzen Reise mit der größten Treue und Anhänglichkeit gedient hat. Der Mann war aus Motrico in Guipuzcoa gebürtig, in Bilbao mit einer Aragonesin verheirathet, in seiner Jugend Schmuggler, später cristinischer Soldat, sodann Carabinero und Polizeidiener, kurz alles Mögliche gewesen, hatte aber nichtsdestoweniger den das baskische Volk charakterisirenden noblen und ehrenhaften Sinn sich zu bewahren gewußt. Er hieß Agustin Barea und war der Sohn eines wohlhabenden Arriero, der aber durch den Bürgerkrieg Hab' und Vermögen verloren und deshalb seinen Kindern Nichts als seinen ehrlichen Namen hinterlassen hatte. Als ich im Spätherbst meine Reise aufgeben mußte, kehrte Agustin

nach Bilbao zurück, wo er wahrscheinlich noch jetzt weilt. Ich kann denselben jedem spätern Reisenden bestens empfehlen und habe deshalb hier seinen Namen genannt. In dem französischen Hotel zu Bilbao, wo er während meines Aufenthalts Stallknecht war, dürfte Näheres über seinen Aufenthalt zu erfahren sein. —

Sechstes Kapitel.

Orozco und die Peña Gorbeya. Rückkehr nach Irun.

Unter den zahlreichen Gebirgskuppen, welche das anmuthige warme Hügelland des östlichen Vizcaya von dem kalten einförmigen Plateau von Alava trennen, erheben sich mehrere steile Felsenberge von abenteuerlichen Formen. Unter diesen Felsenbergen, die sämmtlich aus einem schwärzlichen, an der Luft weiß werdenden Kalke der Kreideformation bestehen, nimmt die zwischen dem Thale von Orozco und der Ebene von Vitoria gelegene Peña Gorbeya sowohl wegen ihrer bedeutenden Höhe als wegen ihres enormen Umfangs den ersten Rang ein. Es ist der genannte Berg in ganz Vizcaya und Alava berühmt, theils weil er der Schauplatz eines der blutigsten Kämpfe des vergangenen Bürgerkriegs war, theils wegen des Höhlen- und Felsenlabyrinths, das er in seinem Innern birgt, und an welches sich manche schaurige Sage knüpft, theils und vorzüglich wegen sei-

nes außerordentlichen Kräuterreichthums, wegen seiner fetten Weideplätze, auf denen zahlreiche Heerden der beiden Baskenländer, die er von einander scheidet, den ganzen Sommer hindurch Nahrung finden. Der letztere Umstand erregte besonders mein Interesse, und ich gelobte mir, Vizcaya nicht zu verlassen, ohne der Peña Gorveya einen Besuch abgestattet zu haben. Ich benutzte meine Rückreise von Bilbao nach Yrun, um diesen Plan auszuführen, und bereue es nicht, denn meine Erwartungen wurden in jeder Beziehung weit übertroffen. Die Peña Gorveya ist eines der größten Naturwunder Spaniens, und ich bedaure nur, daß ich kein Maler bin, um mit dem Pinsel ein getreues Gemälde von derselben zu entwerfen. Möge die nachstehende einfache Schilderung wenigstens dazu dienen, die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums auf diesen außerhalb Spaniens völlig unbekannten Zauberberg Vizcaya's hinzulenken.

Man besucht die Peña Gorveya am bequemsten von Orozco aus, einem am Rio Arnaudi, Zufluß des Ansa, fünf Leguas von Bilbao gelegenen Landstädtchen. Die Thäler der beiden genannten Flüsse sind über alle Beschreibung reizend, weshalb schon die Reise nach Orozco sehr belohnend ist. Man folgt anfangs der Straße nach Orduña und Burgos, welche im Thale des Ansa emporführt, bis zu dem Flecken Aterra, woselbst der von Südosten herabströmende Arnaudi in den Ansa mündet.

In Aterra scheiden sich die Straßen nach Burgos und Vitoria. Letztere geht durch das Thal des Arnaudi, und der erste Ort, den sie berührt, ist Orozco. — Es war am Mittag des 25. Mai, als ich, nunmehr vollständig zu meinen Reisen in's Innere von Spanien ausgerüstet, Bilbao zu Pferde in Begleitung meines Basken verließ. Die schwüle Luft, der trübe Himmel verkündeten ein Gewitter, welches auch nicht lange auf sich warten ließ und uns zwang, noch bevor wir die Mündung des Rio de Durango erreicht hatten, durch dessen flaches Thal die Straße von Durango herabkommt, beinahe eine Stunde in einer einzeln stehenden Taberna zu rasten. Von hier an ist das Thal des Ansa ungemein malerisch. In unzähligen Krümmungen windet sich der wilde Bergfluß, dessen Ufer von Mühlen, Fabriken und Eisenhütten wimmeln, zwischen hohen Bergen hin, deren steile Abhänge, wo es das Terrain nur irgend erlaubte, mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt, mit Caserios geschmückt und, wo keine Cultur möglich war, mit Eichen- und Kastanienhainen oder mit Gebüsch bekleidet sind. An manchen Stellen rücken die Berge so nahe an einander, daß sie das Thal in eine Felsschlucht verwandeln, an deren schroffen Wänden die Straße in das Gestein gesprengt werden mußte. Solche Stellen pflegt eine unendlich üppige Vegetation zu erfüllen, indem daselbst die Luft fortwährend mit den Wasserdämpfen des gewaltsam ein

geengten, in der Tiefe schäumenden Flusses erfüllt ist. Namentlich schmücken Epheu und verschiedene Farrenkräuter*) die feuchten moosigen Felswände und Baumstämme in der reizendsten Fülle auf die malerischste Weise. An andern Stellen erweitert sich das Thal plötzlich zu geräumigen Bergkesseln, durch deren meist ganz ebene Sohle der Fluß in sanftem ruhigem Laufe breit strömend sich zwischen fetten Wiesen, Saat- und Kleefeldern hinschlängelt. Dergleichen Ausweitungen werden gewöhnlich von Ortschaften eingenommen, welche häufig, wie in den Encartacionen, aus zerstreuten Barrios bestehen und sämmtlich stattliche, die übrigen Häuser hoch überragende Kirchen und alterthümliche, wappengeschmückte Rathhäuser — casas de villa — von ritterlichem Aussehen besitzen. Die bedeutendsten Ortschaften des Ansathales sind die Flecken Arrigorriá und Miravalles. Ersterer liegt in einem tiefen Kessel am Fuße kahler, konischer, felsiger Hügel von rother Farbe, die dem Orte seinen Namen gegeben haben (zu deutsch: Rothstein, von den baskischen Wörtern „arria", der Stein, Felsen, und „gorriá", roth). Miravalles ist ein freundliches Städtchen mit großem, von alten Ulmen beschattetem Marktplatze. Es befindet

---

*) Die vorherrschenden Farrn sind an solchen Stellen Polypodium vulgare L., Scolopendrium officinarum W., Adianthum Capillus Veneris L., Lomaria borealis Sw. und Aspidium filix mas L.

sich hier das Contraregistro der Straße nach Burgos. Bald darauf verengt sich das Thal wieder zu einem felsigen Grunde, der sich in Kurzem in eine von waldigen Bergen umringte Ebene öffnet, woselbst der Flecken Aterra am Zusammenflusse des Arnaudi und Ansa liegt. Da die Sonne bereits untergegangen war, so beschloß ich, die Nacht hier zuzubringen. Wie nirgends im Baskenlande, so fehlte es auch hier nicht an einer recht guten und reinlichen Posada mit bequemen Zimmern und freundlichen Leuten. Es war ein wunderschöner, südlich milder Abend. Lange saß ich vor dem Hause auf einer roh gezimmerten eichenen Bank, unter dem frischgrünen Blätterdache eines uralten Nußbaumes, am Ufer des rauschenden Flusses, und ergötzte mich an dem Anblicke der alterthümlichen, von Epheu und Weinreben malerisch überrankten Gebäude des Ortes, welche sammt den gegenüber liegenden Bergkuppen von den Strahlen des Vollmonds hell beleuchtet waren, bis mich die hübsche Tochter der Wirthin zum Abendessen rief, welches ich in Gesellschaft einiger Fuhrleute aus Altcastilien einnahm, mit denen ich sodann noch, am traulichen Heerdfeuer sitzend und den blaurothen Riojawein trinkend, den uns unsere Hebe in irdenen Krügen kredenzte, bis tief in die Nacht hinein plauderte.

Am folgenden Tage — einem Sonntage — war ebenfalls herrliche Witterung. Ein anderthalbstündiger

Ritt brachte uns zeitig nach Orozco, woselbst ich mich in einem dicht am Arnaudi gelegenen Privathause, an dessen Bewohner ich empfohlen war, einquartierte. Das Thal des Arnaudi ist bis Orozco eng, waldig und bis auf wenige Stellen, woselbst vereinzelte Gehöfte liegen, unbewohnt. Die ziemlich hohen Berge sind weit hinauf mit schöner Eichen- und Buchenwaldung bedeckt, aus deren hellem Grün hier und da malerische Felspartbieen hervorschauen. Bald zeigt sich im Hintergrunde zur Linken über dem Thalgehänge die Peña Gorveya, ein, so weit man hier sehen kann, kahler, schroffer, tafelartig abgeplatteter Felsenberg von weißgrauer Farbe. Kurz vor Orozco erweitert sich das Thal beträchtlich, indem hier mehrere Seitenthäler in dasselbe einmünden. In dem dadurch gebildeten Bergkessel liegt Orozco, an der Vereinigung der Flüsse Arnaudi und Gorveya, welche beide durch einen Theil des offenen, alterthümlich gebauten, im Innern finster und verräuchert aussehenden Ortes hindurchströmen. Die Gegend ist paradiesisch. Das ganze weite Thalbecken ist übersät von zahllosen Caserio's, welche sich hier und da zu kleinen Ortschaften zusammendrängen, die einzelne zu Orozco gehörige Barrios bilden. Diese sowohl, als der Hauptort des Thales, sind von Obsthainen, von Wein- und Gemüsegärten umgeben, zwischen denen sich Getreidefluren und Wiesen hinziehen. Allenthalben stand damals der rothe Klee

(Trifolium incarnatum) in voller Blüthe, weshalb die Landschaft ein ungemein buntes und belebtes Aussehen besaß. Hohe alte Nußbäume und Kastanien erheben sich an den Ufern der Flüsse, selbst mitten in der Stadt, die dadurch ein ländliches Ansehen gewinnt. Das Thal von Orozco ist rings von hohen Bergen umschlossen, die, ihre sanft geschwungenen Kämme ausgenommen, mit Eichen, Kastanien und Buchen bewachsen sind. Einer der reizendsten Puncte dieses Berggürtels ist die Hermita de Santa Marina. Diese Eremitage liegt auf einem hohen, eichenbewaldeten Hügel von konischer Form, westlich von Orozco, und bietet einen prächtigen Ueberblick des weiten Thales und seiner Seitengründe, sowie des ganzen umliegenden wilden Berglandes dar. Gerade gegenüber, jenseits des tiefen Beckens, aus dessen grünem baumreichen Schooße die rothen Ziegeldächer von Orozco und seiner Caserios munter hervorlachen, öffnet sich die romantische Waldschlucht, welche der Rio Gorveya durchrauscht. Am Anfange derselben blinkt auf einem sanft gerundeten, von hochgewölbten Waldbergen überragten Hügel die Hermita de San Miguel zwischen Kastanien hervor; im Thale selbst gucken die Dächer und Thürme verschiedener kleiner, zu Orozco gehöriger Barrios über dem dunkeln Waldesgrün hervor; im Hintergrunde endlich thront majestätisch die senkrecht ansteigende, von tiefen, dunkeln Schluchten zerrissene Peña Gorveya auf

breitem Fuße, an dessen Abhange, entfernt von den übrigen tiefer gelegenen Ortschaften noch die weißen Gemäuer einer einsamen Kapelle aus dunkeln Buchenhainen hervorschimmern. Bei untergehender Sonne ist dieses Bild zauberhaft schön! —

Noch denselben Morgen, nachdem ich mich durch ein kleines Frühstück gestärkt hatte, unternahm ich, geleitet von einem Führer, einem geborenen Navarrer, die Besteigung der Peña Gorveya. Ein guter Fahrweg führt durch das Thal des gleichnamigen Flusses bis an den Fuß der Peña, bis wohin man von Orozco nur anderthalb Stunden zu gehen hat. Während das Thal von Orozco durch liebliche Anmuth bezaubert, imponirt das des Gorveya durch seine wilde Romantik. Die Thalwände sind nämlich, so weit man sehen kann, mit alten großen Kastanien und Buchen dicht bewaldet, und die Ufer des wilden forellenreichen Baches, der am Fuße der Peña entspringt, zieren hohe Eschen, Erlen, Ahorne, Eichen, Ulmen, Pappeln und Weiden in buntester Abwechslung. Einzelne Eisenhütten und Mühlen mit bemoosten Wänden und Dächern ruhen im Schatten dieses üppigen Baumwuchses, an dem zwischen zahllosen Felsblöcken brausenden Bache, über den mehrere alte unter Epheu fast ganz vergrabene Brücken gehen. Grell contrastiren gegen dieses üppige verschieden gefärbte Grün die weißen zackigen Kalkfelsen der Peña Gorveya, die fort und fort

den Hintergrund des Thales bildet und allmälig immer gewaltiger und majestätischer sich emporhebt. In Salova, dem letzten, am Fuße der Peña gelegenen Barrio von Orozco, verließen wir den erwähnten Fahrweg, der bis zu einem eine Viertelstunde weiter aufwärts befindlichen Nonnenkloster geht, und schlugen einen äußerst schlechten und beschwerlichen Saumpfad ein, welcher den Fuß der Peña übersteigt und das Thal von Orozco mit Villaro und Durango verbindet. Nachdem wir eine Zeit lang zwischen Geröllehaufen und lebenden Hecken emporgeklommen waren, gelangten wir auf kurzbegraste Triften, welche den obern Theil des breiten sanft gewölbten Plateau's überziehen, auf dem die Peña thront. Schon hier eröffnet sich eine weite Fernsicht über einen großen Theil von Vizcaya und über den Ocean, indem man sich bereits höher befindet, als alle zwischen der Peña Gorveya und der Küste sich erhebenden Gebirge.

Es war schon hoch am Tage, als wir an die Basis der 500 bis 1000 Fuß hohen Felsenmauer gelangten, welche die Peña Gorveya auf drei Seiten, nämlich gegen Norden, Osten und Südosten umgürtet. Zahllose herabgestürzte Felstrümmer sind längs ihres Fußes zu gewaltigen Geröllemassen, gleich Gletschermorränen aufgehäuft. Dunkle, feuchte Schluchten, deren Boden entweder aus wild durch einander gewürfelten Steinblöcken, oder aus steilen, quelligen, mit bunten, großblumigen Alpen-

kräutern geschmückten Grasmatten besteht, ziehen tief einschneidende Furchen durch den fast senkrecht emporstrebenden Felsenwall, aus dessen unzähligen Spalten und Klüften üppige Büsche von Buxbaum, verkrüppelten Eichen, Buchen, Taxusbäumen u. s. w. hervorwachsen, bieten aber nirgends einen Aufweg zu der obern Fläche der Peña dar. So weit der Felsengürtel reicht, dessen bizarr zerklüftete Massen eine Reihe der malerischsten Ansichten gewähren, ist die Peña blos an einer einzigen Stelle der Ostseite zugänglich, woselbst die Felsenmauer nur unbedeutende Höhe besitzt und durch ein natürliches Thor durchbrochen ist. Ein schlechter, jäh ansteigender Saumpfad zieht sich zwischen Buchen- und Buxbaumgebüsch über eine steile Geröllelehne zu diesem Felsenthore empor, das ungefähr funfzehn Fuß hoch und sechs Fuß breit ist. Ohne zu ahnen, welch' ein Anblick meiner harre, durchschritt ich das imposante hochgewölbte Thor, dessen Wände zum Theil so glatt sind, als wären sie von Menschenhand behauen. Ich glaubte, auf eine ebene Fläche zu gelangen: — wie war ich daher überrascht, als ich mich auf allen Seiten von pyramidalen Hügeln umringt sah, welche aus lauter spitzen, zahnartigen Felsstücken zusammengesetzt zu sein schienen. Ich erstieg eine dieser Felspyramiden und konnte mich nun einigermaaßen über die eigenthümliche Structur des Berges orientiren. Es ist kaum möglich, den mährchenhaften Anblick zu be=

schreiben, der sich mir darbot. Man denke sich ein wüstes Durcheinander von zahllosen, trichterförmigen Thälerchen, deren steile Abhänge durchgängig aus losen, zungen- oder zahnförmigen Felsblöcken gebildet sind; man denke sich diese kraterartigen Vertiefungen durch pyramidale Felshügel von derselben Structur geschieden; man denke sich dieses Felsenchaos umschlossen von einer hohen phantastisch ausgezackten Felsenmauer; man denke sich endlich alle diese Hunderte und Tausende von kleinen Schluchten, Klüften und Gründen mit Kräutern, Stauden und Strauchwerk auf das Malerischste austapeziert: und man wird einen ungefähren Begriff von diesem Wunderwerke der Schöpfung haben! — Diese seltsame Structur der Peña Gorveya erklärt sich aus ihren geologischen Verhältnissen. Die ganze Felsmasse ist nämlich aus dünnen, höchstens fünf Fuß dicken, Schichten zusammengesetzt, welche so sehr nach Westen zu aufgerichtet sind, daß sie beinahe auf dem Kopfe stehen, wie der Bergmann zu sagen pflegt. Sie streichen von NNO. nach SSW. und schießen unter 65 bis 70° nach Osten ein. Die Oberfläche der Peña muß folglich aus dem Ausgehenden der Schichten, aus den Schichtenköpfen gebildet sein. Da nun die einzelnen Schichten durch dünne Mergellagen geschieden sind und das Gestein selbst wenig Härte besitzt, so haben die athmosphärischen Gewässer im Laufe der Jahrtausende sowohl die Schichtenköpfe selbst auf das Mannigfachste

unterwaschen und zerfressen, als auch die zwischen den Schichten befindlichen Mergellagen hinweggespült, und so stehen denn jetzt die Schichtenköpfe phantastisch ausgezackt, getrennt von einander durch schmale Klüfte, oder lose an einander gelehnt, wie riesige Leichensteine, da. Aus dieser eigenthümlichen Structur erklärt sich auch die große Menge von Schluchten, Schlünden und Höhlen, welche das Gestein der Peña Gorveya durchsetzen und zum Theil tief in die Eingeweide des Berges eindringen. Unter den Höhlen ist die größte und Besuchenswertheste die Cueva de Sopoalór. Ich brannte vor Begierde, diese Höhle, welche der Sage nach sich meilenweit unter dem Gebirge hin erstrecken und die Wiege aller Gewässer sein soll, die am Fuße der Peña entspringen, kennen zu lernen; allein ein nicht erwarteter Zwischenfall verhinderte mich, den Besuch der Höhle an jenem Tage zu unternehmen. Mein Bedienter hatte nämlich meine Pferde bis an das Felsenthor bringen und daselbst warten sollen, während ich, geleitet von dem Navarrer, die Schluchten der äußern Umgürtung der Peña erforschte. Als wir aber an das Thor gelangten, war Agustin nicht da, weshalb der Navarrer in der richtigen Voraussetzung, daß derselbe aus Unkenntniß den Weg verfehlt habe, mich verließ, um sich in den Umgebungen der Peña nach ihm umzusehen, während ich die dem Thor zunächst gelegenen Parthieen des Felsenlabyrinths unter=

suchte. Es verging eine Stunde nach der andern, ohne daß weder Agustin noch der Führer wieder kam, und schon fürchtete ich, daß der erstere, den ich auf gut Glück, ohne Proben von seiner Ehrlichkeit zu haben, in Bilbao gemiethet hatte, mit meinen Pferden sich geflüchtet habe, als endlich der Navarrer wieder erschien und mir meldete, daß Agustin mit den Pferden vor dem Thore meiner Befehle harre. Derselbe hatte wirklich den Weg verfehlt und war auf den Weiden, welche die breite Basis der Peña bedecken, bis auf die Südseite des Gebirges herumgegangen. Während der Abwesenheit meiner Begleiter passirte mir ein Abentheuer etwas unangenehmer Art, welches mich verhinderte, das geheimnißvolle Felsenlabyrinth der Peña so gründlich zu erforschen, wie ich mir vorgenommen hatte. Der Navarrer war nämlich noch nicht lange fort, als ich ein Geräusch in der Nähe vernahm. Als ich aufblickte, bemerkte ich in geringer Entfernung von mir ein Rind, welches ich an seinem ganzen Aussehen als einen jener wilden Stiere erkannte, welche in Spanien der beliebten Stiergefechte halber in vielen Gegenden förmlich gehegt werden. Ich hatte nicht gewußt, daß auch die Peña Gorveya als Gehege für wilde Stiere diene, sonst würde ich wenigstens meine Pistolen mitgenommen haben, indem das Knallen eines Schießgewehrs in den meisten Fällen hinreicht, ein solches Thier zur Flucht zu bewegen. Kaum hatte mich der Stier er=

blickt, als er auch sofort auf mich losstürzte, und hätte ich nicht glücklicherweise auf eine isolirte Felsmasse retiriren können, wohin mir die wilde Bestie nicht folgen konnte; so würde ich dies Abenteuer vielleicht mit dem Leben bezahlt haben. Ich war nun allerdings vollkommen sicher, allein der Stier entfernte sich nicht, indem am Fuße meines Asyls sich gerade ein recht schöner Weideplatz befand, auf dem er ganz gemüthlich zu grasen anfing. Obwohl der Stier keine feindseligen Absichten mehr zu haben schien, mochte ich es dennoch nicht wagen, meinen isolirten Standpunkt zu verlassen und war folglich ein förmlicher Gefangener in dem einsamen, todtenstillen Felsenlabyrinthe der Peña. So vergingen mehrere Stunden, ohne daß sich außer meinem vierfüßigen Gesellschafter und ein Paar Geiern, welche die Felsgipfel umkreisten, ein lebendes Wesen sehen ließ. Endlich vernahm ich menschliche Stimmen und bemerkte vier Männer, die aus dem Innern der Peña auf dem nach dem Felsenthore führenden Pfade herkamen. Da einer derselben eine rothe Boyna und eine Flinte trug, so hielt ich denselben für meinen Bedienten und begann zu rufen. Die Leute wurden auch sofort aufmerksam auf mich und schritten auf den Felsen zu. Bei ihrer Annäherung ergriff der Stier die Flucht, so daß ich meine Warte verlassen konnte. Allein zu meinem Schrecken sah ich nun, daß ich mich getäuscht hatte, denn die herbeigekommenen Leute waren

mir ganz unbekannte Hirten, der mit dem Gewehr ein junger Bauernbursche aus dem Thale von Orozco. Dieser verstand und sprach glücklicherweise Castilianisch, so daß ich ihm sagen konnte, wer ich sei und was ich wolle; die andern reichten mir zwar gutmüthig die Hand, schüttelten aber auf die an sie gerichteten Fragen den Kopf, zum Zeichen, daß sie mich nicht verständen. Da ich halb verschmachtet vor Durst war und mich deshalb bei dem jungen Bauer nach einer Quelle erkundigte, wechselte dieser einige Worte auf Baskisch mit seinen ziemlich verwildert aussehenden Begleitern, worauf der Eine eine mit Wein gefüllte Kürbisflasche unter seinem groben Mantel hervorzog und mir dieselbe sammt einem Stück Brod reichte. Während ich noch mit den guten Leuten sprach, kam der Navarrer zurück und stattete mir Bericht ab. Ich ließ nun meinen Bedienten mit den Pferden am Thore warten und machte mich in Begleitung meines Führers und der Hirten nach der Höhle Sopoalór auf den Weg. Der Eingang zu dieser Höhle befindet sich im nördlichen Theile des Felsenlabyrinths in einer steilen Felswand, an einer der romantischsten Stellen der Peña. Er bildet einen ziemlich regelmäßigen Bogen von 24 Pariser Fuß Breite und 15 Pariser Fuß Höhe und ist gegen Südwest gerichtet. Durch dieses gewaltige Thor tritt man in eine Halle von 50 Schritt Länge, deren aus feuchter Dammerde bestehender Boden sich

nach dem Hintergrunde zu al'mälig abwärts senkt. Am höchsten und weitesten ist diese Halle, welche während des Bürgerkrieges der auf der Peña Gorveva stationirten Besatzung als Hauptwache diente und jetzt häufig von Hirten als Lagerstätte und Zufluchtsort benutzt wird, unmittelbar hinter der Eingangsöffnung; weiterhin senkt sich das Gewölbe ziemlich rasch. Dieses sowohl, als die Wände, sind von einer Tropfsteinkruste überzogen, welche vom Rauche der Hirtenfeuer geschwärzt ist. An vielen Stellen sickert Wasser aus den Spalten hervor und verwandelt den lockern Humusboden in einen breiigen Schlamm. Unregelmäßige Oeffnungen, von denen manche so niedrig sind, daß man sich niederlegen muß, um hindurch zu gelangen, führen zu beiden Seiten dieser Halle, deren Längenaxe von Südwest nach Nordost gerichtet ist, in Nebenhöhlen, welche aus kleinern Hallen und niedrigen Gängen bestehen und bald aufhören. Im tiefsten Hintergrunde dagegen verwandelt sich die Halle, nach Norden umbiegend, in eine schmale Gallerie, welche sich bald in mehrere spaltet, die mit den tiefer gelegenen Höhlungen in Verbindung stehen. Mein Führer, der sich noch nie über die Eingangshalle hinausgewagt hatte, erzählte mir, daß mit Ausnahme einiger waghalsigen Hirten noch Niemand sehr weit in die Höhle eingedrungen sei, daß manche jener Waghälse nicht zurückgekehrt, nie mehr gesehen worden seien, und die Wenigen, welche glücklicher

gewesen wären, ausgesagt hätten, daß sie nach stundenlangem Umherirren in dem Labyrinthe an unterirdische Flüsse und Wasserfälle gekommen wären, welche jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht hätten. Auch habe sich einmal ein Hund in der Höhle verlaufen, dessen Gerippe mehrere Monate nachher im Rio Gorveya gefunden worden sein solle. Ich bedauere aufrichtig, daß meine beschränkte Zeit mir nicht gestattete, den Ursprung des genannten Flusses zu besuchen. Wie man mir erzählte, strömt derselbe am Fuße der nördlichen Felsenmauer aus einem Loche hervor, welches wohl ein Ausgang jenes weitläufigen, viel verzweigten Höhlenlabyrinths sein kann. Ich hätte gern die tiefer gelegenen Parthieen der Höhle untersucht, allein da bereits 4 Uhr vorüber war, als ich an den Eingang derselben gelangte, so mußte ich für diesen Tag darauf verzichten. Ich begab mich deshalb wieder nach dem Felsenthor, bestieg die zunächst gelegenen Gipfel der äußern Umgürtung der Peña, welche eine prachtvolle Aussicht über das wilde Gebirgsland von Vizcaya und nach dem Meere zu darbieten, hielt sodann in Gesellschaft der Hirten, die sich mir so dienstfertig erwiesen hatten, auf den weichen Grasmatten, am Fuße der Peña, hoch über der sonnigen, sonntagsstillen Landschaft gelagert, eine fröhliche Mahlzeit, indem uns meine Wirthsleute in Orozco reichlich mit Wein und Speisen versorgt hatten, und

kehrte hierauf auf demselben Wege, den ich gekommen war, über Salova, wo uns der junge Bauer baskisch-freigebig mit Wein bewirthete, nach Orozco zurück.

Das, was mir sowohl mein Führer als die Hirten von der Höhle Sopoalór und von andern Wunderdingen der Peña Gorveya erzählt hatten, erregte meine Wißbegierde dergestalt, daß ich beschloß, noch einen ganzen Tag auf die Erforschung dieses Gebirges zu verwender. Da ich eine reiche Ausbeute an Pflanzen erhalten hatte, auch meinen Bedienten nach Bilbao schicken mußte, um noch verschiedene Reiseutensilien kaufen zu lassen, so konnte ich diese zweite Excursion erst den 28. Mai unternehmen. Die Zwischenzeit benutzte ich zu einem Ausfluge nach der schon erwähnten Hermita de Santa Marina, der leider durch Regenwetter gestört wurde. Auch ward mir an jenem Tage eine eigenthümliche Ehrenbezeugung von Seiten der Bewohner von Orozco erwiesen, die ich nicht umhin kann, zu erwähnen. Ich wurde nämlich von einem Mitgliede des „Raths" feierlichst zu einer — Musikprobe eingeladen, wahrscheinlich, um die Instrumente zu bewundern, welche sich die guten Leute mit vielen Kosten hatten aus Deutschland kommen lassen. Das Musikcorps bestand aus lauter Dilettanten, Bürgern von Orozco, die erst anfingen, sich einzuüben, und da die Leute sämmtlich Blas- und Blechinstrumente spielten, und Einer immer ein Paar Takte dem Andern voraus war: so brauche ich

nicht zu bemerken, daß diese Musikprobe ein wahrhaft herz- und ohrenzerreißender Genuß war. Es half aber Nichts, ich mußte geduldig ausharren, wollte ich die Herren nicht beleidigen. Am meisten Spaß machte mir der Musikdirector, der mir als ein sehr wackrer und kenntnißreicher Musiker vorgestellt wurde, indem sich derselbe bestrebte, seine Kenntnisse in meiner Gegenwart möglichst an den Tag zu legen. Er beehrte mich deshalb mit der Aufführung eines von ihm componirten Marsches, bei der er mit Händen und Füßen dirigirte und aus Unmuth über die schlecht einexercirten Musiker einige derselben mit freundschaftlichen Rippenstößen bediente. Ich war froh, als ich diesen Marsch glücklich überstanden hatte, denn es war ein wahrhaft schauderhafter Lärm ohne eine Spur von Melodie.

An dem oben gedachten Tage brach ich noch vor Sonnenaufgang von Orozco auf und war um 6 Uhr schon am Felsenthore der Peña. Nachdem ich daselbst meine Pferde unter der Aufsicht eines Hirtenknaben auf einem fetten Weideplatze zurückgelassen hatte; begab ich mich, begleitet von Agustin, dem Navarrer und einem Hirten, sogleich nach der Höhle. Wir hatten uns diesmal in Salova mit Wachskerzen und Stricken versehen, und uns sämmtlich mit Schießgewehren bewaffnet, weil die Höhle bisweilen von Wölfen und Bären bewohnt sein soll. Spätern Besuchern rathe ich, Kienfackeln mit-

zunehmen, oder wenigstens Oellampen, denn die Wachskerzen verbreiten zu wenig Licht. Der Gang, in den sich die Eingangshöhle verlängert, senkt sich bald jäh abwärts; zugleich wird der Boden schlüpfrig, was das Gehen sehr erschwert. An mehrern Stellen befinden sich mit Wasser gefüllte Löcher an der Seite der Gallerie, die ziemliche Tiefe zu besitzen scheinen, weshalb große Vorsicht auf diesem Wege zu empfehlen ist. Mehr als einmal wurden unsere Kerzen durch das herabtröpfelnde Wasser ausgelöscht und hatten wir nicht geringe Mühe, dieselben wieder in Brand zu setzen. Doch hörte diese nasse Parthie bald auf und wir gelangten in trocknere Regionen. Die Gallerie, wo wir uns befanden, theilt sich bald in mehrere Gänge. Ich wählte den größten, der sich in Kurzem zu geräumigen Hallen erweiterte, deren Gewölbe hier und da auf dicken Säulen von Tropfstein ruhte. An vielen Stellen waren die Wandungen mit hübschen Stalaktiten von halbdurchsichtigem alabasterartigem Tropfstein von fleischrother und wachsgelber Farbe bedeckt. Wie in den meisten Tropfsteinhöhlen, herrschte auch hier die Zapfenform bei den Stalaktiten vor. In der einen Höhle bestand die Decke ganz und gar aus lauter kleinen durchbohrten Zapfen und Nadeln, an deren Oeffnung ein Wassertropfen hing, weshalb im Lichte der Kerzen die dunkeln Wölbungen wie mit Tausenden von Brillanten übersät zu sein schienen. An einer Stelle,

wo das Dach der Höhle von einer schachtartigen Schlucht durchbrochen war, fiel ein Sonnenstrahl blendend hell in den düstern Raum, beleuchtete jedoch denselben blos eine kurze Strecke weit. Nach ziemlich langem Umherwandern veränderte die Gallerie ihre Richtung, der Boden fing an sich zu erheben, und ehe wir es dachten, befanden wir uns wieder in jener nassen Verlängerung der Eingangshalle. Ich war mit dieser ersten Wanderung nicht zufrieden gestellt und schickte mich deshalb trotz der Widerreden meiner Begleiter, denen es in dem schwarzen, feuchten Labyrinth unheimlich zu werden schien, und welche mir viel von wilden Thieren, Falschmünzern, bösen Geistern u. dergl. m. vorschwatzten, zu einer zweiten Expedition an. Es entschlossen sich jedoch blos mein Bedienter und der Hirt, mit mir zum zweiten Male in die Höhle einzudringen; der Navarrer war durchaus nicht zu bewegen, mich zu begleiten, und blieb in der Eingangshalle zurück. Ich wählte diesmal eine andere Gallerie, welche in mehr nordöstlicher Richtung verlief und sich bald steil abwärts senkte. An mehreren Stellen verengte sich dieselbe so, daß wir auf allen Vieren kriechen mußten. Bald hörten wir in der Ferne ein dumpfes Getöse, welches allmälig, je weiter wir vorwärts schritten, immer stärker wurde und sich endlich unzweideutig als das Rauschen eines fließenden Wassers zu erkennen gab. Noch wenige Schritte, und der enge Stollen öffnete sich

in eine niedrige, aber sehr geräumige Halle, über deren stark nach Nordwest geneigten Boden ein breiter, wasserreicher Bach dahinbrauste. Jenseits desselben schien sich die Höhle noch weiter fortzusetzen, allein an der Stelle, wo wir uns befanden, wagten wir nicht, den äußerst reißenden und eiskalten Höhlenstrom zu durchwaten. Auch konnten wir alles Suchens ungeachtet keine geeignetere Stelle finden. Noch oben und nach unten hin verengte sich die Höhle bald in einen engen und niedrigen Schlund, welcher fast gänzlich von den eingezwängten Wogen des wilden, schäumenden Baches ausgefüllt wurde. Allem Anscheine nach ist dieser unterirdische Bach der Rio Gorveya. Nach fruchtlosen Versuchen, ihn zu überschreiten, entschloß ich mich zur Rückkehr. Unterwegs versuchte ich noch, durch einen Seitengang gegen den unterirdischen Fluß hin vorzudringen, doch vergeblich, denn der Gang endete bald mit einem fast senkrechten, schachtartigen Schlunde von unbekannter Tiefe. Einen hinabgeworfenen Stein hörten wir, nachdem er mehrmals an den Wandungen des Schachtes angeschlagen hatte, lange fortrollen, woraus wir schlossen, daß der Schacht sich in eine lange, ziemlich sanft geneigte Gallerie verwandeln müsse. Schon war ich entschlossen, mich an einem Seile in den engen Schlund hinabsenken zu lassen, als mir zum Glück noch einfiel, zuvor die darin enthaltene Luft zu prüfen. Ich ließ deshalb eine brennende Kerze an einem Bindfaden

hinab, und siehe da, kaum war dieselbe einige Klaftern tief hinabgesenkt, als sie plötzlich auslöschte. Möglich, daß ein Wassertropfen oder ein Luftzug sie getroffen hat; doch waren die Wände der Höhle an jener Stelle keineswegs sehr feucht, auch hatten wir kein Flackern der Flamme wahrgenommen, und ich vermuthete deshalb, daß der Schlund in der Tiefe mit Stickluft erfüllt war. Wenigstens mochte ich es nicht mehr wagen, hinabzusteigen, und kehrte nunmehr nach der Eingangshalle zurück, wo der Navarrer ängstlich unserer harrte. Es war bereits zehn Uhr vorüber, als wir wieder an das Tageslicht gelangten.

Nachdem wir uns sämmtlich durch ein kräftiges Frühstück gestärkt hatten, gingen wir nach dem Felsenthore zurück, um die Pferde zu holen, und drangen sodann auf einem fast gar nicht betretenen, für Pferde äußerst halsbrecherischen Wege von neuem in südwestlicher Richtung in das Felsenlabyrinth ein. Unser nächstes Ziel war die Nevera (Schneegrube) von Orozco, eine tiefe Kluft, in welcher der Schnee das ganze Jahr hindurch nicht schmilzt, und die deshalb zur Aufbewahrung des zur Bereitung der Eislimonade und anderer dem Südländer unentbehrlichen Erfrischungen nöthigen Schnees benutzt und vom Rathe zu Orozco förmlich verpachtet wird. Die Nevera von Orozco liegt in dem südwestlichsten Theile und an der wildesten Stelle des Felsen=

labyrinths. Sie ist ein schauerlicher Schlund von bedeutender Tiefe und Weite, dessen Wandungen aus spitzen Felszacken bestehen, zwischen denen eine üppige Kräuter- und Strauchvegetation wuchert. Einzelne verkrüppelte Buchen, die aus den Spalten hervorgewachsen sind, beschatten mit ihren weithin ausgestreckten, dicht belaubten Aesten den düstern schneeerfüllten Abgrund, welcher sich auf der einen Seite in eine schmale, das Gestein senkrecht durchsetzende Kluft verengt. Diese Kluft hat man brückenartig überwölbt und auf diesem Gewölbe am schwindelnden Rande der Nevera ein Häuschen aus Bruchsteinen erbaut, das zwei Thüren besitzt, von denen die eine sich gerade über dem Abgrunde befindet. Vor dieser Thüre ist eine Winde angebracht, welche dazu dient, den Schnee vermittelst eines Eimers aus der schauerlichen Tiefe heraufzuziehen. Die andere Thüre, durch die allein man in das Häuschen und zu der Winde gelangen kann, ist verschlossen und der Schlüssel dazu in den Händen des Pächters der Nevera zu Orozco. Es war in den heißesten Stunden des Nachmittags, als wir zu dieser wild romantischen und äußerst pflanzenreichen Stelle gelangten. Da wir sämmtlich starken Durst empfanden, kein Wasser in der Nähe und der Wein in unserm Schlauche warm geworden war, so hatte der uns begleitende Hirtenknabe die Kühnheit, durch eine dem Häuschen gegenüber befindliche Schlucht in den grausigen Schlund hinabzusteigen, um

Schnee zur Abkühlung des Weines herauf zu holen. Ich zitterte, als ich den Jungen an den glatten Felszacken hinabrutschen und bald darauf in der dunkeln Tiefe verschwinden sah; es dauerte aber gar nicht lange, so kam er wohlbehalten, die schneegefüllte Boyna in den Zähnen, wieder herauf.

Ich hatte mir als Hauptaufgabe dieses Tages gestellt, den höchsten Gipfel der Peña Gorveya zu erklimmen. Derselbe befindet sich am südlichen Rande des Gebirges und ist noch über eine Stunde von der Nevera entfernt. In südlicher Richtung unsere Wanderung fortsetzend, kamen wir bald an das Ende des Felsenlabyrinths, welches die nordöstliche Hälfte des Gebirges ausmacht und betraten nun geräumige, kurz begraste Weiden, welche die langen, von flachen Thaleinschnitten durchfurchten Abhänge der hohen, sanft gewölbten Sandsteinkämme, aus denen die südwestliche Hälfte des Gebirges besteht, fast gänzlich überziehen. Zahlreiche Rinder- und Schaafheerden weiden auf diesen gewaltigen Bergwiesen, durch deren sammtnes Grün sich hier und da ein kleiner, silberklarer Bach hinschlängelt, unter der Aufsicht weniger Hirten, die hier in rohen, aus losen Steinen errichteten, und mit Aesten und Strauchwerk überdeckten Hütten fast den ganzen Sommer hindurch in wilder Abgeschiedenheit von der gesitteten Welt leben. Den höchsten Gipfel des Gorveyagebirges, den ich gegen

6 Uhr nach langem ermüdendem Emporsteigen auf dem moorigen Grasboden ganz allein erreichte, bildet die stumpfe Spitze einer pyramidalen Kuppe, welche die übrigen Kämme und das Felsenlabyrinth hoch überragt und auf der Südseite unmittelbar in einem langen, ziemlich steil geneigten Abhange zu der Hochebene von Alava abfällt. Mehrere Schneegruben, die jedoch an Tiefe, Weite und Romantik der Nevera von Orozco weit nachstehen und der Commun von Vitoria gehören, befinden sich an den Abhängen dieses hochgewölbten Kammes, der an einzelnen Stellen noch mit Schnee bedeckt war. Der Mangel meines Barometers, dessen Verlust ich noch nie so schmerzlich empfunden hatte, wie an jenem Tage, verhinderte mich leider, die Höhe dieses noch ungemessenen Bergriesens zu ermitteln. Den daselbst vorkommenden Pflanzen zufolge möchte ich dieselbe auf ungefähr 5000 Par. Fuß veranschlagen. Das Panorama, welches der höchste Punct darbietet, umfaßt eine gewaltige Länderstrecke, ist aber, wie fast die Aussicht aller hohen Berggipfel, mehr großartig als schön zu nennen, weil die Contouren der niedrigen Parthieen zu sehr verschwimmen und die Ebenen und Thäler zu tief liegen, um die Reize derselben mit bloßen Augen deutlich wahrnehmen zu können. Ein solches Bild gleicht stets mehr einer Landkarte, als einem Landschaftsgemälde. Nichtsdestoweniger verlohnt es sich der Mühe, den höchsten Gipfel

des Gorveyagebirges zu besteigen, da derselbe jedenfalls einer der geeignetsten Puncte ist, um sich einen klaren Ueberblick über die orographischen Verhältnisse des cantabrischen Gebirges und der angränzenden Gegenden zu verschaffen. Am anmuthigsten ist die Aussicht gegen Süden und Westen, über die weiten und grünen Thäler und Ebenen von Alava, unter deren zahlreichen Ortschaften Vitoria sich am meisten auszeichnet und hinter denen die blauen Gebirgsketten emporsteigen, welche das Plateau von Alava von Navarra, und das obere Ebrobassin von den Ebenen Altcastiliens scheiden; am wildesten gegen Nordosten, wo sich das Felsenlabyrinth der Peña gleich einer steinigen Wüste ausbreitet; am großartigsten gegen Osten, wo die imposante Sierra de Durango mit ihren schroffen, grotesk geformten Felsenbergen, unter denen die Peña Ambotu dem Gorveyagebirge an Höhe wenig nachstehen dürfte, in großer Nähe den Horizont begränzt; am interessantesten endlich nach Norden zu, woselbst der blaue Spiegel des Oceans in einer Ausdehnung von mindestens funfzehn Meilen über die zerrissenen Felsgestade der cantabrischen Küste, die man von der Gegend von Bermeo an bis in die von Santoña wie auf einer Landkarte überschaut, hoch in die Luft emporsteigt. Die fernsten Puncte des Panorama's sind die Centralpyrenäen, welche man bei hellem Wetter sehr deutlich sehen soll, die Sierra de Oca bei Bur-

gos und die Gebirge von Santander, die damals noch tief hinab mit Schnee bedeckt waren.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als wir wieder an den Rand des Felsenlabyrinths gelangten. Wir ließen dasselbe rechts und stiegen durch einen mit üppiger Buchenwaldung erfüllten Grund in das Thal des Gorveya hinab, wo wir bei einer einsamen, romantisch gelegenen Mühle rasteten, um ein frugales Abendbrod einzunehmen. Noch an keiner Stelle war mir die Peña Gorveya in so imposanter Weise, das ganze Gorveyathal so reizend und erhaben erschienen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne tauchten die gewaltige Felsmasse, die gleich einem Riesenschlosse aus dem saftigen Waldesgrün emporstieg, in rosiges Licht; ein goldiger Duft schimmerte durch das hellgrüne, im lauen Lufthauche zitternde Laubdach der Buchen und durch die glänzenden Blätter der Kastanien; die zahllosen Schluchten und Gründe lagen in dunkle Schatten gebettet da: ein wahrer Gottesfriede war über das einsame Gebirgsthal ausgegossen, dessen Stille blos durch das Rauschen des ungestümen Flusses und durch die feierlichen Klänge der Glocken, die im benachbarten Nonnenkloster zum Ave Maria riefen, unterbrochen wurde. Schon erglommen einzelne Sterne am wolkenlosen Himmel, als wir die Mühle verließen, und bald erglänzten Gebirg und Thal im milden, silbernen Schimmer des Mondes.

Bereits am Nachmittage des folgenden Tages, am 29. Mai, verließ ich Orozco und ritt quer durch das eichenbewaldete, die rechte Umwallung des Gorvevathales bildende Gebirge, dessen Kämme herrliche Aussichten in die tiefen, von Caserios wimmelnden Gründe, welche sich nach der Küste zu erstrecken, darbieten, bis nach dem aus zerstreuten Barrios bestehenden Flecken Gemona, woselbst ich in einer schlechten, von Arrieros überfüllten Herberge übernachtete. Der genannte Ort liegt in einem weiten, sehr anmuthigen Thale, das sich längs der Sierra de Durango hinzieht und im Hintergrunde durch die Peña Gorveya geschlossen erscheint. Ich hatte mir vorgenommen, den folgenden Tag die nahe gelegene Peña Ambotu zu besteigen; allein das während der Nacht einfallende Regenwetter, welches allem Anschein nach länger als gewöhnlich anzuhalten drohte, veranlaßte mich, diesen Plan aufzugeben. Ich setzte also schon am andern Morgen — es war am Frohnleichnamsfeste — meine Reise weiter fort und kam nach zweistündiger, fast ununterbrochen von Regen begleiteter Wanderung nach dem an der Chaussee von Tolosa gelegenen Städtchen Zornosa, wo ich kurze Zeit rastete, in der Hoffnung, das Wetter werde sich aufhellen. Da dies jedoch nicht der Fall war, zum großen Leidwesen der auf dem Platze in Menge versammelten Landleute, die durch das Regenwetter um das Schauspiel der Procession betrogen wurden, so brach ich wieder

auf und gelangte nach einem wegen des fortwährenden Regenwetters und der empfindlich kalten Temperatur sehr angreifenden Ritte ziemlich spät Abends nach Vergara und Tags darauf, wo das Wetter auch noch sehr unfreundlich war, nach Tolosa. Den 1. Juni endlich begab ich mich über Hernani und Oyarzun nach Yrun, wo ich nach Sonnenuntergang bei schönstem Wetter eintraf. Die Straße über Hernani führt ebenfalls durch sehr malerische Gegenden, doch sind dieselben nicht so bevölkert, wie das Thal des Oriá, durch welches die Straße nach San Sebastian läuft. Der erste Ort, den sie hinter Villabona berührt, ist der Flecken Ornieta, der sehr neu aussieht, da er während des Bürgerkriegs von den Cristinos zum größten Theil verbrannt wurde. Noch giebt es eine große Menge Brandstellen, die einen unfreundlichen Anblick darbieten würden, hätte sich nicht die Natur mitleidig derselben erbarmt und die rauchgeschwärzten Ruinen auf das Reizendste mit Epheu und üppigen Bouquets schön blühender Gewächse geschmückt. Durch Wiesengründe und über waldige Kämme gelangt man von hier in einigen Stunden nach dem Städtchen Hernani, welches, von alterthümlichen Mauern umringt, auf einem Hügel liegt. Hier begegnete mir ein Unfall, der mich nöthigte, länger in Yrun zu verweilen, als ich beabsichtigt hatte. Mein schwer beladenes Packpferd stürzte nämlich auf dem abscheulichen Pflaster der

sehr abschüssigen Gasse. Nun hatte es zwar keinen Schaden genommen, allein mein schönes Thermometer, welches wohl verwahrt in meiner Reisetasche steckte, war in Folge des heftigen Stoßes zerbrochen. Da ohne ein Thermometer die beabsichtigten Höhenmessungen nicht anzustellen waren und ich in Yrun mein Barometer in bestem Zustande wieder fand, so konnte ich diesen Ort nicht eher verlassen, als bis ich von Bordeaux aus ein anderes Thermometer erhalten hatte. Ich benutzte die Zwischenzeit zu verschiedenen Excursionen, unter denen ich eine kürzlich erwähnen will, deren Ziel die im zweiten Kapitel mehrfach genannte Loma de Jaizquivel war. Ich besuchte zuerst die Hermita de Nuestra Señora de Guadelupe, eine große Eremitage, die am nordöstlichen Abhange über Fuenterrabia liegt. Es wohnt hier ein Weltgeistlicher, welcher die Verpflichtung hat, alle Morgen in der kleinen Kirche Messe zu lesen. Aus den Fenstern seiner Wohnung genießt man eine prachtvolle Aussicht auf das Meer und die von dem Bidassoaflusse durchströmte Niederung, weshalb dieser Punct dem Besuche der Reisenden sehr zu empfehlen ist. Auf einem wenig betretenen Pfade wanderte ich von hier über den ganzen Kamm der Loma bis zu dem an die Bai von Pasages gränzenden Abhang. Ueberraschend und höchst eigenthümlich ist der Anblick dieser Bai, die in Vogelperspective zu den Füßen liegt. Auch die vielen kleinen,

meist von schroffen, wild zerklüfteten Felsen umgürteten Buchten, welche das Meer längs des nördlichen Fußes des Gebirges ausgehöhlt hat, bieten sehr malerische und interessante Ansichten dar. Auf dem Rückwege kehrte ich noch in einem einsamen Caserio ein, dessen gutmüthige Bewohner, die ich leider nicht verstehen konnte, da sie nur Baskisch sprachen, mich auf das Gastfreieste bewirtheten, ohne eine Bezahlung anzunehmen. Einige Tage später traf das bestellte Thermometer wohlbehalten in Yrun ein, weshalb ich, nachdem ich noch meine in Guipuzcoa und Vizcaya gemachten Sammlungen nach Deutschland expedirt hatte, nicht länger zögerte, von Yrun und seinen liebenswürdigen Bewohnern zu scheiden. —

Siebentes Kapitel.

Das Volk der Basken.

Bevor ich meine Leser aus dem Lande der Basken hinausgeleite, kann ich nicht umhin, dieselben noch einen Rückblick auf dessen Bewohner thun zu lassen. Wohl über keinen der verschiedenen Volksstämme, aus deren allmäliger Verschmelzung sich die spanische und französische Nation gebildet haben, ist so viel geschrieben worden, wie über die Basken. Dies ist auch nicht wunderbar, da die Basken wegen des geheimnißvollen Dunkels, welches sowohl über ihren Ursprung, ihrer frühesten Geschichte, als über ihrer eigenthümlichen Sprache schwebt, unbedingt die interessanteste Völkerschaft der pyrenäischen Halbinsel sind. Dazu kommt, daß ihr Land von der Hauptstraße, welche die Metropolen Frankreichs und Spaniens mit einander verbindet, durchschnitten wird, weshalb die Mehrzahl der Reisenden, die Spanien besuchen, mit den Basken mehr als mit irgend einem an=

dern Volksstamme der Halbinsel in Berührung kommen. Obwohl nun dieses Völkchen schon so oft der Gegenstand literarischer Productionen gewesen ist, so kann ich mich doch nicht enthalten, auch meine Beobachtungen über dasselbe zu veröffentlichen, weil ich der Meinung bin, daß, mit Ausnahme der klassischen Schriften Wilhelms v. Humboldt über die baskische Sprache*) die meisten vorhandenen Schilderungen ziemlich flüchtiger Natur sind, wie es von Personen, die ein Land blos im Reisewagen durchfliegen und sich nur an den Hauptstationen einige Zeit aufhalten, nicht anders zu erwarten steht. Freilich reicht ein blos sechswöchentlicher Aufenthalt in den baskischen Provinzen auch nicht aus, um deren Bewohner gründlich kennen zu lernen, zumal wenn man, wie ich, — und wohl die meisten Reisenden dürften sich in derselben Lage befinden —, mit der Sprache des Volkes nicht vertraut ist; indessen glaube ich doch ein richtigeres Urtheil, besonders über den Charakter der Basken, erlangt zu haben, als die meisten andern Reisenden, weil ich die baskischen Provinzen nicht blos vom Wagen aus und auf den großen Heerstraßen gesehen, sondern, bald

*) W. v. Humboldt, Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache. Berlin, 1821. — Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die cantabrische oder baskische Sprache. Berlin, 1816.

zu Fuß, bald zu Pferde, in verschiedenen Richtungen durchstreift, täglich mit und unter dem Volke gelebt und endlich auch einen gebornen Basken sechs Monate lang zum Bedienten und folglich zum täglichen Begleiter gehabt habe.

Die Basken, span. Vascongados*), rühmen sich bekanntlich, von den Ureinwohnern der pyrenäischen Halbinsel in gerader Linie abzustammen, der letzte Rest der ursprünglichen Bevölkerung Spaniens zu sein. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist sicher, daß sie der älteste Volksstamm der jetzigen spanischen, und ebenso der französischen Nation sind, was schon daraus hervorgeht, daß sich in ihrer eigenthümlichen Sprache die Etymologien der meisten ältern Stadt- und Flußnamen der Halbinsel finden**). Denn aus diesem Umstande muß man schließen, daß die

*) Die Basken kennen diesen Namen in ihrer Sprache nicht, sondern nennen sich Euscaldinac, ihr Land Euscaleria.

**) So soll der Name des Ebro, latein. Iberus, nach W. v. Humboldt von dem baskischen Worte „ibarra", d. h. Thal, oder „ibaya", Fluß, herkommen. Der castilianische Name Spaniens selbst, España, findet sich in der baskischen Sprache, wo er ezpaña geschrieben wird, und den Saum, das Aeußerste einer Sache, bedeutet. España ist folglich der ursprüngliche Name Spaniens, und der lateinische, Hispania, eine Corruption desselben, nicht umgekehrt, der castilianische eine Corruption des lateinischen, wie man gewöhnlich annimmt. Der Name der Landschaft Asturien ist aus den baskischen Wörtern asta, Fels, und ura, Wasser, zusammengesetzt, eine bildliche Bezeichnung eines, von Gebirgen, Felsen und Bächen wimmelnden Landes.

baskische Sprache in grauer Vorzeit auf der ganzen Halbinsel allgemein gesprochen worden, die baskische Nation folglich ehemals eine viel größere gewesen ist, als gegenwärtig. Dies behaupten auch die Basken, und darin dürften sie Recht haben, nicht aber, wenn sie sich rühmen, wie man es oft hört, daß ihre Sprache die älteste in der Welt sei. Die Volkssage behauptet freilich, sie sei dieselbe Sprache, die Gott der Herr selbst dem ersten Menschenpaare im Paradiese gelehrt habe! — Uebrigens wird diese eigenthümliche Sprache, welche mit keiner der bisher bekannt gewordenen Sprachen Europa's verwandt ist, nicht überall im Baskenlande auf dieselbe Art gesprochen, sondern zerfällt in mehrere Dialecte, die zum Theil, was Aussprache und Formen anlangt, so sehr von einander abweichen, daß die Sprecher des einen Dialects die des andern nur schwierig oder beinahe gar nicht verstehen. So sind die Dialecte von Guipuzcoa und Vizcaya bedeutend von einander verschieden, desgleichen die Sprachweisen der Basken des spanischen und französischen Navarra, und die Basken von Bayonne und von Bilbao verstehen einander fast gar nicht. Das beste und reinste Baskisch soll in Guipuzcoa und namentlich in Yrun, San Sebastian und Oyarzun gesprochen werden. Die Basken von Tolosa und Vergara haben bereits eine weniger correcte Aussprache und noch corrumpirter sind die Dialecte der Bewohner von Alava und

Navarra. Ueberhaupt hat fast jedes Dorf seine besondere Sprachweise, wie man dies auch in andern Volksdialecten beobachtet. In Navarra, dem französischen, wie dem spanischen, ist die baskische Sprache sehr stark mit corrumpirten französischen und castilianischen Wörtern vermengt. Auch der Dialect von Guipuzcoa besitzt viele dem Castilianischen entlehnte Wörter, was ganz natürlich ist, da die Benennungen einer Menge von Gegenständen in der baskischen Sprache fehlen, weil dieselben den alten Basken nicht bekannt waren. Uebrigens nimmt das Baskische auch in Spanien allmälich ab, trotz der eisernen Zähigkeit, mit welcher die Basken an ihren Sitten und Gebräuchen hängen, weil gegenwärtig die Sprache nicht mehr zu den Fueros der Basken gehört, wie es früher der Fall war, und deshalb der Unterricht in den Schulen in castilianischer Sprache ertheilt wird. Daher kommt es, daß gegenwärtig, selbst in Guipuzcoa, blos noch die ältern Leute keine andere Sprache sprechen und verstehen, als die baskische; die jüngern sprechen und verstehen fast sämmtlich Castilianisch, wenn sie auch für's Gewöhnliche, unter sich, nur die von ihren Vätern ererbte Sprache reden. Früher, als sich die Basken noch im Vollgenuß ihrer Freiheiten und Privilegien befanden, war weder beim Schulunterricht, noch bei Schul- und Volksbüchern, weder bei Gesetzen und Verordnungen, noch bei Predigten und Gebeten, weder bei den Gerichts-

verhandlungen, noch bei den Junta's oder den Landtagen eine andere Sprache gestattet, als die baskische; gegenwärtig ist es von Staatswegen verboten, daß man sich in Schulen und Kirchen, bei Gerichts- und andern öffentlichen Verhandlungen, sowie in Schriften der baskischen Sprache bediene, und werden die Kinder in der Schule bestraft, wenn sie den Volksdialect, und nicht Castilianisch reden. Trotz dieser Verbote wird jene eigenthümliche Sprache noch allgemein im Lande der Basken gesprochen. In Guipuzcoa ist das Baskische die gewöhnliche Conversationssprache, selbst unter den höheren Klassen; in Vizcaya, Alava, dem nördlichen Navarra und im Departement Basses Pyrénées die Sprache des niedern Volkes. Auffallend ist die scharfe Begränzung der baskischen Sprache in Vizcaya. Sie erstreckt sich daselbst nämlich nicht weiter gen Westen, als bis zur Ria von Bilbao, wo sie plötzlich aufhört und das Castilianische die Volkssprache zu werden beginnt. Am Eingange der Ria liegen, wie ich früher erwähnt habe, zwei Ortschaften einander gegenüber, Algota auf dem östlichen, Portugalete auf dem westlichen Ufer. In Algota spricht und versteht das Volk blos Baskisch, in Portugalete blos Castilianisch, obwohl die Entfernung noch nicht eine halbe Stunde beträgt. Die gleiche auffallende Erscheinung beobachtet man in Bilbao selbst. In der eigentlichen Stadt reden die untern Stände für's Gewöhnliche blos

Baskisch, in Bilbao la vieja dagegen nur Castilianisch. Auch im District der Encartaciones hört man blos Castilianisch, obwohl dessen Bewohner in Allem, was Tracht, Sitten und Charakter anlangt, ächte Basken sind. Es ist seltsam und zugleich Schade, daß die Basken keine Literatur besitzen; seltsam wegen des hohen Alters ihrer Sprache, Schade, weil das Baskische ungemein reich an Formen und Ausdrücken*) und sehr weich und klangvoll sein soll. Diese interessante Sprache, der letzte Ueberrest aus einer längst entschwundenen, fast vorhistorischen Vergangenheit, lebt nur im Munde des Volkes; selbst von den zahlreichen Volksliedern, unter denen manche wohl aus einer sehr frühen Zeit herstammen mögen, sind nur wenige gedruckt worden.

Der Typus des baskischen Volkes hat sich rein und unvermischt blos in den sogenannten baskischen Provinzen Spaniens erhalten, denn die französischen Basken sind seit langer Zeit, besonders seit der Eintheilung Frankreichs in Departements, den übrigen Franzosen gleichgestellt, und haben mit den spanischen Basken blos noch die Sprache, die Kopfbekleidung und einzelne Sitten und Gebräuche gemein. In Spanien dagegen ist es der Regierung bis jetzt noch nicht gelungen, die Be-

---

*) Daß die baskische Sprache ungemein reich an Formen sein muß, erhellt aus dem Umstande, daß dieselbe nicht weniger als 22 Conjugationen besitzt! —

wohner der baskischen Provinzen den übrigen Spaniern vollkommen gleich zu stellen, was sie in Aragonien und Catalonien, obwohl nach harten Kämpfen und vielen Opfern, durchgesetzt hat. Die Basken sind noch hartnäckiger, noch starrsinniger, als die Bewohner der beiden eben genannten Landschaften. Wohl hat man ihnen einzelne Fueros entreißen können; die Hauptsache aber, ihre uralte republikanische Verfassung, ihre freien Institutionen, sind ihnen geblieben, werden ihnen auch niemals entrissen werden können, wenigstens so lange nicht, als die Basken ihrem Charakter treu, ihren historischen Erinnerungen eingedenk bleiben.

Die Verfassungen, die bürgerliche Eintheilung und Verwaltung, sowie viele Fueros der baskischen Provinzen, unter welchem Namen man gegenwärtig die Landschaften Alava (sprich Alăwă), Guipuzcoa (sprich Guipūscŏă) und Vizcaya versteht*), stammen zum Theil aus undenklicher Zeit, besonders aber aus der Zeit der arabischen Invasion. Die Araber unterwarfen binnen drei Jahren fast die ganze Halbinsel; nur die rauhen Söhne der wilden cantabrischen Gebirge konnten sie ebensowenig bezwingen, wie die Römer und die übrigen fremden Na-

*) In früherer Zeit, noch vor dem Carlistenkriege, wurde auch Navarra zu den baskischen Provinzen gerechnet, indem es dieselben Vorrechte genoß, wie diese. Gegenwärtig bildet Navarra eine Provinz, die den übrigen Provinzen Spaniens völlig gleichgestellt ist.

tionen, welche sich zur Zeit der Völkerwanderung successive der iberischen Halbinsel bemächtigten. Wie zu Augustus Zeiten, so auch zu Anfange des achten Jahrhunderts, als das Reich der Westgothen vor dem siegreichen Schwerte Musa's und Tarik's gleich einem Haufen Spreu aus einander fiel, warfen sich die Basken in ihre unzugänglichen Gebirge und trotzten daselbst allen Angriffen des Halbmonds. Nichts vermochte die Basken zur Unterwerfung zu zwingen, weder Gewalt, noch List, weder Hunger, noch Kälte. Die Männer zogen den Tod der Unterwerfung vor, die Frauen ermordeten ihre eigenen Kinder, um sie nicht als Sklaven in den Händen der Ungläubigen zu sehen. Noch jetzt lebt in den Basken dieser hohe Sinn für Unabhängigkeit und Nationalität! — Nachdem der letzte Herzog von Cantabrien, Andeca, in der Schlacht am Guadalete mit dem letzten Gothenkönig Rodrigo (im Jahre 711) gefallen war, gründete sein Sohn Eudes die Grafschaft Vizcaya, welche bis in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bestand, worauf sich die Vizcayer dem König von Castilien freiwillig unterwarfen. Diese, sowie die Könige von Leon und Navarra, welche die Bewohner der Landschaften Guipuzcoa und Alava schon früher (gegen das Jahr 1200) als ihre Oberherrn, ebenfalls freiwillig, anerkannt hatten, beschworen unweigerlich die Verfassungen und Fueros der Basken, welche fortwährend zu den

kräftigsten Vertheidigern des durch den Halbmond gefährdeten Christenthums und zu den treuesten Bundesgenossen der genannten spanischen Fürsten gehörten. Sie waren aber stets nur deren freiwillige Verbündete, niemals deren Vasallen. Freiwillig, nach ihrem eigenen Ermessen, zahlten sie Steuern und Abgaben an die Könige von Leon und Castilien; freiwillig stellten sie die erforderlichen Kriegsmannschaften zu deren Heeren und Flotten; die Verpflichtungen, die sie gegen jene übernommen hatten, waren sämmtlich freiwillige, — dones gratuitos, — und so ist es, wenigstens theilweis, seit jener grauen Vorzeit geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn noch jetzt berathen die Basken auf ihren eigenen Landtagen die von der spanischen Regierung ausgeschriebenen Steuern und bewilligen nicht leicht mehr, als sie zu geben gewohnt sind; noch jetzt stellen sie Freiwillige zum Militär und zur Flotte; noch jetzt haben sie ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre eigenen Gesetze, ihre eigene Landesvertretung, ihre eigene Verwaltung, mit einem Worte, ihre eigene Regierung. Die Basken von Vizcaya und Guipuzcoa können außerdem Taback und Salz frei einführen und damit Handel treiben, sowie sie auch nicht dem Zwange des Stempelpapiers unterworfen sind. Alava hat diese beiden Fueros bereits verloren. Ehedem, — bis zum Bürgerkriege, — besaßen die Basken noch viel mehr Vorrechte. Sie brauchten den König

von Spanien nicht als König, sondern nur als Herrn anzuerkennen (Señor de las provincias vascongadas, wie der König von Spanien sich in seinem Titel nannte), mit Ausnahme von Yrun und Fuenterrabia keine Besatzungen in ihre Städte aufzunehmen, und waren im Vollgenusse des Freihandels. Die Bewohner von Vizcaya gelten außerdem für adlig, für „nobles" in ganz Spanien*), und konnten deshalb außerhalb ihres Vaterlandes sowohl in Civil- als in Criminalsachen nirgends gerichtet werden, als in Valladolid, wo zu damaliger Zeit der Oberrichter von Vizcaya — gran juez de Vizcaya — residirte. Alle diese Vorrechte haben aufgehört. Die Basken können sich nicht mehr rühmen, wie sie es früher thaten, keinem Könige zu gehorchen, denn die jetzige Königin von Spanien gilt gegenwärtig in den baskischen Landschaften ebensoviel, wie in den übrigen Provinzen. Desgleichen ist es der Regierung gelungen, den Freihandel aufzuheben. Auch findet jetzt in den vier Hauptorten der baskischen Provinzen, in San Sebastian, Tolosa, Bilbao und Vitoria Thoraccise (derecho de puertas) statt, wie in den übrigen Provinzialhauptstädten Spaniens, eine

---

*) Dieses Privilegium besitzen sie seit der Zeit der Königin Johanna, Tochter und Nachfolgerin Isabella's der Katholischen, welche der Landschaft Vizcaya den Titel „muy noble y muy leal señorio y condado" ertheilte. Noch jetzt betrachten sich die Vizcayer als adlig.

Einrichtung, die früher innerhalb des Baskenlandes ebenfalls unbekannt war. Das vizcayische Obertribunal zu Valladolid ist längst aufgehoben, weshalb die Eingebornen Vizcaya's gegenwärtig überall in Spanien zur Verantwortung gezogen und abgeurthelt werden können, obwohl sie ihr Adelsprädicat behalten haben und alle drei Baskenländer noch immer im Besitz eigener Gerichtsbarkeit sind. Wohl möchte die spanische Regierung auch gern das Tabacks- und Salzmonopol, und die Rekrutenconscription (die „quinta“) in allen baskischen Provinzen einführen, und die baskische Verwaltung und die baskischen Landtage abschaffen; dies dürfte ihr aber schwerlich gelingen, da die Basken entschlossen zu sein scheinen, sich diese ihre Hauptfueros nun und nimmer entreißen zu lassen und dieselben im Nothfalle mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Die baskischen Provinzen gehören zu den bevölkertsten Theilen Spaniens und liegen an den Gränzen der Monarchie: die Basken sind reich, klug und einig: wer möchte unter solchen Umständen sagen können, was für ein Resultat ein zweiter Bürgerkrieg haben dürfte? — Schon die Aufhebung des Freihandels hat unter den Basken die größte Erbitterung hervorgebracht, weil sie demselben ihren Wohlstand zum großen Theil verdanken. Diese Erbitterung steigerte sich im Jahre 1850 zur fieberhaften Aufregung, als die spanische Regierung von den baskischen Ständen verlangte, daß sie

die Einführung der Quinta und des Tabacks- und Salzmonopols bewilligen sollten. Oft hörte ich damals, — mein Aufenthalt in den baskischen Provinzen fiel gerade in die Zeit der vizcayischen Ständeversammlung, — Vornehme und Geringe die Aeußerung thun, daß sie lieber Franzosen werden, als diese Fueros aufgeben wollten, und von den Juntas von Guernica, Tolosa und Vitoria wurden jene Anträge der spanischen Regierung nicht allein entschieden zurückgewiesen, sondern zugleich einstimmig und sehr energisch die Aufhebung der Douane, ja die völlige Wiederherstellung sämmtlicher Fueros gefordert, — zur großen Freude des gesammten Baskenvolkes. Ja, es fehlte nicht an Rednern, welche ungescheut verlangten, einen Jeden für einen Feind des Vaterlandes zu erklären, welcher es wage, von Nachgiebigkeit gegen die spanische Regierung zu sprechen! Letztere nahm schließlich ihre Forderungen zurück, indem sie sehr wohl wissen mochte, daß die Basken blos der Gewalt weichen und daß der erste gegen sie versuchte Gewaltschritt unfehlbar das Zeichen zum allgemeinen Aufstande sein würde. Ein Aufstand der Basken könnte aber die gegenwärtige Dynastie abermals gefährden.

Die innere Regierung und Verwaltung der baskischen Provinzen entspringt aus deren Eintheilung und Organisation; sie ist im Allgemeinen republikanisch, doch in jeder der drei Landschaften anders. Vizcaya ist eine

demokratische, Guipuzcoa eine aristokratische Republik, Alava eine Art von Wahlmonarchie mit demokratischen Institutionen.

Bizcaya*) wird in Niederland, Tierra baja, und Oberland, Tierra alta, eingetheilt. Ersteres, welches den fruchtbaren und stark bevölkerten, zwischen dem cantabrischen Gebirge und der Küste gelegenen Landstrich, den größern Theil Bizcaya's, umfaßt, zerfällt in Merindades und Ayuntamientos oder Municipalidades, deren jede aus mehreren Parroquias oder Kirchspielen besteht. Das Oberland ist in Thäler, Valles, eingetheilt, welche nach den in ihnen gelegenen Hauptorten benannt und in Barrios, Gemeinden, geschieden sind. Zu dem Oberlande gehört auch der oben geschilderte District der Encartaciones, deren es zehn giebt. Die Regierung und Verwaltung von Bizcaya ist rein demokratisch. Die oberste Leitung des kleinen Staates ruht in den Händen der Provinzialdeputation, welche aus zwei von der Ständeversammlung aller zwei Jahre (früher alljährlich) gewählten Deputirten und dem Corregidor besteht, der vom König auf Lebenszeit ernannt

*) Dieser Name soll nach der Meinung des baskischen Gelehrten Astarloa (Apologia de la lengua Bascongada. Madrid, 1806) ehemals Pfarrers in Durango, von den baskischen Wörtern bitsa, Schaum, und caya, Bai, herkommen und also schaumvolle Bai bedeuten. W. v. Humboldt leitet ihn von Bizcarra, Berg, ab.

wird, doch ein geborener Vizcayer von unvermischtem baskischem Blute und Rechtsgelehrter sein muß. Dieser ist das Haupt, der Präsident der Republik, jedoch den vizcayischen Gesetzen unterworfen, hat Sitz und Stimme in der Deputation, so wie in dem Regimiento, welches aus sechs von der Ständeversammlung erwählten Regidores besteht, mit der Execution der administrativen Maasregeln betraut ist und sich älljährlich einmal auf Befehl der Deputation versammelt. Diese drei Gewalten, der Corregidor, die Deputation und das Regimiento, residiren fortwährend in Bilbao; die Ständeversammlung dagegen, Junta general genannt, versammelt sich in dem uralten, im Niederlande, nicht weit von Durango gelegenen Städtchen Guernica, wo sie ihre Sitzungen ursprünglich unter einem alten Eichbaume — „so el arbol de Guernica" — hielt, welcher eine große Rolle in der Geschichte von Vizcaya spielt, indem an seinem Stamme mehr als einmal die Könige von Castilien und Leon, später von Spanien, z. B. die katholischen Könige Ferdinand und Isabella, die Fueros der Vizcayer feierlich beschworen. Neben diesem ehrwürdigen Baume, welcher noch jetzt grünt*), steht eine alte Kapelle, die Hermita

*) Der Baum von Guernica, den zu besuchen ich leider abgehalten worden bin, wird in der Geschichte zuerst im Jahre 1250 genannt. Damals leistete nämlich Diego Lopez, eilfter Graf von Vizcaya, unter diesem Baume zuerst den Eid, die Fueros der

de Santa Maria la antigua, in welcher das Archiv von Vizcaya aufbewahrt wird. Ehedem, noch bis auf die Zeit des Carlistenkrieges, wurde der Landtag unter dem Baume von Guernica eröffnet, indem die Provinzial-deputation, auf einer Bank sitzend, die Deputirten der Reihe nach vor sich rief, um die ertheilten Vollmachten zu prüfen. War dies geschehen, so legte jeder Deputirte den Eid der Treue, des Festhaltens an den geheiligten Fueros Vizcaya's in der benachbarten Kapelle ab, worauf die Versammlung von der Deputation für eröffnet erklärt wurde. Noch jetzt geht diese Feierlichkeit in derselben Weise vor sich, wird aber in dem nahe bei der Kapelle befindlichen Archivsaale, wo sonst nur die eigentlichen Sitzungen stattfanden, gehalten. Die Deputirten, deren es ebenso viele giebt als Ortschaften (107), werden durch directe Abstimmung in Wahlcollegien (juntas electorales) gewählt, zu denen alle Domicilirten, ohne Unterschied

---

Vizcayer wahren zu wollen, nachdem er von den Vizcayern in Bilbao belagert worden war, weil er, den Fueros von Vizcaya zuwider, sich dem Könige von Leon als Vasall unterworfen hatte. Vergl. D. Pedro Martinez Lopez, Ensayo historico sobre las provincias vascongadas y sobre la guerra, que actualmente sostienen. (Bordeaux, 1836.) p. 40. In dieser Schrift befindet sich eine genaue Schilderung der Fueros der Basken, welche Adolf Loning, ehemaliger Hauptmann der spanischen Armee, in seiner Schrift: „Die Fueros des Königreichs Navarras und der baskischen Provinzen.“ (Hannover, 1843) in's Deutsche übersetzt hat.

des Ranges und Standes, Zutritt haben. Die einzigen Bedingungen sind: Bizcayer von reinem Blut, mündig und in der betreffenden Ortschaft wohnhaft zu sein (tener un domicilio). In der Ständeversammlung selbst, deren Sitzungen öffentlich sind, wurden ehedem die Vorlagen von dem, von der Versammlung gewählten Präsidenten (weder die Provinzialdeputation, noch der Corregidor haben in der Junta Sitz und Stimme) in castilianischer Sprache vorgetragen und in baskischer discutirt; gegenwärtig bedient man sich auch bei den Verhandlungen der castilianischen Mundart. Die Ständeversammlung beschäftigt sich mit allen Angelegenheiten der Republik, bestimmt, was in den folgenden zwei Jahren ausgeführt werden soll, revidirt die Rechnungen, discutirt die von der spanischen Regierung gestellten Anträge und Forderungen, und wählt, wie schon bemerkt, die Regierungsbevollmächtigten, nämlich die beiden Provinzialdeputirten, die sechs Regidoren des Regimiento, zwei Syndici und zwei Secretäre, die zusammen die Herrschaft, el Señorio, von Bizcaya bilden, welcher der Corregidor oder Gobernador, wie derselbe jetzt genannt zu werden pflegt, präsidirt. Behufs der Wahlen dieser Regierungsbevollmächtigten theilen sich die Ortschaften, folglich auch die Deputirten derselben, in zwei Partheien, Bandas genannt, welche die baskischen Namen Onacimo und Gamboyne führen, und von denen eine jede drei Regidoren, einen Syndicus

und einen Secretär erwählt. An den Verhandlungen der Ständeversammlung nimmt das gesammte Volk den lebhaftesten Antheil, zumal wenn Gegenstände von Wichtigkeit vorliegen. Bei meinem Aufenthalte in Bilbao war von nichts Anderem die Rede, als von der Junta zu Guernica, und jeden Abend, wenn der Omnibus, welcher allmorgendlich dahin abging, zurückkehrte, versammelte sich eine große Menge Volkes aus allen Ständen da, wo der Wagen zu halten pflegte, um aus dem Munde der Zurückkehrenden das Resultat der Verhandlungen zu vernehmen. Wahrlich, es lebt in diesem kleinen Völkchen ein regeres politisches Interesse, als in mancher großen und gebildeter sein wollenden Nation! — Bei außerordentlichen Ereignissen wird von der Regierung die Junta de merindades, d. h. eine außerordentliche Volksversammlung, zu welcher jede Merindad einen durch directe Abstimmung gewählten Deputirten schickt, nach Bilbao einberufen. Was die Jurisdiction betrifft, so ist die höchste Instanz gegenwärtig der königliche Gerichtshof zu Madrid, da es zu Valladolid keinen Oberrichter von Vizcaya mehr giebt. Civil- und Criminalrichter erster Instanz sind die drei Lieutenants, Tenientes, des Corregidor oder Gobernador, von denen der erste, welcher den Titel Teniente general führt, zu Guernica residirt. Gegen ihre Sentenzen wird an die Provinzialdeputation appellirt, welche die zweite Instanz in

gerichtlichen Sachen bildet. Die Civilrechtspflege und das Polizeiliche ist in den einzelnen Ortschaften den Alcalden anvertraut, die auf Lebenszeit von der Gemeinde gewählt werden. Vizcaya zählt gegenwärtig gegen 150000 Einwohner.

Guipuzcoa*) zerfällt in Partidos, welche wiederum in Uniones und diese in Alcaldias eingetheilt sind. Eine jede der letzteren, deren es 57 giebt, umfaßt eine Anzahl von Gemeinden, Comunidades, und sendet einen Deputirten zu der Ständeversammlung, welche, wie in Vizcaya, blos aus einer Kammer besteht, deren Mitglieder gleichberechtigt sind und durch directe Abstimmung, jedoch nur Seitens der begütertsten und einflußreichsten Grundbesitzer einer jeden Alcaldia, gewählt werden. Die Deputirten führen den Namen Procuradores und versammeln sich alljährlich am 2. Juli in Tolosa auf unbestimmte Zeit, um die Angelegenheiten der Landschaft zu berathen und die vier Generaldeputirten zu wählen, welche in den Städten San Sebastian, Tolosa, Aspeitia und Ascoytia residiren müssen,

---

*) Der Name dieser Landschaft scheint von den baskischen Wörtern egui, Winkel, Ecke, und pusca, Stück, Fleck, verbunden mit der Endsilbe co und dem Artikel a (die Basken hängen den Artikel stets am Ende des Wortes an) herzukommen und demnach ein in der Ecke oder im Winkel (des Golfs von Vizcaya?) gelegenes Stück Land zu bedeuten. W. v. Humboldt erwähnt in seinen Schriften Nichts über die Etymologie dieses Namens.

und ihre Functionen drei Jahre lang ausüben. Diese Generaldeputirten haben die innere Verwaltung der Provinz unter sich und halten drei Jahre hinter einander ihre Sessionen in einer der vier genannten Städte, bei denen derjenige Deputirte, welcher in der Stadt, wo die Zusammenkunft stattfindet, wohnt, den Vorsitz führt. Präsident der Ständeversammlung dagegen ist der auf Lebenszeit unmittelbar vom König ernannte Corregidor oder Oberrichter von Guipuzcoa, welcher gleich dem von Vizcaya ein Eingeborener der Provinz von reinem baskischen Blute sein und an dem Orte residiren muß, wo die Generaldeputation ihre Sitzungen hält. Deshalb muß der Corregidor aller drei Jahre seinen Wohnsitz verändern. Derselbe wohnt auch den Sessionen der Deputation bei, hat jedoch keine Stimme dabei, wie der Corregidor von Vizcaya. Er ist mit der höchsten richterlichen Gewalt bekleidet, und gegen seine Sentenzen kann blos an den obersten Gerichtshof des Königreiches appellirt werden. Unter seinem Befehl stehen alle Alcalden der Provinz, von denen acht den Titel Alcaldes mayores führen und in Civilsachen in erster Instanz urtheln können. Außer der Junta general oder Ständeversammlung werden noch alljährlich Juntas particulares, Specialjunten, gehalten, welche sich abwechselnd in einer der achtzehn, in der Constitution bezeichneten Villas oder Landstädten der Provinz versammeln und mit der Leitung der Geschäfte der ein-

zelnen Districte betraut sind. Die Landschaft Guipuzcoa hat gegenwärtig gegen 100000 Einwohner und wird in ganz Spanien „la provincia“ par excellence und ihre Bewohner „provincianos“ genannt. — Wie die ganze Verfassung, Eintheilung und Administration von Guipuzcoa und Vizcaya, so stammt auch die eigenthümliche Vertheilung der Bevölkerung dieser beiden Ländchen aus der ältesten Zeit. Ich habe schon mehrmals der zahllosen Caserios oder Einzelgehöfte erwähnt, welche über jene beiden Landschaften zerstreut sind und unsere Dörfer ersetzen; denn außer den Caserios giebt es in Guipuzcoa eigentlich blos größere Ortschaften, Städte und Villas. Nur in der Nähe der Kirchen pflegen kleine Häusergruppen zu liegen, die man, eben weil sie vor den Kirchen gelegen sind, Ante-iglesias nennt. Die meisten jener Caserios, welche die Landschaften der baskischen Provinzen in so ungemein malerischer und anmuthiger Weise beleben, werden von den Eigenthümern des Bodens, von den Grundbesitzern bewohnt und erben vom Vater auf den Sohn. Viele derselben gehören uralten Geschlechtern an, die sie seit undenklichen Zeiten bewohnen. Manche sind mit alten, in Stein gemeiselten Wappenschildern geschmückt, auf welche ihre Eigenthümer so stolz sind, wie auf die vergilbten und vermoderten Pergamente, die Viele derselben über ihre Abstammung besitzen. Nichts gilt in Vizcaya und Guipuzcoa für eine

größere Schande, als das Gut seiner Ahnen zu verkaufen.

Alava*) ist in 53 Hermandades eingetheilt, welche zusammen sechs Cuadrillas oder Bezirke bilden. Jede Hermandad wird von einem, oder, wenn sie groß ist, von zwei Alcalden regiert (es giebt im Ganzen 75 Alcalden), welche alljährlich am Neujahrstage von den Bürgern einer jeden Hermandad gewählt werden. Ebenfalls von den Bürgern (den Ansässigen) werden die Procuradores oder Deputirten der Ständeversammlung gewählt, welche zweimal des Jahres, vom 4. Mai und vom 18. November an, in Vitoria zusammenkommen, um über die Angelegenheiten der Provinz zu berathen. Auf der Herbstversammlung wird aller drei Jahre der Generaldeputirte durch einen Ausschuß von funfzehn Wahlmännern, welche durch das Loos auf drei reducirt werden und angesehene, einflußreiche Personen von altem Geschlecht und reinem Baskenblut sein müssen, ernannt. Dieser Generaldeputirte ist die höchste Autorität der Provinz, sowohl in administrativer, als richterlicher und militärischer Hinsicht, jedoch der Ständeversammlung ver-

*) Der Name Alavá kommt nach W. v. Humboldt von ara, Fläche und der Augmentativsilbe ba her, bedeutet folglich eine große, weite Fläche, was jene Landschaft in der That ist. Von den Eingeborenen soll dieselbe nach Humboldt wirklich noch Araba genannt werden.

antwortlich. Er muß gegenwärtig von dem Könige bestätigt werden, dessen Person er repräsentirt, und hat seine Wohnung in Vitoria. Während der Sitzungen der Stände, denen er präsidirt, ohne jedoch Stimme zu haben, hören seine Functionen auf. Unter seinen Befehlen stehen zwei Staatssecretäre, ein Staatsschatzmeister und dessen Stellvertreter, sowie die sechs Deputirten der sechs Cuadrillas. Alle diese Beamten, welche zusammen die Regierung von Alava ausmachen, werden von der Wahldeputation der Ständeversammlung ernannt und müssen, bevor sie ihre Functionen antreten, die Fueros der Provinz, oder die Constitution von Alava*) in der Domkirche von Vitoria feierlich beschwören. Der Generaldeputirte ist, wie schon bemerkt, oberste Gerichtsbehörde von Alava. Richter erster Instanz sind die Alcalden, gegen deren Sentenzen an das Tribunal des Generaldeputirten appellirt

*) Die Constitution von Alava besteht aus einem Edict von 34 Artikeln, welches der König Johann II. von Castilien im Jahre 1417 erließ. Dieses Edikt wurde im Jahre 1458 durch Heinrich IV. von Castilien, im Jahre 1488 durch Ferdinand den Katholischen und im Jahre 1537 durch Kaiser Karl V. feierlichst bestätigt, und befindet sich im Archiv zu Vitoria. Die Constitution von Guipuzcoa, welche stets an dem Orte sein muß, wo die Generaldeputation residirt, führt den Titel: Nueva recopilacion de los fueros, privilegios etc. de la muy noble y muy leal provincia de Guipuzcoa und datirt aus dem Jahre 1457. Dieselbe wurde am 3. April 1696 durch König Karl II. für ewige Zeiten bestätigt. Die Constitution von Vizcaya bestand ursprünglich aus 37 Gesetzen, welche zuerst durch König Johann I. von Casti-

werden muß. Appellation gegen die Aussprüche des Letztern kann blos beim obersten Gerichtshofe des Königreichs eingereicht werden. Eigenthümlich ist auch die Municipalverwaltung von Vitoria. Dieselbe ruht nämlich in den Händen eines Ayuntamiento (Raths), welcher aus zwei Alcalden, zwei Regidoren, zwölf Deputirten und zwölf Beisitzern, und einem Generalprocurator besteht, der den Vorsitz bei den Sessionen führt und die oberste Leitung der städtischen Angelegenheiten unter sich hat. Letzterer muß, bevor er sein Amt antritt, in der Domkirche einen Eid auf ein altes, in der Wand des Chors eingemauertes Messer, Machete vitoriano genannt, ablegen, welcher also lautet: „Ich will, daß man mir mit diesem Messer den Kopf abschneide, wenn ich nicht die Fueros des Vaterlandes vertheidige." Er sowohl, als die beiden Alcalden und Regidoren müssen den ältesten und angesehensten Adelsfamilien der Stadt angehören. Aehnliche Municipaleinrichtungen besitzen die übrigen Hermandades. Alava zählt gegenwärtig etwas

---

lien im Jahre 1376 bestätigt wurden. Im funfzehnten Jahrhunderte ward dieselbe erweitert und im Jahre 1526 noch vergrößert, und in dieser Form vom Kaiser Karl V. bestätigt. Sie führt den Titel: Codigo general de los fueros, privilegios etc. del muy noble y muy leal señorio y condado de Vizcaya, und wird im Archiv der Kapelle zu Guernica aufbewahrt. Mehr hierüber findet sich in den oben angegebenen Schriften von Lopez und Loning.

über 90,000 Seelen. Im Ganzen beträgt also die Gesammtmasse der Bevölkerung der drei baskischen Provinzen gegen 300,000 Personen.

Aus den vorstehenden flüchtigen Skizzen der Geschichte und der staatlichen Verhältnisse der drei Baskenländer ergiebt sich der Charakter ihrer Bewohner von selbst. Ein Volk, welches seit Menschengedenken in Unabhängigkeit gelebt, sich selbst regiert hat, und Alles, was es ist, seinen Institutionen, die es sich selbst gegeben hat, und dem Zusammenhalten seiner Kräfte, seiner Mittel, verdankt, muß nothwendigerweise stolz, freisinnig, willenskräftig, treu und brav sein, mit eiserner Consequenz auf dem einmal betretenen und für zweckdienlich und segenbringend erkannten Wege fortschreiten, mit unbeugsamer Hartnäckigkeit an seiner, mit seinem Herzblut erkauften und gewahrten Freiheit, an seinem guten, durch harte Kämpfe aus tausend Gefahren geretteten Rechte hängen, mit kindlich-gläubigem Sinne zum Lenker der menschlichen Schicksale emporblicken, und mit heiliger Scheu sein von seinen Vätern Ererbtes, seinen Heerd, seine Sitten und Gebräuche verehren. Ein solches Volk muß gesund an Geist und Körper, muß wacker und fromm, heiter und fröhlich, es muß auch glücklich sein! — Und so ist es in der That. Wer harmlose Fröhlichkeit, uneigennützige Treue, noble Gastfreiheit, einen freien, stolzen Sinn, reges Nationalgefühl, warme Anhänglichkeit

an den heimischen Boden, unermüdliche Thätigkeit, Fleiß und Ausdauer sucht: der gehe in die baskischen Provinzen. Der Baske, mag er noch so arm, ein Tagelöhner sein, der sich und seine Familie mühsam von seiner Hände Arbeit ernährt, ist stolz, wie ein geborener Fürst; stolz auf sein Land, das ewig grüne; stolz auf sein Volk, welches seit Menschengedenken frei war; stolz auf seine Abkunft, denn ein vermodertes Pergament, das er in irgend einem Winkel seiner Hütte in einer, von seinem Urgroßvater geerbten Truhe sorgfältig aufbewahrt, erzählt ihm vielleicht in kaum leserlichen Schriftzügen, daß er der Nachkomme eines uralten Geschlechts sei, welches dereinst sein Blut für seine Unabhängigkeit, für seine Religion, für seinen Heerd und für seine Kinder versprützte. Er weiß, daß die Hufe der arabischen Streitrosse niemals den Boden, den er bebaut, zerstampften; daß das Blut, welches in seinen Adern fließt, nicht gemischt ist mit dem Blute der Ungläubigen; daß seine Vorfahren die Ersten in Spanien waren, welche das Christenthum empfingen, und nennt sich deshalb hochmüthig einen „cristiano viejo“, einen alten Christen. Fast verächtlich und mit Bedauern blickt er auf seine Nachbarn, die Aragonesen und Castilianer, in deren Lande so manche Warte mit Fenstern und Thüren im Hufeisenstyl, deren ähnliche er vergebens in seinem Lande sucht, an die Herrschaft des Halbmonds erinnert; noch bedauerlicher auf die Völkerschaften des

Südens, zumal auf die beweglichen, unbeständigen, prahlerischen und eiteln Andalusier. Er haßt die übrigen Spanier nicht, wie es der Catalonier thut; aber er fühlt sich hoch erhaben über dieselben, hält sein Volk, wie es das älteste ist, so auch für das erste und vorzüglichste in Spanien, ja am liebsten für das erste in der ganzen Welt. Hand in Hand mit diesem Stolze, diesem hohen Nationalgefühle des Basken, welches die untere Volksklasse dem Fremden bisweilen in unangenehmer Weise fühlbar macht, geht sein Freiheits-, sein Unabhängigkeitssinn. Das Hauptstreben des baskischen Volkes ist, seitdem die Geschichte von ihm erzählt, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Wahrung seiner Interessen gewesen. Jahrhunderte hindurch haben sie fast isolirt unter den Völkern des Westens dagestanden, und auch nachdem sie sich endlich gegen das Jahr 1200 freiwillig der Krone von Castilien unterworfen hatten, waren sie immer mehr Bundesgenossen, als Unterthanen der castilianischen Könige. In diesem lockern Verbande mit der Krone sind die Basken bis auf die neueste Zeit geblieben. Kein König von Spanien wurde eher als Herr der baskischen Provinzen anerkannt, als bis er deren Fueros feierlichst beschworen hatte; noch Ferdinand VII. hat dies nach seiner Restitution auf den Thron gethan. Seit dem Tode dieses Monarchen haben sich die Verhältnisse freilich sehr bedeutend geändert, denn die Basken sind jetzt

eben so gut Unterthanen der Krone, wie die Castilianer und Aragonesen. Da sie jedoch immer noch ihre eigene uralte Verfassung und Regierung besitzen, so stehen sie auch jetzt noch der Krone ferner, als die übrigen Spanier. Daher kommt es, daß die Basken auch gegenwärtig sich wenig um die spanische Dynastie und Regierung kümmern und derselben wenig Achtung bezeigen. Ein ächter, eingefleischter Baske beugt sich vor Nichts, erkennt Nichts über sich an, als sein uraltes, von seinen Vorfahren ihm gegebenes Gesetz, sein Fuero. Dieses in seiner Integrität zu erhalten, ist die Aufgabe seines Lebens. In der Wahrung seines Rechtes, seiner Verfassung, seiner Einrichtungen und Gebräuche, concentrirt sich der ganze Liberalismus des Basken; aus diesen engen Gränzen geht er selten hinaus; alles Andere ist ihm gleichgültig, es müßte denn sein eigenes Interesse berühren. Die Basken sind, wie am Ende alle willensstarken und thatkräftigen Völker, welche ihren Wohlstand sich selbst verdanken, egoistisch; — ich möchte sie die spanischen Engländer nennen.

Aus diesen Bemerkungen wird es meinen Lesern zur Genüge einleuchten, daß die Basken den liberalen Ideen der Neuzeit keineswegs hold sein können, wie man wohl zu glauben versucht sein dürfte, wenn man bedenkt, daß dieselben schon seit Jahrhunderten im Besitz republikanischer Institutionen sind. Daß ihre politi-

schen Ansichten mit den Ideen der Gegenwart, — richtiger der jüngst vergangenen Jahre —, wenig sympathisiren, geht unwiderleglich aus dem Umstande hervor, daß die welterschütternden Ereignisse des Jahres 1848 sie nicht im mindesten aufregten; daß sie ruhige Zuschauer der Revolution blieben, welche an ihren Gränzen tobte; daß sie taub waren gegen die verführerischen Klänge von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche über den Bidassoafluß zu ihnen herüber tönten; ja, daß sie, anstatt die Februarrevolution, den Sturz der Julidynastie und die Verkündigung der Republik mit Jubel als das Morgenroth einer neuen Glück bringenden Aera zu begrüßen, wie es die meisten Völker Europa's thaten, mißtrauischer denn je zuvor gegen die Franzosen wurden und jetzt die Republik mehr hassen, als den Satan. Diese im ersten Augenblicke auffallenden Erscheinungen erklären sich aber bei näherem Eingehen in den Charakter der Basken sehr leicht. Der Baske ist, wie ich schon bemerkt habe, nichts weniger als Kosmopolit; sein beschränktes Vaterland stellt er über alles Andere, sein eigener Wohlstand, sein Interesse, gelten ihm mehr, als die Menschenrechte, mehr als die schönen Träume von Gleichheit und Verbrüderung aller Stände. Der Baske ist durch und durch praktisch, nüchtern, speculativ, keineswegs ein schwärmerischer Idealist. Ihrer eigenthümlichen, freisinnigen Verfassung, die aus undenklicher Zeit datirt, ihren

Privilegien und Vorrechten, welche ihnen im Laufe der Jahrhunderte von der spanischen Krone theils als Köder, theils als Belohnungen für geleistete Dienste gegeben worden sind, verdanken die Basken den Wohlstand, welcher dem Reisenden in ihrem Lande allenthalben so wohlthuend entgegentritt. Durch ihre altehrwürdigen Einrichtungen sind sie groß und reich geworden, sind sie noch jetzt den übrigen Spaniern gegenüber im Vortheil: was Wunder also, wenn die Basken Alles, was eine Aenderung der bestehenden, sie beglückenden Verhältnisse befürchten ließe, mit mißtrauischem Auge betrachten? daß sie kalt gegen die französische Revolution blieben, welche halb Europa aus den Angeln hob? —

Der Baske ist ein geschworener Feind der Revolutionen, des Umsturzes des Bestehenden, weil er dadurch den Zustand, die Ruhe, die Zukunft seines eigenen Vaterlandes gefährdet erblickt. Man würde aber sehr irren, wollte man deshalb glauben, daß die baskischen Provinzen eine Wiege des Absolutismus, so zu sagen, die spanische Vendée seien; eine Ansicht, die man so oft außerhalb Spaniens äußern hört. Der Baske betrachtet einen Jeden, der an seinen Fueros rüttelt, als seinen Todfeind, Jeden dagegen, der dieselben achtet, ja ihm zur Wiedererlangung der verloren gegangenen Privilegien und Freiheiten hülfreiche Hand zu leisten verspricht, als seinen Freund, gleichviel, ob derselbe dem Absolutismus, oder

dem Republikanismus huldigt. Hierin liegt der Schlüssel zu der bei einem Volke von repulikanischen Institutionen auffallenden Erscheinung des Kampfes der Basken für die absolutistischen Bestrebungen des Don Carlos. Man hört so oft die Basken als Träger und Vertheidiger des absoluten Königthums preisen oder tadeln, je nach der politischen Meinung Dessen, welcher von dieser Völkerschaft redet. Ich muß dem entschieden widersprechen. Der großen Masse des baskischen Volkes ist es gewiß nie eingefallen, ihr Leben für die Wiedererrichtung des absoluten Königthums in Spanien in die Schanze zu schlagen; denn dem Basken ist es sehr gleichgültig, wer auf dem Throne von Spanien sitzt und welche Parthei das Ruder des Staatsschiffs führt. Wäre die spanische Regierung vor und nach dem Tode Ferdinands VII. klüger zu Werke gegangen; hätte sie die Basken durch Garantirung des Fortbestehens ihrer Fueros an sich gekettet, anstatt sie vor den Kopf zu stoßen: die Basken würden nie für einen Mann die Waffen ergriffen haben, der unfähig war, eine Compagnie zu führen, geschweige denn, ein großes Reich zu regieren. Allein sie waren erbittert gegen den Sieg der liberalen Ideen, welchen die pragmatische Sanction von 1830 vorbereitete: Don Carlos versprach ihnen die Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte, und goldene Berge obendrein, und die Geistlichkeit, welche sich stets unter den Fittichen des Absolutismus besser

befindet, als da, wo die Intelligenz gebietet, verfehlte nicht, durch fanatische Reden die Erhebung für die Sache des Prätendenten als ein Gott wohlgefälliges und verdienstliches Werk darzustellen. So kam es, daß die Basken, gutmüthig und ehrlich, wie sie sind, den verführerischen Versprechungen des gleisnerischen Bourbonenprinzen Glauben schenkten und begeistert die Waffen ergriffen, um denselben auf den Thron des heiligen Ferdinand zu setzen und dadurch ihre eigenen Sonderinteressen zu erreichen. Zumalacárregui selbst, die bedeutendste Persönlichkeit des Carlistenheeres, die Seele des Aufstandes der Basken, dem sein ihn vergötterndes Volk blindlings folgte, hat nicht für Don Carlos gefochten, sondern blos für die gefährdeten Fueros seines Vaterlandes, und vielleicht auch getrieben von persönlichem Ehrgeize. Die Basken erkannten bald die Unfähigkeit des Prätendenten, und Zumalacárregui's Tod entmuthigte sie vollends. Gegenwärtig ist Don Carlos und seine Familie von den Basken vergessen und verachtet, während Zumalacárregui noch jetzt gleich einem Heiligen verehrt wird. In Ormaiztegui, seinem Geburtsorte, woselbst er auch begraben liegt, entblößt das Volk ehrfurchtsvoll das Haupt bei Nennung seines Namens! — Nein, die Basken sind weder Absolutisten, noch Republikaner; ihre politischen Bestrebungen sind einzig und allein auf die Wahrung ihrer Interessen, ihres von ihren Vätern ererbten Rechtes gerichtet.

Die vorstehenden Betrachtungen könnten den Basken als einen engherzigen, mißgünstigen Egoisten erscheinen lassen; dies ist er aber keineswegs, wenigstens nicht in seinem Privatleben. Die Basken sind ein freundliches, höfliches, gastfreies, theilnehmendes und freigebiges Völkchen. Weit entfernt davon, die Ausländer durch rauhes, mißtrauisches Wesen zurückzustoßen, wie es die Catalonier zu thun pflegen, empfangen die Basken den Fremden mit zuvorkommender Höflichkeit, bestreben sich, ihm zu dienen, und bewirthen und beherbergen ihn gern mit uneigennütziger Gastfreiheit in ihrem Hause. Der gemeine Mann greift höflich an die Mütze, wenn man ihm begegnet, ein freundliches „a dios“ zurufend, und überschreitet man die Schwelle seines Hauses, so wird man mit einem herzlichen „onquetorri, hona!“ (willkommen, mein Herr) begrüßt, und nicht leicht entlassen, ohne zuvor mit ihm ein Glas Zagardua (Aepfelwein) oder Chacoli (leichten Landwein) getrunken zu haben, je nachdem man sich in Guipuzcoa oder Vizcaya befindet. Ist dem gemeinen Basken das Castilianische wirklich völlig unbekannt, so giebt er sich wenigstens alle erdenkliche Mühe, um sich dem Fremden verständlich zu machen; weiß er aber etwas Castilianisch, so bedient er sich desselben sicherlich beim Verkehr mit Ausländern, wodurch er sich sehr vortheilhaft von dem Catalonier unterscheidet, welcher, wenn er auch ganz gut Castilianisch zu reden

weiß, dennoch selbst dem Ausländer gegenüber sein unverständliches Patois schwatzt, weil er den Castilianer haßt und dessen Sprache nicht reden mag. Wegen ihrer Zutraulichkeit im Umgange, ihrer harmlosen Heiterkeit, ihres freundlichen, gefälligen Wesens ähneln die Basken sehr den Andalusiern, nur sind sie weniger abgeschliffen, weniger gewandt und geschmeidig als jene, und nicht so schwatzhaft, eitel und prahlerisch. Mir ist aber die gerade Derbheit des Basken lieber, als die einschmeichelnde Artigkeit des Andalusiers, denn der Baske meint es ehrlich und treu, was bei dem Andalusier nicht immer der Fall ist. Die Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit der Basken ist in ganz Spanien berühmt. Man hört in Spanien oft auf die Basken schimpfen, sie als ein starrsinniges, hochfahrendes, jähzorniges, ungeschliffenes, dem Trunke ergebenes Volk verdammen: allein ihre Ehrenhaftigkeit wagt so leicht Niemand anzutasten, überall gelten sie für „gente muy honrada“ (ehrenwerthe, zuverlässige Leute). Diese Ehrenhaftigkeit des Basken wurzelt in seinem Nationalgefühl, in seinem Stolze, ich möchte sagen, in seinem adligen Sinne, im Bewußtsein seiner Abstammung. Der Baske schämt sich, sein einmal gegebenes Wort zu brechen; er hält es für seiner unwürdig, ein ihm anvertrautes Gut zu veruntreuen oder gar fremdes Eigenthum durch List oder Gewalt sich anzueignen; er denkt seinen Adel zu beflecken, an seinen Ahnen zu freveln, wenn er nicht die

Wahrheit sagt und seine Meinung offen und entschieden gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person und des Ranges, ausspricht. Daher kommt es, daß gemeine Verbrechen, wie Diebstahl und Betrug, in den baskischen Provinzen zu den Seltenheiten gehören. Wird ein Diebstahl begangen, ein Reisender beraubt, eine Diligence angefallen, was dann und wann noch vorzukommen pflegt, so sind die Uebelthäter gewöhnlich fremdes, hergelaufenes Gesindel, aber keine Basken. Ein Baske, der eines Diebstahls halber im Zuchthause gesessen hat, ist ehrlos in seinem Vaterlande, wird von Jedermann verachtet und geflohen, von Niemanden in Dienst genommen, und muß daher sein Unterkommen im Auslande suchen, wenn er nicht verhungern will. Der Zusage eines Basken kann man mit Sicherheit vertrauen, in der einsamsten Gebirgshütte, bei den verwildertsten Hirten ruhig sich zum Schlummer niederlegen, Jedermann ohne Besorgniß Geld zum Aufheben übergeben. Kein Baske macht sich ein Vergnügen daraus, den Wanderer, der sich bei ihm nach dem Wege erkundigt, durch falsche Auskunft irre zu leiten, was in andern Landschaften Spaniens bisweilen vorkommt. Wen der Baske einmal lieb gewonnen hat, an dem hängt er mit der Treue eines Hundes. Daher kann es keinen zuverlässigeren Dienstboten geben, als den Basken, nur muß man ihn mehr als Freund und Genossen, wie als Untergebenen behandeln. Bei

guter, zutraulicher Behandlung dient er seinem Herrn mit großer Treue und Ehrlichkeit und betrachtet denselben wie seinen Vater oder seinen Sohn, je nach dem Alter des Herrn, ohne deshalb die Gränzen des Anstandes, der Ehrerbietigkeit zu überschreiten; läßt man ihn aber zu sehr fühlen, daß er Untergebener ist, behandelt man ihn unfreundlich und hochmüthig, so wird er grob, unwillig, und geht vielleicht aus dem Dienste, ehe man es sich versieht. Mit seiner Meinung hält der Baske nie hinter dem Berge und ist, wenn er sich einmal von deren Richtigkeit überzeugt zu haben glaubt, nur sehr schwer oder gar nicht von derselben abzubringen. Widerspruch verträgt er nicht lange; überhaupt ist er cholerischen Temperaments und erhitzt sich sehr leicht beim Streiten, ohne sich jedoch zu Realinjurien hinreißen zu lassen, wie es bei den südlichen Volksstämmen der Halbinsel so häufig der Fall ist.

Der Baske ist gesellig und lebensfroh, und daher geselligen Vergnügungen leidenschaftlich ergeben. Namentlich liebt er es, in lärmender Fröhlichkeit die Nächte beim Weinkruge zu durchschwärmen, zumal an Sonn- und Festtagen, wo in allen baskischen Ortschaften dem Bacchus reichliche Opfer gebracht werden. Aus dieser Vorliebe zum Zechen erklärt sich die enorme Menge von Weinkneipen, die es in den baskischen Provinzen, vorzüglich in Vizcaya, giebt. Am vergnügungssüchtigsten

ist das Volk von Bilbao. Es giebt vielleicht in ganz Spanien keine zweite Stadt, wo so viele Volksfeste und Lustbarkeiten stattfinden, wie in der Hauptstadt Vizcaya's. Kaum vergeht daselbst eine Woche, ohne daß eine Romeria (Heiligentag mit Markt und Wallfahrt verbunden) in der Stadt selbst oder in der Umgegend stattfindet, wohin dann Vornehm und Gering, Jung und Alt strömt, um sich bei Tanz und Wein zu vergnügen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man auch Betrunkene, eine im südlichen Spanien sehr seltene Erscheinung! — Trotzdem kommt es unter den Basken fast nie zu ernsten Excessen; man streitet sich mit Hitze und lebhaftem Geberdenspiel, trinkt und raucht viel dazu und ersäuft zuletzt den Ingrimm gänzlich im Weine. Höchstens prügeln sich einmal ein Paar gemüthlich durch; zum Messer dagegen, welches schon die benachbarten Navarrer und Aragonesen gleich bei der Hand haben, greift der Baske nur selten. Die jungen Bursche sind bei dergleichen Gelegenheiten ausgelassen, übermüthig und, besonders wenn der genossene Wein ihre Adern zu schwellen anfängt, roher und ungezogener, als es sonst in Spanien der Fall zu sein pflegt. Bei all' dieser Vergnügungssucht, bei all' dieser unbezähmbaren Fröhlichkeit ist der Baske im Allgemeinen doch nicht leichtsinnig, verschwenderisch, sorglos, wie andere Söhne des Südens. Er sorgt treu für sein Haus und seine Familie, liebt sein Weib und seine Kinder, ist

fleißig und genau in seinem Berufe, arbeitet mit unermüdlicher Ausdauer und achtet sorgsam das ihm Anvertraute. Alles von seinen Vätern Ererbte ist ihm heilig und unantastbar: daher hängt er zäh an seinen Sitten, an seinen Gebräuchen, an seinem Glauben. Aus diesem Grunde gehören die Basken zu den gläubigsten Katholiken Spaniens und zu den gehorsamsten Beichtkindern der spanischen Geistlichkeit. Ohne gerade bigott zu sein, beobachtet der Baske doch streng die Vorschriften der Kirche und beugt sich ehrfurchtsvoll vor dem Priester, wenn er denselben auch nicht mehr gleich einem Gott verehrt, wie es bis zum Bürgerkriege der Fall gewesen sein soll. Gotteslästerliche Reden, Spöttereien über die Geheimlehren der Kirche, höhnende Verachtung der niedern Geistlichkeit, religiöser Indifferentismus, Erscheinungen, welche in andern Theilen Spaniens, besonders in Andalusien, so häufig sind, habe ich in den baskischen Provinzen niemals wahrgenommen. Am meisten wird das Festhalten an frommer Sitte, wie am Ende überall, von den Frauen gehegt und gepflegt. Ueberhaupt scheint in dem Charakter der Baskinnen ein Hang zur religiösen Schwärmerei zu liegen. Dieselben sind strenggläubig, gehen, wenn irgend möglich, täglich zur Messe und glauben den Worten des Priesters gleich dem Evangelium. Man würde sich aber sehr irren, wollte man deshalb glauben, daß die baskischen Mädchen und Frauen Kopf=

hängerinnen seien. Gott bewahre! Die Töchter Cantabriens stehen ihren südlichen Schwestern an Lebenslust und Heiterkeit nicht nach. Gleich den Männern lieben auch sie die geselligen Vergnügungen, besonders den Tanz, leidenschaftlich; einen Sonntag, den sie nicht mit Tanzen beschließen können, betrachten sie als einen verlorenen Tag ihres Lebens. Dabei sind die Baskinnen bescheiden und sittig, halten streng auf ihre Ehre, besitzen einen sehr häuslichen Sinn und arbeiten gern, wodurch sie sich von den Frauen anderer Provinzen Spaniens sehr vortheilhaft unterscheiden. In vergangenen Zeiten waren die Baskinnen wegen ihrer ehelichen Treue und Keuschheit berühmt; namentlich von den Frauen Vizcaya's erzählt man, daß dieselben unehrerbietige Anträge mit den einzigen, stolz hingeworfenen Worten: „soy Vizcaina“ (ich bin eine Vizcayerin) zurückzuweisen pflegten. Ob sie gegenwärtig noch diesen Ruf verdienen, überlasse ich Anderen, Eingeweihteren, zu entscheiden.

Die Basken sind im Allgemeinen ein großer, robuster, kräftiger Menschenschlag. Die Männer sind muskulös, breitschulterig, gewöhnlich von mehr als mittlerer Größe, haben eine ziemlich helle Hautfarbe und nicht sehr dunkles, nicht selten sogar blondes Haar, und volle, runde Gesichter, in deren gutmüthigen Zügen ein gewisser Ausdruck von Schwermuth liegt, welcher den baskischen Physiognomieen einen ganz besonderen Reiz verleiht.

Die Frauen zeichnen sich durch weißen, frischen Teint, reichen Haarwuchs und üppige Körperformen aus. Sie sind meist hübsch gewachsen, behend und lebhaft; es mangeln ihnen jedoch jene feingeschnittenen Gesichtchen und besonders jene unnachahmliche Grazie, die den Castilianerinnen und noch mehr den Frauen Südspaniens eigen ist und denselben einen so großen Reiz verleiht. Die Frauen aus den niedern Ständen besitzen bedeutende Körperkraft; sie arbeiten auf dem Felde mit den Männern um die Wette; in den Küstenorten besorgen sie fast ausschließlich das Geschäft der Packträger. Ich habe in Bilbao häufig junge Frauen mit mehr als centnerschweren Lasten auf dem Kopfe bergauf und bergab laufen sehen, als trügen sie eine Kleinigkeit. Die Baskinnen sind sehr gesund und deshalb in ganz Spanien als Ammen gesucht. Ihr Hauptschmuck besteht in ihren Haaren. Das Vorderhaar tragen sie glatt und tief gescheitelt, das Hinterhaar flechten sie in dicke Zöpfe, die sie nicht auf dem Kopfe befestigen, sondern frei über die Schultern hinabhängen lassen. Auch die Frauen der Provinz von Santander und die Navarresinnen tragen das Haar in dieser Weise; die französischen Baskinnen dagegen stecken die Flechten am Hinterkopfe fest und hüllen ein schwarzes baumwollenes Tuch in turbanartiger Form darum. Die Guipuzcoanerinnen pflegen das Haar blos in einen Zopf, die Vizcayerinnen dagegen in zwei

Zöpfe zu flechten, welche sie in der Mitte durch ein eingeflochtenes schwarzes Band zusammenketten. Die Enden der Zöpfe sind mit Bandschleifen, gewöhnlich von schwarzer Farbe, verziert. Recht lange und dicke Zöpfe betrachten die Baskinnen als den schönsten Schmuck und bilden sich viel auf dieselben ein, zumal wenn das Haar blond ist. An den Zöpfen angegriffen zu werden gilt bei ihnen, wie bei den Jüdinnen, für eine Entehrung. Ich habe Mädchen bitterlich weinen sehen, weil Männer aus Schabernack ihre Zöpfe berührt hatten. Die Baskinnen gehen, sobald sie ihr Haar gehörig geordnet haben, welches bisweilen so lang ist, daß die Zöpfe bis beinahe zu den Waden herabhängen, stets mit unverhülltem Haupte, selbst in die Messe, wohin die Frauen des übrigen Spaniens stets die Mantilla oder den Manto umzunehmen pflegen, schmücken sich auch das Haar nicht mit Blumen oder Geschmeide, wie es in andern Landschaften üblich ist. An den Ohren pflegen sie große, gewichtige Ringe von Gold oder Silber zu haben. Ihr Anzug ist sehr einfach, doch nicht geschmacklos, und meist nett und reinlich. Sie tragen gewöhnlich ein ärmelloses, eng anliegendes, stark gesteiftes, vorn tief ausgeschnittenes und zugeschnürtes Mieder von dunkelfarbigem Wollenzeuch über einem bunten Kattuntuche, welches Schultern und Busen züchtig verhüllt. Die nach unten zu sich erweiternden Aermel des groblinnenen oder baumwollenen

Hemdes reichen bis an die Handgelenke, wo sie zusammengeknöpft sind. Bei der Feldarbeit pflegen sie dieselben häufig bis zu den Schultern aufzuwickeln. Ein gestreifter, wohl auch einfarbiger und dann meist rother oder blauer, ziemlich kurzer Rock, der unten mit mehrern parallel laufenden Bandstreifen von greller Farbe besetzt ist, blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln, und Hanfsandalen (alpargates) oder grobe Lederschuhe vervollständigen die einfach-ländliche Tracht. Arme Mädchen und Weiber gehen wohl auch ohne Strümpfe, doch fast nie ganz baarfuß, wie bei uns. Baarfuß zu gehen gilt nämlich bei den Basken, wie beinahe bei allen Volksstämmen Spaniens, für eine Schande*). Daher tragen die Baskinnen wenigstens Alpargates, welche sie, gleich den Männern, mit blauen Baumwollenbändern um die Knöchel festbinden.

Die Männer gehen für's Gewöhnliche in langen, weiten Pantalons von gestreiftem Leinenzeuch und in kurzen, völlig schmucklosen Tuchjacken von dunkler Farbe, oder in kurzen Blousen von hellfarbiger, kleinkarrirter Baumwolle. Die Seeleute und Fischer pflegen grob gewebte, wollene, hemdartige Blousen oder Kamisols von hochrother Farbe zu tragen. Die meist unbedeckten Füße stecken bei trocknem Wetter in Alpargates, bei regnerischem in unförm-

*) Nicht so in Galicien, wo das niedrige Volk immer baarfuß zu gehen pflegt.

lichen, dicksohligen, mit Nägeln beschlagenen Schnürstiefeln. Die Basken von Bayonne bedienen sich der in ganz Frankreich beliebten Holzschuhe, die ich auch hier und da in Nord- und Centralspanien bemerkt habe. An Sonn- und Festtagen pflegen die Basken lange, nach unten zu sich erweiternde Hosen von schwarzem Sammet zu tragen, sowie schwarze Sammetjacken und rothseidene Schärpen. An Wochentagen sieht man die Schärpe (faja), bei den übrigen Spaniern ein unentbehrliches Kleidungsstück, in den baskischen Provinzen selten. Das eigentliche Nationale der baskischen Männertracht ist die Boyna, die baskische Mütze. Diese ist von Schaafwolle, aus dem Ganzen gewirkt und gewalkt, so daß sie aussieht, als wäre sie aus dünnem Filze gemacht. Sie hat keinen Schirm, eine barettartige Gestalt, läßt sich in alle Formen bringen, ist federleicht und sehr bequem. Die Basken pflegen darinnen ihr Schnupftuch, ihren Kamm und verschiedene andere Gegenstände aufzubewahren. Beim Grüßen greifen sie an die Boyna, nehmen dieselbe aber nicht ab. Diese eigenthümliche Mütze, welche besonders junge, volle Gesichter sehr gut kleidet, wird nicht allein in den baskischen Provinzen getragen, sondern auch in Navarra, und in den Departements Hautes-Pyrénées, Basses Pyrénées und Landes, und zwar von Jung und Alt. Schon dreijährige Buben laufen mit der Boyna herum und sehen mit derselben aus wie Pilze. In dem

Departement Hautes-Pyrénées und in Navarra ist die Boyna gewöhnlich dunkelbraun, in den beiden andern eben genannten französischen Departements blau, in den drei baskischen Provinzen am häufigsten ebenfalls blau, weniger häufig roth, noch seltener weiß. Eine weiße Boyna gilt gegenwärtig als Abzeichen carlistischer Gesinnung. In Guipuzcoa und Vizcaya sieht man die Boyna häufig noch mit einer Gorla, einer Troddel, gleich der des türkischen Fes, geschmückt, welche immer von schwarzer Seide ist und über den Rand der Mütze hinabhängt. Die baskische Boyna ist berühmt und berüchtigt geworden, weil sie während des Bürgerkrieges die allgemein übliche Kopfbedeckung der Carlisten war. Alle Insurgenten, Basken und Navarrer, Aragonesen und Valencianer u. s. w., Alle ohne Unterschied des Vaterlandes und des Ranges, Soldaten und Offiziere, selbst die Generale, wie z. B. Zumalacárregui, trugen Boyna's, und zwar von blauer oder weißer Farbe. Daher galt zu jener Zeit, und noch nach Beendigung des Krieges, die Boyna außerhalb der baskischen Provinzen und Navarra's für ein Zeichen carlistischer Gesinnung, und ist daher sogar eine Zeit lang in den übrigen Landschaften Spaniens bei hoher Strafe zu tragen verboten gewesen. Gegenwärtig ist dieses Verbot, welches ebenso lächerlich war, wie das weiland vom deutschen Bunde sanctionirte Verbot des Tragens schwarzrothgoldner Bänder, entweder

aufgehoben oder vergessen; wenigstens kümmert sich kein Baske darum, wenn er sich außerhalb seines Landes befindet Nach dem Bürgerkriege dagegen liefen die Basken Gefahr, arretirt zu werden, wenn sie in Aragonien oder Castilien mit der Boyna erschienen. Beiläufig will ich erwähnen, daß während des Bürgerkrieges nicht allein die Insurgenten die baskische Mütze trugen, sondern auch die für die Sache der Königin kämpfenden „batallones francos“ von Guipuzcoa und Bizcaya. Und zwar trugen dieselben, um sich von den Carlisten zu unterscheiden, rothe Boyna's, weßhalb sie von jenen spottweise Chapelgorris, d. h. Rothmützen, genannt wurden, eine Benennung, die bald auch im Heere der Königin und bei der englischen Legion an die Stelle des Namens Batallones francos trat und zuletzt ein Ehrentitel ward. Mein Bedienter war ebenfalls ein Chapelgorri gewesen. An Sonn- und Festtagen pflegen die Basken aus dem Bürgerstande die Boyna mit dem breitkrämpigen, schwarzen, castilianischen Filzhute oder dem schon früher erwähnten grauen Turnerhute zu vertauschen. Die Männer und Frauen der höhern Stände kleiden sich, wie bei uns, französisch. Die hübschesten und am geschmackvollsten gekleideten Damen bemerkt man in Bilbao.

Die Basken sind reich an eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen; allein, um von denselben eine getreue und vollständige Schilderung entwerfen zu können, ge-

hört ein längerer Aufenthalt in ihrem Lande dazu, als mir vergönnt war. Daher will ich hier blos von den allgemeinsten Volkssitten sprechen, welche ich zu wiederholten Malen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Unter den volksthümlichen Belustigungen steht der Tanz obenan. An allen Sonn- und Festtagen findet in allen Ortschaften des Baskenlandes in den spätern Nachmittagsstunden öffentlicher Tanz auf dem Marktplatze unter freiem Himmel und unter Aufsicht des Alcalden oder irgend eines Mitgliedes des Gemeinderathes statt. Es giebt viele Arten von Tänzen: der gewöhnlichste wird Fandango genannt, ist aber von dem castilianischen und andalusischen Tanze dieses Namens ganz verschieden, wie auch die Musik. Letztere ist meist sehr unharmonisch, denn sie pflegt unwandelbar durch zwei Flöten, zwei paukenartige Instrumente und eine Trommel hervorgebracht zu werden. Das Musikcorps besteht stets aus drei Personen, von denen die eine die Trommel schlägt; die beiden andern Musikanten halten und spielen mit der rechten Hand die Flöte, während sie mit der linken vermittelst eines Paukenschlägels auf das Tamboril schlagen, eine hohe, schmale cylindrische Trommel von tiefem Baßton, die ihnen an der linken Seite hängt. Jeden Sonn- oder Festtag, nach der Missa mayor (gegen 11 Uhr), durchzieht dieses seltsame Musikcorps die Gassen und kündigt durch seine lärmende Musik den Nachmittags

stattfindenden Tanz an. Dieser beginnt während des Sommers um fünf Uhr. Die Musikanten spielen zuerst eine Art von Marsch mitten auf dem Markte, eine Aufforderung zum Tanze, um die jungen Mädchen und Burschen herbei zu rufen, welche sich, bunt unter einander gemischt, rings um das Musikcorps herum aufstellen. Nach beendetem Marsch zieht sich die Musik auf die eine Seite des Platzes zurück und es beginnt der Tanz. Bei dem sogenannten Fandango tanzen eine Menge Paare auf einmal, ohne sich anzufassen. Bald tanzt jedes Paar vor einander, bald dos-à-dos, bald voltirt es. Dann und wann reichen sich die Tänzer die Hand, auch pflegen sie einzelne Clauseln der walzerartigen Musik mit Gesang zu begleiten. Andere Tänze bestehen aus einer Art von Reigen. Burschen und Mädchen, in bunte Reihe gestellt, reichen sich die Hände, und die dadurch gebildete Chaine tanzt bald im Kreise herum, bald macht sie verschiedene Touren. Einen ganz eigenthümlichen Tanz habe ich in Vizcaya bei einer Romeria gesehen, welche in Alvia, einem dicht bei Bilbao gelegenen Flecken, am Nachmittage des zweiten Pfingstfeiertages gehalten wurde. Halb Bilbao war dort versammelt, um dem bunten Treiben des fröhlichen Volkes zuzusehen. Der Tanz fand auf dem Platze vor der festlich geschmückten Kirche unter dem Vorsitze des Alcalden statt, welcher dabei in Amtstracht, in schwarzem Frack, Escarpins, Chapeaubas, Degen und

silberbeknopftem Rohrstocke, fungirte. Der Tanzplatz war mit einer Art Spießen abgesteckt. Am Eingange stand neben dem schon erwähnten Musikcorps ein Tanzaufseher oder Vorsteher, bei dem sich die Tanzlustigen melden und ein Entrée bezahlen mußten. Hier nun wurde unter andern folgender Tanz aufgeführt. Zuerst bildeten blos die Burschen eine Chaine, die aber nicht geschlossen war. Diese Chaine führte der vorderste Tänzer, der die Boyna in der rechten Hand trug, erst im Kreise, dann in verschiedenen Richtungen herum Hierauf ließ derselbe die Chaine los und bewegte sich vor derselben her, einen eigenthümlichen gymnastischen Tanz aufführend, wobei er bald auf den Fußzehen, bald auf den Fersen stand, seltsame Triller mit den Füßen schlug und wunderliche Bewegungen mit den Armen und dem ganzen Körper machte. Nachdem dieser Einzelntanz eine Zeit lang gedauert hatte, änderte sich plötzlich das bis dahin polonaisenartige Tempo der Musik, die Chaine löste sich auf, die Mädchen stürzten wie besessen zwischen die Tänzer, und Burschen und Mädchen begannen, dicht zusammengedrängt, ein wildes Tanzen, in dem ich nicht die geringste Ordnung bemerken konnte. Die Vortänzer entwickelten bei diesem merkwürdigen Tanze eine große körperliche Gewandtheit, aber keine Grazie, welche überhaupt den baskischen Volkstänzen abgeht. Die Tänze dünkten mich sämmtlich etwas plump und wild. — Nächst dem Tanze

gehört zu den beliebtesten Belustigungen der Basken das Ballspiel. Die Basken spielen dasselbe mit Virtuosität und machen dabei bedeutende Wetten auf die besten Spieler. Es wird, wie überall in Spanien, mit Federbällen an öffentlichen, unbedeckten, besonders dazu bestimmten Plätzen gespielt, welche fast in keinem Dorfe fehlen. Außer dem Ballspiel vergnügen sich die Basken damit, große Steine nach einem Ziele zu werfen, um die Wette zu springen und zu laufen. Ueberhaupt lieben sie Vergnügungen, welche Gewandtheit und Kraft erfordern. Sie sind geübte Schützen, verwegene Reiter und Schwimmer, laufen und klettern mit großer Behendigkeit. Daher finden sie auch an den Stiergefechten nicht minder Gefallen, als die übrigen Spanier. Wie die Andalusier, so pflegen auch sie die Tage der Heiligenpatrone durch Stiergefechte zu feiern. Namentlich sind die Bewohner von Bilbao leidenschaftliche Liebhaber jener blutigen Schauspiele.

Die Basken besitzen viel musikalisches Talent, es wird aber leider wenig gepflegt. Die Melodieen ihrer Nationaltänze und Lieder sind ziemlich heiter, bestehen jedoch stets aus Molltönen. Unter den musikalischen Instrumenten lieben die Basken vorzüglich die Blasinstrumente und das schon beschriebene Tamboril; die Guitarre, das Nationalinstrument der Spanier, ist in ihrem Lande nicht einheimisch. Fast in allen Villas der bas-

kischen Provinzen existirt jetzt ein musikalischer Verein, ein aus Dilettanten bestehendes Musikcorps, welches von Zeit zu Zeit Concerte giebt und die kirchlichen Feierlichkeiten, als die Prozessionen und die Missas cantadas der hohen Festtage, zu begleiten pflegt. Diese Orchester spielen manchmal gar nicht übel, bestehen aber immer nur aus Blase-, vorzüglich Blechinstrumenten; wenigstens habe ich niemals Streichinstrumente gesehen. Ihre Instrumente beziehen sie meist direct aus Deutschland, die Musikstücke dagegen, welche sie vortragen, sind gewöhnlich französische und italienische Compositionen. Die Missas cantadas, überhaupt die Kirchenmusiken, lieben die Basken mehr, als die übrigen Spanier. Kaum vergeht eine Woche ohne eine von Musik und Gesang begleitete kirchliche Feierlichkeit. Eine eigenthümliche, aber hübsche Sitte findet im Mai statt. In diesem Monate versammeln sich nämlich alle Abende nach der Oracion (dem Ave Maria) die jungen erwachsenen Mädchen in der Kirche und singen während des Rosario (Gebet des Rosenkranzes) vierstimmig Hymnen zum Lobe und Preise der heiligen Jungfrau ab. Man nennt diese Sitte, an welcher sich in den Städten selbst die jungen Damen der höchsten Stände betheiligen, „die Blumen des Mai" (las flores del Mayo). Auch pflegen die Basken die Begräbnisse mit Musiken zu begehen, besonders die Beerdigungen kleiner Kinder. Dabei kleiden sie die Kin-

derleichen, die sie in offenem Sarge nach dem Friedhofe tragen, weiß und bekränzen die Köpfchen mit weißen Rosen, als Symbol der Seligkeit, welche jene unschuldigen Wesen genießen. Diese rührende Sitte ist namentlich in Guipuzcoa einheimisch. Daß Kindtaufen und Hochzeiten mit Musik und Tanz gefeiert werden, versteht sich nach den vorstehenden Notizen über den Charakter der Basken wohl von selbst. Ich habe leider keine Gelegenheit gehabt, irgend einer von beiden Festlichkeiten beizuwohnen, und weiß daher von den dabei stattfindenden, jedenfalls sehr eigenthümlichen Sitten nichts zu erzählen. Nur so viel habe ich bemerkt, daß bei den Hochzeiten nach geschehener Trauung die ganze Hochzeitsgesellschaft in paarweis geordnetem Zuge, den das Brautpaar eröffnet, unter Musikbegleitung durch alle Gassen des Ortes zieht. Die Braut trägt eine eigenthümliche, aus lebenden Blumen und bunten Bändern verfertigte Krone. Sodann wird gespeist, getanzt und namentlich stark gezecht. Besonders pflegen die Hochzeiten der niedern Volksklassen mit wilden Trinkgelagen zu endigen. — Am Tage St. Petri, des Patrons der Fischer und Seeleute, finden in allen Küstenorten große Feierlichkeiten statt. Am Strande werden mit Laubkränzen geschmückte Zelte errichtet und darin sämmtliche Seeleute auf Kosten der Commun bewirthet. Die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen tummelt sich das fröhliche, festlich geschmückte

Volk am Strande des Oceans, und tanzt im Scheine kolossaler Wachtfeuer nach der beliebten unharmonischen Musik, deren Lärm noch von dem Jubelgeschrei der Zechenden und dem Donner der Brandung übertönt wird. Am Morgen jenes Tages ziehen die Seeleute, mit den Abzeichen ihres Standes geschmückt, in feierlicher Prozession in die Kirche. Dergleichen Aufzüge der Gewerke pflegen auch an andern Festtagen stattzufinden. So machen z. B. in San Sebastian die Gärtner jeden Carnevalssonntag (Sonntag vor Fastnacht) einen festlichen Aufzug, wobei sie Hymnen zu Ehren der Ceres absingen.

Belauschen wir jetzt den Basken in seiner Häuslichkeit, auf seinem Acker, bei seiner Arbeit. Ich habe schon zu wiederholten Malen erwähnt, daß die Landschaften der baskischen Provinzen besonders deshalb so anmuthig sind, weil sich dort eine enorme Menge einzeln stehender Häuser und kleiner Gehöfte befinden, welche über Berg und Thal ohne alle Ordnung umhergestreut sind und deren Erbauung häufig blos die respective Lage, die Bequemlichkeiten, welche das Terrain, die Nähe des Wassers u. dgl. m. darboten, veranlaßt zu haben scheint. Die ältern dieser sogenannten Caserios, deren Gründung oft in das graueste Alterthum hinaufreichen mag, bewahren den eigentlichen Typus der baskischen Bauart und sind deshalb einer sorgfältigen Schilderung werth. Abweichend von dem Baustyle der ländlichen Wohnungen

anderer Gegenden Spaniens, und vielleicht Europa's überhaupt, sind bei den baskischen Landhäusern die Giebelseiten am breitesten. Das Haus besteht gewöhnlich aus einem Erdgeschoß und einem obern Stockwerk. Der Haupteingang, hoch und breit genug, um ein beladenes Pferd oder Maulthier hindurchzulassen, befindet sich stets auf derjenigen Giebelseite, welche die vordere Seite des Hauses vorstellt. Durch denselben tritt man in einen Raum, dessen Boden mit Ziegeln oder Steinen gepflastert zu sein pflegt, auch wohl blos aus festgestampftem Erdreich besteht. Dieser Raum ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie, ihr Arbeits- und Speisezimmer, weshalb sich in demselben auch stets der Feuerheerd befindet, auf dem die Speisen bereitet werden. Neben dem Heerde, über dem gewöhnlich ein großer pyramidaler Rauchfang angebracht ist, pflegt, wie überall in Spanien, das gesammte Küchengeschirr auf hölzernen Regalen aufgestellt oder an in der Wand befestigten Nägeln reihenweis aufgehängt zu sein. Auch stehen in der Nähe des Heerdes in Vertiefungen der Mauer die großen irdenen Krüge, welche zur Aufbewahrung des Wassers dienen. Wie wohl überall in Südeuropa, wenigstens in Spanien, so auch hier ist der Heerd nur wenige Zolle über den Fußboden erhöht und werden die Speisen unmittelbar an und über dem lohenden Feuer bereitet. Zwei niedrige wegnehmbare Barrieren oder Geländer von Eisen begränzen die

Feuerstätte auf beiden Seiten, und ein aus dem Rauchfange herabhängender eiserner Haken ist bestimmt, den Kessel zu tragen, welcher zum Heißmachen des Wassers dient. Beim Feuermachen legt man zunächst einen dürren schenkeldicken Ast oder Baumstamm an den hintern an die Mauer stoßenden Rand des Heerdes, sodann einige dünnere, eben so lange Aeste parallel daneben, und lehnt an diese Unterlage die kleinern Holzstücke an, welche man mit dünnem Reißig, wohl auch mit Stroh oder Farrnkraut, bedeckt. Vermittelst einiger glühenden Kohlen, die etwa immer in der Asche vorhanden zu sein pflegen, und des Blasebalgs, welcher in keiner spanischen Wirthschaft fehlen darf, setzt man zuletzt das Ganze in Brand, und legt die brennenden Reißer und Holzstücke von Zeit zu Zeit mit der wie eine Scheere gestalteten Feuerzange in Ordnung*). Von Geräthschaften enthält

*) Fast in ganz Spanien wird bei den Landleuten das Heerdfeuer in dieser Weise bereitet und angezündet. Als Reißig gebraucht man in den baskischen Provinzen viele Heidesträucher (Erica cinerea, multiflora u. a.) und den Hecksaamen oder Stachelginster (Ulex europaeus), in Hocharagonien den Buchsbaum (Buxus sempervirens), in Alt-Castilien die Pinienzweige, die Zwergeiche (Quercus humilis Lam. und Quercus coccifera L.) und das Stroh, in Neu-Castilien die Retama sphaerocarpa Boiss. und Lavandula pedunculata Cav., in Valencia den Rosmarin, in Murcia das Espartogras (Macrochloa tenacissima Kth.), in Estremadura den Ladanstrauch (Cistus ladaniferus L.), um Sevilla die Myrthe und Pistazie (Myrtus communis und Pistacia Lentiscus L.) u. s. w.

das geschilderte Gemach gewöhnlich blos einen kleinen, niedrigen, roh gezimmerten Tisch und einige aus Brettern zusammengenagelte Bänke und Stühle, oder mit Strohgeflechten bedeckte Sessel, zu denen sich fast immer ein großer, auf massiven gedrechselten Füßen ruhender, gepolsterter, mit Leder überzogener und mit hoher, ebenfalls gepolsterter Lehne versehener Armstuhl gesellt, der dem Herrn des Hauses gehört und dem eintretenden Gaste präsentirt zu werden pflegt. Eine der Hausthüre gegenüber angebrachte, eben so große und gewöhnlich unverschlossene Thüre setzt das Küchengemach mit den dahinter liegenden Abtheilungen des Erdgeschosses in Verbindung, unter denen der Stall für die Last- und Zugthiere immer die größte zu sein pflegt. Von den übrigen Parterregemächern, deren es gewöhnlich nicht viele giebt, verdient blos noch das Schlafgemach der Familie erwähnt zu werden. Wie in Castilien und Aragonien bestehen die Bettstellen aus einem einfachen Stangengerüst mit darüber gelegten Brettern und die Betten selbst aus einem Strohsacke, einer Matraze, einem kleinen mit roher Schaafwolle ausgestopftem Kopfkissen und einer leichten Decke. Ueber jedem Bette pflegt ein kleines hölzernes Kreuz oder ein bleiernes Crucifix und darunter ein kleines, beinahe wie ein Wandleuchter gestaltetes, mit geweihtem Wasser gefülltes Weihbecken von Glas aufgehängt zu sein. Eine hölzerne Treppe führt ent-

weder aus der Hausflur oder aus dem Stallraum, der gewöhnlich durch eine Hinterthür mit dem hinter dem Hause befindlichen Hofe in Verbindung steht, in das obere Stockwerk hinauf, unter dessen Abtheilungen ein über der Hausflur gelegenes größeres Gemach, die sogenannte Sala, den ersten Rang einnimmt. Dieses Gemach hat meist zwei Fenster nach vorn heraus, welche wie alle übrigen Fenster des Hauses fast viereckig zu sein pflegen und blos vermittelst nach Innen sich öffnender Holzläden verschlossen werden. Zwischen den beiden Fenstern führt eine Flügelthür auf den über der Hausthür befindlichen Balcon, dessen Geländer fast immer von Holz, und roth angestrichen ist. Die Sala ist so zu sagen „die gute Stube" des baskischen Bauernhauses. Der Fußboden besteht aus schmalen eichenen Dielen; an den weiß getünchten Wänden pflegen bunte, grob gemalte Heiligenporträts und profane Bilder, als die Geschichte der schönen Esmeralda, Don Quijotes, Wilhelm Tell's u. s. w., sowie einer oder ein paar kleine Spiegel in breiten vergoldeten Holzrahmen von alterthümlichem Rococcogeschmack zu hängen. In einer Ecke steht vielleicht ein vom Alter geschwärzter, mit kunstreichem Schnitzwerk verzierter Schrank oder Kasten von Nußbaumholz, dem man es ansieht, daß er schon Jahrhunderte gedient hat. In demselben bewahrt der Baske seine Kleinodien, sein Geld und seine heiligen Urkunden, die Hausfrau ihre

Wäsche und Schmucksachen. Daneben lehnt die lange baskische Flinte, ein alter verrosteter Säbel oder sonst eine Waffe, an welche sich vielleicht manche düstre Erinnerung aus vergangenen bösen Zeiten knüpft. Einige Tische und eine Reihe von Stühlen verschiedenartiger Form vollenden das Ameublement des ländlichen Putzgemachs. Das Dach des Hauses ist flach, mit Hohlziegeln gedeckt und springt rings herum zwei Ellen weit oder auch noch weiter über die Mauer des Hauses vor, damit das Regenwasser nicht an den Wänden hinablaufe; denn Rinnen pflegen nicht gebräuchlich zu sein. Der unter dem Dache befindliche Boden, welcher zur Aufbewahrung des Getreides u. s. w. dient, besitzt gewöhnlich gar kein Fenster, sondern erhält das Licht durch große Oeffnungen im Giebel, oder, wenn wie oft das Dach noch um einige Ellen über die Decke des obern Stockwerks erhaben ist, in den Seitenwänden. Diese Oeffnungen werden zugleich benutzt, um das Getreide, Stroh, Heu u dgl. m. heraufzuziehen. Nicht selten fehlt ein großer Theil des Giebels oder der Seitenwände gänzlich, so daß das Sparrwerk des Daches blos auf hölzernen Säulen ruht, welche in der Mauer befestigt sind. Häufig besteht der ganze obere Theil des Hauses aus Holz, gewöhnlich jedoch sind die Häuser gänzlich aus Steinen aufgeführt. Bisweilen ist an einer der Seitenwände im obern Stockwerk eine offene, mit hölzernem

Geländer versehene Gallerie angebracht, die von dem vorspringenden Dache überschattet wird, ganz ähnlich wie bei den Bauernhäusern in der Schweiz oder an den ältern Bauernhäusern in der Lausitz, wo man diesen Theil des Hauses die „Vorbühne" zu nennen pflegt. Manchmal sind die Häuser ganz würfelförmig und haben ein vierseitiges, zugespitztes Dach, so daß sie wie dicke viereckige Thürme aussehen. Entweder in einer Abtheilung des Erdgeschosses oder in einem neben dem Hause liegenden Schuppen stehen die seltsamen, schon beschriebenen zweiräderigen Karren, deren sich die Basken allgemein zum Transport zu bedienen pflegen. Hinter dem Hause befindet sich der von lebenden Hecken oder von epheubedeckten Mauern umschlossene Hofraum und in demselben der thurmartig geformte Düngerhaufen, der aber nicht aus Stroh, sondern aus Farrnkraut (dem Adlerfarrn), welches in den Ställen allgemein als Streu verwendet wird, besteht. Den Eingang des Wohnhauses beschatten häufig ein paar alte Nußbäume, Eichen oder Kastanien mit von Epheu oder Weinreben umschlungenen Stämmen und malerisch durchrankten Kronen; auch ist der Eingang wohl von einer Rebenlaube überdeckt, deren Ranken sich durch das rothe Balcongeländer hindurchschlingen und bis zum Dache hinaufgreifen. Dem Gehöfte zunächst liegen die Gemüse- und Obstgärten, mehr entfernt die Getreidefelder. In Guipuzcoa sind die Ca-

serios fast überall von wahren Hainen von Aepfelbäumen umgeben; in Vizcaya werden in der Tierra baja die Aepfelplantagen durch Weingärten, in der Tierra alta durch Nußbäume und Kastanien ersetzt. Noch will ich bemerken, daß die baskischen Bauernhäuser meist sauber und reinlich sind, wie auch die Gärten und Felder nett, ordentlich und gut gepflegt aussehen.

Der baskische Bauer lebt frei auf seinem Grundbesitze, ist keiner Macht unterthan, als der Regierung seiner Provinz und dem Könige von Spanien. Eine Feudalherrschaft hat es, wenigstens in Guipuzcoa und Vizcaya, niemals gegeben; daher sieht man auch in diesen Landschaften keine Feudalschlösser, keine malerischen Burgruinen. Wohl bemerkt man bisweilen einen „Palacio", ein schloßartiges Gehöft; allein ein solches Gebäude ist nichts weiter, als ein großes Landgut, ein großes Caserio, denn es gehören dazu keine andern Grundbesitzer, keine Unterthanen. Der Besitzer eines solchen Schlosses, und wäre er ein Graf, hat gesetzlich nicht mehr Vorzüge, Gewalt noch Recht, als der arme Bauer, welcher sein kleines, an das adlige Grundstück gränzende Feld im Schweiße seines Angesichts bearbeitet. Dieser lebt in seiner Hütte eben so frei und unabhängig, als sein gräflicher Nachbar, fühlt sich eben so adlig, ist eben so stolz auf seine Ahnen, wie jener. — Der baskische Bauer ist fleißig und arbeitsam. Bei Tagesanbruch be-

giebt er sich auf sein Feld, in seinen Garten, gräbt und pflanzt, und sorgt für sein Haus und seine Familie, bis die Sonne hinter den waldigen Bergen versinkt und die Glocken zum Abendgebet rufen. Bei diesen Klängen nimmt er ehrfurchtsvoll die Boyna von seinem Haupte, spricht still sein Ave Maria und kehrt dann, heiter singend, zurück zu seinen Kindern und zu seinem Weibe, welches ihm oft bei seiner schweren Arbeit auf dem Felde hilft. Eigenthümlich ist die Bearbeitung des Bodens in Guipuzcoa und Vizcaya. Die Bauern bedienen sich nämlich nicht des Pfluges, um das Erdreich aufzulockern und umzuwenden, sondern graben oder stechen vielmehr dasselbe um vermittelst eines nur in den beiden Landschaften gebräuchlichen Instrumentes, welches sie Laya nennen. Die Laya ist eine Art zweizinkiger Gabel, drei Fuß lang und, mit Ausnahme des hölzernen, an den Stiel befestigten Griffes, aus Eisen geschmiedet. Dieses seltsame Werkzeug wird folgendermaßen gehandhabt. Die Arbeiter stellen sich neben einander in eine Reihe*), in jeder Hand eine Laya haltend. Gleichzeitig erheben nun Alle die Layas senkrecht, die Zinken nach unten gekehrt, empor, und stoßen dieselben mit aller Kraft in den Boden, so weit die Gabel reicht. Dringen die beiden Zinken, deren jede etwa einen Zoll dick ist, nicht tief genug in den

*) Daher kommt das spanische Sprüchwort: „Son de la misma laya", d. h. sie haben gleiche Meinung, sind Meinungsgenossen.

Boden, so treten die Arbeiter mit dem Fuße auf das dieselben verbindende Quereisen und stoßen die Gabel auf diese Weise vollends hinein. Hierauf drücken sie mit den Händen die Lava zu Boden, einen seitlichen Druck gegen den hölzernen Griff von außen her gegen sich selbst zu ausübend, und heben dadurch große Schollen des Erdreichs empor. Nicht selten ist dasselbe von so fester Consistenz, daß die Kraft eines Mannes nicht ausreicht, um eine Laya, geschweige denn, um beide niederzudrücken. So ermüdend die Handhabung der Laya ist, so graben doch ein paar Arbeiter in einem Tage ziemlich viel Land um. Die Fremden wundern sich gewöhnlich, daß sich die Basken nicht des Pfluges oder wenigstens der bequemeren und weniger Kraftaufwand erfordernden Hacke bedienen, und nehmen dabei häufig Anlaß, über das lächerliche Festhalten der Basken an ihren von den Vätern ererbten Sitten und Gebräuchen zu spotten. Ich überlasse es competenteren Personen, darüber zu urtheilen, ob die Laya durch den Pflug oder ein anderes Instrument vortheihaft zu ersetzen sei, und bemerke blos, daß die Eingebornen von Vizcaya und Guipuzcoa behaupten, der Pflug lasse sich bei ihren Bodenarten nicht mit Nutzen anwenden. Allerdings liegen die Aecker in Guipuzcoa und Ober-Vizcaya häufig an so steilen Lehnen, und ist der Boden zugleich so stark mit Steinen vermengt, daß der Pflug, wenigstens der

bei uns gebräuchliche, kaum anwendbar sein dürfte. Mit einer Hacke den Boden zu bearbeiten, würde eben so unzweckmäßig sein, da eine solche viel zu wenig in den Boden eindringt. Gut umgearbeitet und sorgfältig aufgelockert muß der Boden werden, soll er ergiebig sein, da derselbe im Allgemeinen sehr schwer, stark mit Lehm, Thon und Mergel vermengt ist. Um ihn fruchtbar zu machen, vermengt man ihn mit Kalk und Sand und düngt ihn mit verfaultem Farrnkraut, Mist, Asche und Seetang. In den Gebirgen ist die Humusschicht sehr dünn und würde der Boden daher bald ausbrennen, wenn es nicht so viel regnete. In den Küstengegenden, wo ich Pflüge von unserer Construction gesehen zu haben mich erinnere, besteht das Land nicht selten aus purem Sande, welcher nur durch die nie fehlende Feuchtigkeit und durch reichliches Düngen fruchtbar wird. Trotz dieser ungünstigen Bodenverhältnisse befindet sich die Agricultur in den baskischen Provinzen in einem blühenden Zustande, Dank der unermüdlichen Arbeitsamkeit der Bauern. Die Bergabhänge sind bis hoch hinauf bebaut; wohin man blickt, sieht man, je nach der Beschaffenheit des Erdreichs, Getreidefelder, Kleebrachen, Gemüsepflanzungen, Obst- und Weingärten. Wo kein Anbau möglich war, da bedecken üppige Wiesen, schöne Laubwaldungen oder wenigstens Gebüsche den Boden. Nur die höchsten Kämme und Kuppen der Gebirge pflegen ganz

kahl und nackt zu sein. Trotz dieses sorgfältigen und schönen Anbaues, welcher die von Natur schon äußerst malerischen Landschaften von Guipuzcoa und Vizcaya unbeschreiblich reizend macht, erzeugen die genannten Provinzen bei weitem nicht so viel Getreide, als der Bedarf ihrer zahlreichen Bevölkerung erheischt. Deshalb wird eine große Menge Getreide aus Alava, dessen Ebenen zum Bau der Cerealien geeigneter sind und von Natur fruchtbareren Boden besitzen, und aus Alt-Castilien eingeführt. Desto mehr erzeugen die Provinzen Guipuzcoa und Vizcaya an Baumfrüchten, besonders an Aepfeln und Kastanien. Letztere werden im Großen nach England und besonders nach Hamburg (über die Häfen von San Sebastian, Bilbao und Santander) ausgeführt; die Aepfel dagegen, von denen namentlich Guipuzcoa enorme Massen produzirt, fast gänzlich zur Bereitung des Ciders verwendet. Der Aepfelwein, baskisch Zagardua (von zagarra, der Apfel, und ardua, Wein) ist das gewöhnliche Getränk in Guipuzcoa. Ich habe daselbst moussirenden Aepfelwein getrunken, der in Geschmack und Farbe viel Aehnlichkeit mit dem Champagner hatte. In der Tierra baja von Vizcaya und in den Encartaciones trinkt man für gewöhnlich einen leichten Landwein, Chacoli genannt, welcher bald roth, bald blank ist, wenig Körper besitzt und, wenn er sorgfältig bereitet wird, im Geschmack einem leichten Bordeauxweine ähnelt. Um den Chacoli

herzustellen, ärndtet man die Trauben vor ihrer vollkommenen Reife und läßt den ausgepreßten Saft nur kurze Zeit gähren. Der Chacoli hält sich daher nicht lange, kann nicht ausgeführt werden und hat häufig eine unangenehme Schärfe. Die reifen Trauben werden verspeist; Wein wird aus denselben in der Regel nicht bereitet. Aller Wein, den man neben dem Chacoli in Bizcaya und Guipuzcoa trinkt, kommt aus der Rioja, einem rebenreichen, an Alava gränzenden District Alt-Castiliens, und aus dem südlichen Navarra. Ersterer ist blauroth, säuerlich und nicht sehr stark, letzterer dagegen besitzt eine bedeutende Stärke, ist feurig, ziemlich süß und dunkelroth. Der beste Wein Navarra's wächst um Peralta.

Die Bevölkerung der baskischen Provinzen ist viel zu zahlreich, als daß sie einzig und allein vom Ackerbau leben könnte. Mehr als die Hälfte des Volkes nährt sich von Industrie, vom Handwerk, Handel und Bergbau, vom Fischfang und vom Transportiren der Waaren und Erzeugnisse. Unter den Handwerken scheinen den Basken besonders diejenigen zuzusagen, welche Körperkraft erfordern und mit Gefahren verbunden sind. Die Mehrzahl der Steinbrecher, Steinmetzen, Maurer und Zimmerleute, die man in Spanien trifft, sind Basken. Desgleichen widmen sich sehr Viele dem Schmiede-, Schlosser-, Gelbgießerhandwerk und anderer, welche die

Anwendung des Feuers erfordern. Die Küstenbewohner sind fast sämmtlich Fischer und Matrosen und gelten nächst den Cataloniern für die besten und kühnsten Seeleute Spaniens*).

Zum Schluß will ich noch ein paar Worte über den gegenwärtigen Zustand der Provinzen Guipuzcoa und Vizcaya in materieller und intellectueller Hinsicht hinzufügen. Ueber Alava habe ich kein Urtheil, da ich diese Landschaft blos flüchtig im Reisewagen, zum Theil bei Nacht, durchkreuzt habe. Obgleich die beiden genannten Provinzen nebst Navarra der eigentliche Heerd und folglich der Hauptschauplatz des Bürgerkrieges gewesen und während desselben abwechselnd von den Carlisten und Cristinos verwüstet worden sind, so gehören sie dennoch zu den blühendsten, wohlhabendsten und glücklichsten Gegenden der Halbinsel, ja unsers gesammten Welttheiles. Man sieht im Ganzen nur wenige Spuren von jenem unseligen Kriege. Schlanke junge Bäume ersetzen in üppigster Menge die alten Wälder, welche in jener Zeit niedergeschlagen oder verbrannt wurden; neue, geschmackvolle, in modernem Styl erbaute Häuser die ältern, wäh-

*) Die Basken, besonders die Guipuzcoaner, haben diesen Ruf von Alters her. Baskische Seeleute waren es, welche im Jahre 1393 die canarischen Inseln wieder entdeckten, (wenn nämlich die „glückseligen Inseln“ der Alten wirklich die canarischen Inseln gewesen sind); auch soll der Wallfisch- und Stockfischfang zuerst von Basken erfunden und eingeführt worden sein.

rend des Krieges zerstörten Wohnungen. Ueberall, wohin man das Auge wendet, erblickt man fröhliche arbeitsame Menschen und die unverkennbaren Spuren eines alle Stände beglückenden Wohlstandes. Die Basken selbst gestehen, daß ihr Land jetzt blühender und wohlhabender sei, als vor dem Bürgerkriege. Und wem haben sie dieses günstige Geschick zu danken? Nächst Gott nur sich selbst, ihrem unermüdlichen Fleiße, ihrer Betriebsamkeit und klugen Speculation, welche durch die Wunden, die der Krieg dem Lande schlug, erst recht angefacht wurde. Während es im übrigen Spanien noch so sehr an bequemen Communicationen gebricht, sind Vizcaya und Guipuzcoa in allen Richtungen von Kunststraßen durchkreuzt, über deren Erhaltung sorgfältig gewacht wird, und neue Straßen sind noch im Baue begriffen. Die Städte und Flecken verschönern sich alljährlich; überall sieht man neue Häuser bauen, Brücken errichten, Spaziergänge anlegen u. s. w. In den reizenden Thälern, an den rauschenden Flüssen und Bächen erheben sich stolze Fabrikgebäude, von deren thurmhohen Essen der Rauchwimpel der Civilisation unablässig flattert; die Eingeweide der Berge werden mehr und mehr durch nach den Regeln der Kunst angelegte Bergwerke aufgeschlossen, und kostspielige Wasserbauten an Fluß- und Meeresufern aufgeführt, um die Ueberfluthungen unschädlich zu machen und Fischfang und Schifffahrt zu

sichern und emporzubringen. Jetzt tragen sich die Basken mit dem großartigen Plane, den Ebro vermittelst eines schiffbaren Tunnelcanals, welcher unter dem cantabrischen Gebirge weggeben müßte, mit dem Ocean zu verbinden! Möglich, daß sie es ausführen, denn die Basken haben Verstand, Ausdauer, — und Geld. Unter den Fabriken sind namentlich die Eisengießereien, Ankerschmieden und Eisenhütten, deren es in den drei baskischen Provinzen gegen zweihundert giebt, sowie die Waffenfabriken zu erwähnen. Die größte Eisengießerei liegt eine halbe Stunde von Bilbao am Flusse Ansa. Aus diesem großartigen Etablissement, welches Dampfkessel und Maschinenstücke aller Art, eiserne Kanonen, Mörser, Bomben und Kugeln liefert, ist die prächtige eiserne Zugbrücke hervorgegangen, welche über die Ria von Bilbao führt. Berühmt sind die Gewehrfabriken von Eybar in Vizcaya und von Elgoivar in Guipuzcoa, welche vortreffliche Schießgewehre aller Art liefern. Zu Vergara hat man in neuester Zeit eine großartige Dampfspinnfabrik, in Tolosa, wie schon erwähnt, zwei große Maschinenpapierfabriken errichtet. Kurz, die Industrie befindet sich gegenwärtig in den baskischen Provinzen beinahe in einem eben so blühenden Zustande, wie in den gewerbreichsten Gegenden Frankreichs und Deutschlands, auf einer Stufe der Vervollkommnung, die vor dem Bürgerkriege unerreichbar zu sein schien.

Dieser blühenden Industrie und dem durch dieselbe hervorgerufenen Verkehr hat man auch die Bequemlichkeiten zu danken, welche der Reisende in Vizcaya und Guipuzcoa allenthalben genießt. Während man in Castilien, ja in den meisten Landschaften des übrigen Spaniens, mit Ausnahme der größern Städte, fast nirgends ein Wirthshaus trifft, wo man etwas zu essen und ein wohnlich eingerichtetes Gemach fände; während man in jenen Gegenden zufrieden sein muß, wenn man eine Schlafstelle und nach stundenlangem Warten ein schlecht zubereitetes Gericht erhält; während man da häufig mit mürrischen Leuten zu thun hat, denen man es ansieht, daß ihnen der Fremde eine unbequeme Last ist: findet man in Guipuzcoa und Vizcaya fast in jedem Dorfe einen ganz leidlichen Gasthof mit reinlichen Zimmern, guten Betten, fertigen Speisen und höflichen, gefälligen Menschen, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Fremden zu bedienen. Außer diesen Bequemlichkeiten, welche namentlich auf den aus den öden und unwirthlichen Gegenden Centralspaniens kommenden Reisenden ungemein wohlthuend wirken, ist das Reisen in den Baskenländern auch deshalb so angenehm, weil man überall sicher ist. Obwohl Guipuzcoa und Vizcaya von Gebirgen starren, welche unzählige Schlupfwinkel für schlechtes Gesindel darbieten, hört man doch nur selten von auf den Straßen verübten Räubereien. Man kann auf allen Wegen

bei Tag und Nacht ohne Sorgen reisen, denn das Land ist überall von einer vortrefflichen Gensdarmerie bewacht, deren Auge in alle Winkel dringt. Außer den königlichen Gensdarmen, der Guardia civil, welcher die Wache für die Sicherheit der Straßen in ganz Spanien obliegt, giebt es nämlich in Guipuzcoa und Vizcaya noch eine zahlreiche Provinzialgensdarmerie, die durch alle Ortschaften zerstreut und außerdem an einsamen, gefährlichen oder verdächtigen Puncten vier bis sechs Mann hoch stationirt ist. Die Migueletes, wie diese Landgensdarmen genannt werden, sind Eingeborene der Provinz, kennen daher alle Schliche und Tritte, sowie die Bewohner der Gegenden, wo sie stationirt sind, genau, und können folglich von allem fremden, einwandernden, verdächtigen Gesindel sofort Kenntniß nehmen, viel besser als die königlichen Gensdarmen, welche meist in der Provinz, nach der sie beordert werden, fremd sind. Die Migueletes werden von der Provinzialregierung besoldet und haben die Verpflichtung, alle Wege zu begehen, die Diligencen und Posten an gefährlichen Stellen zu escortiren, sowie jeden Reisenden auf sein Verlangen stundenweit zu begleiten, und zwar unentgeldlich. Sie sind zwar militärisch organisirt, aber nicht uniformirt. Sie tragen die Landestracht; nur die Kopfbedeckung, ein breitkrämpiger glanzlederner Hut mit einem Messingschilde, welches die Aufschrift trägt: Miguelete de Guipuzcoa (oder Vizcaya) No. ...., sowie

die Bewaffnung, macht sie kenntlich. Letztere besteht aus einer kurzen Flinte, einem kurzen Säbel und einem Bajonnet. In früheren Zeiten gab es in allen Landschaften Spaniens Migueletes; gegenwärtig findet man diese nützliche Gensdarmerie, welche die Reisenden nicht mit Abfordern des Passes u. dgl. belästigt, wie die königlichen Gensdarmen, nur noch in Guipuzcoa, Bizcaya, Catalonien und Valencia.

Daß das baskische Volk, en masse betrachtet, zu den gebildetsten, den in der Cultur am weitesten fortgeschrittenen Volksstämmen der spanischen Nation gehören muß, ergiebt sich aus den vorstehenden Schilderungen von selbst. Der Baske ist vielleicht von Natur nicht intelligenter, als die übrigen Spanier, als überhaupt die Bewohner des Südens: er ist aber unterrichteter. Während man in den meisten übrigen Landschaften Spaniens erst in den letztvergangenen Jahren angefangen hat, Volksschulen zu errichten, sind die Basken schon seit langer Zeit im Genuß dieser Wohlthat. In jedem Dorfe giebt es Volksschulen, deren Lehrer von der Commun bezahlt werden, und die Aeltern sind verpflichtet, ihre Kinder zur Schule zu schicken, was in dem übrigen Spanien bis jetzt noch nicht der Fall ist. Daher trifft man im Baskenlande, wenigstens unter den jüngern Leuten, fast Keinen, der nicht lesen, schreiben und rechnen könnte, während im übrigen Spanien

auf dem platten Lande der Mangel dieser Fertigkeiten zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen gehört. In den Städten der baskischen Provinzen fehlt es fast nirgends an Instituten für die erwachsene Jugend beiderlei Geschlechts, und San Sebastian und Bilbao sind schon seit langer Zeit im Besitz tüchtiger Zeichnen- und Marineschulen. —

Achtes Kapitel.

Reise durch Navarra nach Hocharagonien.

Es giebt zwei Wege, um aus Guipuzcoa nach Navarra zu gelangen. Der eine, welcher von den Reisenden gewöhnlich eingeschlagen wird, ist die schöne Straße, die von Tolosa über den Paß von Orriti und über Ayoca nach Pamplona und Zaragoza führt; der andere, ein wenig frequentirter Saumpfad, geht von Yrun durch das Thal des Bidassoa in das Thal von Baztan, wo er sich mit der von Bayonne über Elizondo nach Pamplona führenden Straße vereinigt. Ich wählte den letzteren, theils weil er weniger bekannt ist, theils weil er das ganze Gebirgsland des nördlichen Navarra durchkreuzt, und mir daher eine reichere Ausbeute versprach, als die bekannte Straße von Tolosa.

Bei heißem, schwülem Wetter ritt ich gegen Mittag des 12. Juni von dem lieblichen Yrun fort. Nahe bei der Brücke von Béhovie beginnt der schon erwähnte

Saumpfad, welcher bis an die wenige Stunden entfernte Gränze von Navarra fortwährend am linken Ufer des Bidassoaflusses hinläuft. Dieser Fluß tritt bei der Brücke von Béhovie aus einem tiefen, romantischen Thale hervor, welches das drittehalb Meilen breite Gebirge, in das sich die Pyrenäen von Navarra gegen Westen zu verlängern, vielfach gekrümmt in nordwestlicher Richtung durchschneidet. Anfangs ist das Thal ziemlich weit: hochbegraste Wiesen, Saatfelder und Obstgärten ziehen sich zu beiden Seiten des breiten, ruhig strömenden Flusses hin, an dessen Ufern sich kleine Gehölze von Eichen, Eschen, Erlen, Ahornen und Weiden erheben; freundliche, von Kastanien und Nußbäumen beschattete Caserios schmücken hüben und drüben die Abhänge der malerischen, mit grünem Gebüsch bedeckten Sandsteinberge, und mannshohe Brombeer- und Weißdornhecken, durchrankt vom duftenden Geisblatt, fassen den äußerst schlechten Weg ein, auf dem die Pferde und Karren nur mühsam vorwärts kommen. Die Scenerie ändert sich aber, sobald man tiefer in das Gebirge eindringt und nun der Granit dasselbe zusammenzusetzen anfängt. Die Cultur und die Häuser verschwinden, die Berge schwellen mächtig empor und verengen schnell das Thal in eine tiefe, wilde Waldschlucht. Niedrige Felsenbänke setzen hier und da durch das bedeutend verschmälerte Flußbett und zwingen den Bidassoa, tiefe Bassins und schäumende Wasser-

stürze zu bilden. Der Weg ist sehr einsam; man begegnet fast nur den längs des Ufers in wenig von einander entfernten Häuschen stationirten Carabineros, welche die Schmuggelei über den Fluß verhüten sollen. Bis zur Gränze von Navarra gehört nämlich das rechte Ufer desselben zu Frankreich; weiterhin verläßt die Gränze den Bidassoa, indem sie nach Osten umbiegt. An der Gränze Navarra's, die gerade durch die wildeste Bergeinsamkeit läuft, und eine Stunde weit von dem Bidassoa gebildet wird, hört der Saumpfad auf, und es beginnt am jenseitigen Ufer eine recht gute neugebaute Chaussee, welche bis Berrueta im Baztanthale geht. Es ist schade, daß diese Straße nicht weiter, bis zur Brücke von Béhovie, fortgeführt worden ist, wie es projectirt war. Die Navarrer wünschten dies, weil diese Route viel geräder und bequemer ist, um ihre Erzeugnisse nach Frankreich auszuführen, als die Straße über Tolosa oder Elizondo und die Pyrenäen, und haben deshalb jene Straße bis an die Gränze von Guipuzcoa gebaut, von wo aus sie auf Kosten dieser Landschaft weiter fortgeführt werden sollte. Daß dies bisher noch nicht geschehen ist, daran ist Nichts schuld, als das Sonderinteresse der Kaufleute von Yrun und Tolosa. Würde nämlich die Straße durch das Bidassoathal unmittelbar bis zur Brücke von Béhovie fortgebaut, so würde das Zollamt, welches sich jetzt in Yrun befindet, nach jener

Brücke verlegt werden müssen, dadurch aber der Handel von Yrun, besonders das Speditionsgeschäft, unendlich verlieren, weil dann die spanische Douane dicht an die französische Gränze gerückt, und folglich keine Verladung der Güter in Yrun mehr nöthig wäre. Desgleichen würde Tolosa viel verlieren, weil, wenn jene Straße zu Stande käme, der Waarenstrom, der bis jetzt einzig und allein über Tolosa geht, sich theilen dürfte, indem alle aus Frankreich nach Spanien bestimmten Güter jedenfalls den gerädern Weg durch das Bidassoathal und das Val de Baztan wählen würden. Die Kaufmannschaft von Yrun wünscht nichtsdestoweniger die Vollendung dieser Straße, will sie aber nicht durch das Bidassoathal, sondern quer durch das Gebirge nach Yrun gelegt wissen, um die Douane in Yrun zu behalten und dadurch alle nach Navarra und Aragonien gehenden oder aus diesen Landschaften kommenden Güter zur Verladung in Yrun zu zwingen. Käme dies Project zur Ausführung, so würde Yrun nicht nur nichts verlieren, sondern bedeutend gewinnen; allein dagegen sträuben sich wieder die Navarrer aus allen Kräften, weil sie dann nichts gebessert wären, indem sie ihre Güter eben so wenig, als jetzt, direct nach Frankreich versenden könnten, und ein beinahe eben so breites und schwieriges Gebirge zu übersteigen hätten, wie die zwischen dem Val de Baztan und dem Thale der Nive gelegenen Pyrenäen, über welche die

Straße von Pamplona nach Bayonne führt. Zuletzt wird wohl die Staatsregierung in dieser Sache die Entscheidung geben müssen, die ohne Zweifel zu Gunsten der Navarrer ausfallen dürfte, da es thörigt wäre, eine Straße da, wo die Natur selbst den Weg in einem tiefen und hinlänglich weiten Flußthale gebahnt hat, durch ein breites, tausend Schwierigkeiten darbietendes Gebirge zu legen. Es wird jedoch der Regierung schwer werden, hier durchzugreifen, da der Straßenbau in den baskischen Provinzen einzig und allein Sache der Provinzialverwaltung ist.

Dicht an der Gränze Navarra's liegt an dem Flusse ein einsames Wirthshaus, woselbst der Hauptposten der Carabinerolinie gegen Frankreich stationirt ist. Wir rasteten hier eine Stunde, um uns abzukühlen und zu erfrischen, da die Hitze mittlerweile in dem engen Thale einen ermattenden Grad erreicht hatte (mein Thermometer zeigte im Schatten 27° C.). Am jenseitigen Ufer, wohin man in Ermangelung einer Brücke vermittelst einer schlechten Fähre gelangt, befindet sich ebenfalls ein Carabineroposten, der die aus Guipuzcoa kommenden Reisenden und Güter nach Salz und Taback durchsucht. Glücklicherweise erkannte mein Bedienter, der früher selbst Carabinero gewesen war, in dem drüben stationirten „Cabo" (Unteroffizier) einen ehemaligen Kameraden, und so entging mein Gepäck der lästigen Durchsuchung, welche

mir hätte Unannehmlichkeiten oder wenigstens Geldkosten bereiten können, da ich mich in Yrun reichlich mit Cigarren versehen hatte, die dort wohlfeiler und besser sind, als in den königlichen „Estancos“ (Tabacksdepots) von Navarra. Anstatt uns zu durchsuchen, holte der Cabo seine mit feurigem Peralta wohlgefüllte „Bota“ (Weinschlauch), und nöthigte uns, mit ihm zu trinken und zu plaudern, während seine Untergebenen ohne Skrupel die von mir mitgebrachten baskischen Cigarren rauchten.

Bald nachdem man die navarrische Gränze überschritten hat, beginnt das Thal weiter zu werden und große, fruchtbare Becken zu bilden, in denen Dörfer und zerstreute Gehöfte liegen. Das Gebirge besteht abwechselnd aus Grauwackenschiefer, Kalk und Sandstein. Das Laubholz ist hier nicht mehr so gemein, wie in Guipuzcoa; die Abhänge der Berge sind meist nur mit Buchsbaum und anderem Gebüsch bekleidet. Längs des Bidassoa jedoch, der ruhig in sanften Krümmungen durch den fetten Boden der Thalsohle fließt, erheben sich stattliche Bäume, besonders prächtige Nußbäume und Kastanien. Der erste navarrische Ort, den die Straße berührt, ist der unfreundliche und schmuzige Flecken Vera, welcher eine Garnison besitzt. Bald darauf verengt sich das Thal wieder sehr bedeutend, indem es eine zweite Bergkette durchschneidet. Die Straße führt hoch an der rechten Thalwand hin, wo sie oft durch das Gestein gesprengt werden mußte;

in der Tiefe schimmert hier und da der Spiegel des rauschenden Flusses zwischen ehrwürdigen Kastanien und Eichen durch. Ich hatte beabsichtigt, die Nacht im Baztanthale zuzubringen; allein ein nicht berechneter Aufenthalt nöthigte mich, bereits in dem noch im Bidassoathal gelegenen Flecken Zumbilla, wo ich erst bei einbrechender Nacht eintraf, zu bleiben. Ich begegnete nämlich zufällig einem Gutsbesitzer, dessen Bekanntschaft mein Bedienter in Yrun gemacht hatte, und der es sich nun nicht nehmen ließ, uns in sein nahe gelegenes Gehöft zu führen und nach navarrischer Sitte mit Wein, Brod und Käse zu bewirthen. So unerwünscht mir dieser Aufenthalt war, so freute mich doch die uneigennützige Gastfreiheit des ehrlichen Navarrers, die mir zugleich Gelegenheit verschaffte, den navarrischen Landmann in seiner Häuslichkeit zu belauschen. Das Gut unseres Freundes lag ziemlich einsam nahe am linken Ufer des Bidassoaflusses neben einer ihm zugehörigen Mühle und war ganz im Style der baskischen Caserios erbaut, der sich auch noch im Baztanthale findet und erst jenseits des Passes von Belate verschwindet. Ueberhaupt gleicht die Bevölkerung des nördlichen Navarra in Charakter, Tracht, Sitten und Gebräuchen der von Guipuzcoa noch sehr, was ganz natürlich ist, da sie größtentheils aus Basken besteht. Ich fand in jenem Gutsbesitzer einen gebildeteren Mann, als es sein Aeußeres erwarten ließ, weshalb es mir leid

that, daß meine Zeit mir nicht erlaubte, länger bei ihm zu verweilen. Er war carlistischer Offizier gewesen, hatte längere Zeit in Frankreich gelebt, und versah jetzt das Amt eines Regidor (Dorfschulzen). Seine funkelnden Augen, sein lebhaftes Mienenspiel, seine raschen und sarkastischen Urtheile beurkundeten ein heftiges Temperament, einen wenig Widerspruch vertragenden Geist und scharfen Verstand, Eigenschaften, die dem navarrischen Volksstamme überhaupt eigen sein sollen. Er schien sich sehr für Politik zu interessiren, denn er hielt sich mehrere politische Zeitungen, darunter sogar eine französische, auf eigene Kosten.

Der Flecken Zumbilla, wo ich im Hause des Dorfchirurgen, welcher Gasthofsgerechtigkeit besaß und mich mit seiner Neugierde sehr plagte, ein leidliches Unterkommen fand, liegt in einem fruchtbaren, ziemlich weiten Thalkessel, der von zackigen, spärlich bewaldeten Felsenbergen von Buntsandstein umschlossen ist. Letzterer bricht in großen dünnen Platten, die man allgemein zum Umzäunen der Felder und Grundstücke verwendet, indem man sie reihenweis neben einander in den Boden steckt. Ueberall, im Thale, wie an den hoch hinauf bebauten Abhängen der Berge, bemerkt man diese röthlichen Plattenzäune, die einen ganz seltsamen Anblick darbieten. Eine Viertelstunde hinter Zumbilla durchbricht der Bidassoa diese Buntsandsteinberge, welche die südlichste Kette

des cantabrischen Gebirges bilden. Dieser Durchbruch ist jedenfalls eine der malerischsten Stellen, die Navarra aufzuweisen hat. Die mehrere hundert Fuß hohen Felsenberge sind durch eine schmale Schlucht durchspalten, die in der Tiefe von den ungestümen Wogen des gewaltsam eingezwängten Flusses, deren Schaum durch das aufgelöste Gestein dunkel rosenroth gefärbt erscheint, gänzlich ausgefüllt wird. Eine üppige Vegetation schmückt alle Risse und Spalten der hohen, steilen Felswände, welche, da der Durchbruch senkrecht auf die Streichungslinie des Gebirges geschehen ist, die regelvolle Schichtung des Buntsandsteins ungemein schön und deutlich erkennen lassen*). Jenseits dieser Schlucht erweitert sich das Thal bald sehr bedeutend. Man tritt in ein sehr geräumiges, rings von hohen Bergketten umschlossenes, mit fetten Saaten und Wiesen erfülltes Thalbecken, welches sich vielfach geschlängelt nach den dicht bewaldeten, im Osten liegenden Ketten der Pyrenäen hinzieht und eine Menge Ortschaften in seinem Schooße und in seinen zahlreichen Seitenthälern birgt. Dieses weite Bassin ist das eben so durch seine Fruchtbarkeit, als wegen seiner Geschichte,

*) Die einen bis drei Fuß mächtigen Schichten jenes hell braunroth gefärbten, von vielen dunkler nuancirten Adern und Streifen durchzogenen Sandsteins streichen Hor. 7, und fallen unter 15° gegen SSO ein, sind folglich gegen die im NNW liegende Graniteruption der Haya zu aufgerichtet.

seiner ehemaligen republicanischen Verfassung berühmte Valle de Baztan, zu dem außer vielen Caserios vierzehn Flecken und die Stadt Elizondo, Hauptort des Thales, gehören. Das Baztanthal liegt zwischen den Pyrenäen, die es gegen Norden und Osten begränzen, dem Sandsteingebirge von Zumbilla und einer hohen Bergkette, welche eine westliche Verlängerung der zu den Pyrenäen gehörenden Montes Alduides ist und das Thal von Baztan von den Thälern von Lanz und Ayoca scheidet. Bis zu dem großen, wohlhabend aussehenden und ganz eben gelegenen Flecken San Esteban läuft die Straße an dem Bidassoa hin, welcher von Norden her aus den Pyrenäen herabströmt; hinter dem genannten Orte aber verläßt sie diesen Fluß und mündet bald darauf, in dem mit zwei adligen Schlössern geschmückten Flecken Berrueta, auf die von Elizondo herabkommende und nach Pamplona führende Straße. Wir schlugen die letztere ein, welche bald das Hauptbecken des Baztanthales verläßt und durch ein sich schnell in einen tiefen Gebirgsgrund verengendes Seitenthal zu jenem hohen, oben erwähnten Pyrenäenzweige emporsteigt, den sie auf dem Puerto de Belate überschreitet. Am kahlen felsigen Abhange der ziemlich schroff sich erhebenden Berge, deren Gipfel von schweren Regenwolken verhüllt waren, klebt das elende, fast nur aus einer steil ansteigenden Gasse bestehende, von Rauch und Wetter ge-

schwärzte Dorf Almansos, in dessen schmuziger Posada, die nach meinen Beobachtungen in einer Höhe von 1286 par. Fuß über dem Spiegel des Oceans liegt, wir einkehrten, um unsere Pferde ausruhen und neue Kräfte zur Uebersteigung des hohen Gebirgspasses sammeln zu lassen. Während wir die Güte unserer Zähne an den Resten einer alten, schlecht gebratenen Hammelskeule erprobten, die von dem Abendessen bei dem Chirurgen in Zumbilla übrig geblieben waren, begann es stark zu regnen, was uns nöthigte, länger, als wir beabsichtigt hatten, in der schlechten Herberge zu verweilen. Es war bereits Mittag vorüber, als wir wieder aufbrechen konnten. Die Straße führt in endlosen Schneckenwindungen an dem steilen Abhange empor. Es dauerte nicht lange, so umhüllte uns der feuchte Wolkenmantel, welcher die ganze obere Hälfte des Gebirges bedeckte. Es fing an, empfindlich kühl zu werden, und bald verdichtete sich der nässende Nebel in einen feinen, durchdringenden Regen, der mit Schnee vermischt war. Dieser fatale Umstand verhinderte mich, sowohl die Höhe des Passes zu messen, die nicht unbedeutend sein kann, als auch die Aussicht zu genießen. Letztere muß prachtvoll sein, da man sich hoch genug erhebt, um sowohl die im Rücken und zur Seite liegenden Pyrenäen, als einen großen Theil des zu den Füßen sich ausbreitenden Centralplateau von Navarra überschauen zu können. Der ganze obere Theil

des Gebirges ist mit schöner, alter Buchenwaldung dicht bekleidet, zwischen deren bemoosten Stämmen hier und da die weiße Rinde der nordischen Birke hervorschimmert. Tiefe, steil abfallende Waldschluchten gähnen fortwährend zur Rechten der Straße, welche deshalb häufig mit gemauerten Barrièren versehen ist, während zur Linken dann und wann zackige Kalkfelsen der steil emporstrebenden Felslehne über sie herüber hängen. An einem der höchsten Puncte des Passes steht die Venta de Belate, ein von hohen Buchen beschattetes Wirthshaus, woselbst wir kurze Zeit rasteten, um uns ein Bischen zu wärmen und abzutrocknen. Ich war jedoch froh, als ich dieses schmuzige Loch, wo außer steinhartem Brod und schlechtem Wein Nichts zu haben war, wieder verlassen konnte, da das mit nassem Buchenreißig unterhaltene Heerdfeuer das ganze Haus mit beißendem Rauche erfüllte.

Der Regen hatte mittlerweile nachgelassen und nach kurzem Bergabsteigen klärte sich das Wetter auf und gestattete uns den Anblick eines zu unsern Füßen ruhenden hell von der Sonne beschienenen Thales, aus dessen grünem Schooße hier und da das schmale Silberband eines Baches hervorblitzte. Dies ist das Valle de Lanz, welches vom Rio Arga bewässert wird, der den Montes Alduides entquillt und die Wälle der Hauptstadt Navarra's bespült. Die Buchenwaldung hörte bald auf und einige Straßenwindungen brachten uns in das ge-

nannte Thal hinab. Hier gewinnt die Landschaft plötzlich ein ganz anderes Ansehen. Anstatt der schönen Laubwaldung, an die ich von den baskischen Provinzen her gewöhnt war und die noch im Baztanthale die Kämme und Abhänge der Berge schmückt, traten auf den langgestreckten, aus Kalk zusammengesetzten Bergrücken, die das Thal zu beiden Seiten einschließen, Kieferngehölze auf; ein großer Theil der Abhänge und Kämme ist kahl oder mit Gebüsch von Buchsbaum bedeckt, der von hier an das Strauchwerk fast ausschließlich zu bilden anfängt. Bald zeigten sich einzelne, früher nicht gesehene, der brillanten Flora der Mediterrangegenden angehörende Pflanzen; die hochbegrasten Wiesen, die mich noch im Baztanthale an meine nordische Heimath erinnert hatten, waren verschwunden und erschienen durch mit aromatischen Halbsträuchern*) bestreute Weiden ersetzt: kurz, die Vegetation hatte einen südeuropäischen Charakter angenommen und rief mir zu, daß ich an dem südlichen Rande des pyrenäischen Gebirgssystems angekommen sei. Uebrigens verdankt jene Gegend diesen südlichen Vegetationscharakter blos ihrer Exposition, d. h. dem Umstande, daß die hohen Gebirge sich nicht mehr im Süden, sondern im Norden befinden, und keineswegs etwa einer um ein Bedeutendes geringeren Seehöhe, als die des Thales

*) Thymus vulgaris L., Phlomis Lychnitis L., Satureja montana L., Salvia Verbenaca L. u. a.

von Baztan und der Thäler von Guipuzcoa ist. Im Gegentheil, die Sohle des Argathales, ja selbst noch das Centralplateau von Navarra liegt um mehrere hundert Fuß höher, als der Spiegel des Bidassoaflusses im Thale von Baztan. Diese Niveauverschiedenheit hatte sich mir von selbst aufgedrängt, da der nach dem Argathale gerichtete Abhang des Puerto de Belate viel kürzer, und trotzdem viel sanfter ist, als der entgegengesetzte, nach dem Thale von Baztan schauende, und die später gemachten Barometerbeobachtungen bewiesen unwiderleglich die Richtigkeit meiner Bemerkung. Aber nicht allein die Vegetation hatte ihr Ansehen verändert, sondern auch die Wohnungen der Menschen. Die Caserios, welche noch im Baztanthale die Abhänge der Berge und die Schluchten schmücken, waren verschwunden, mit ihnen der baskische Baustyl der Häuser. Das Land ist wenig bevölkert; nur hier und da klebt an den Thalgehängen ein kleines Dorf mit ärmlichen, eng zusammengebauten Häusern, deren Wände und Ziegeldächer eine erdfahle Farbe besitzen. Im Vergleich zu den malerischen, üppig grünen, mit freundlichen Ortschaften und Häusern besäten Thälern von Guipuzcoa und Vizcaya ist diese Gegend beinahe öde zu nennen! —

Die Straße, welche von nun an fortwährend im Thale des Arga hinabläuft, berührt bis Pamplona blos die zwei Städtchen Lanz und Villaba und das elende,

zwischen beiden gelegene Dorf Olave. Ich hatte noch denselben Abend die Hauptstadt Navarra's erreichen zu können gehofft; allein da bereits hinter Lanz die Sonne unterging und die Thore der noch mehrere Stunden entfernten Stadt schon um acht Uhr geschlossen werden, so war ich gezwungen, in der Venta de Olave, die einen Büchsenschuß von dem gleichnamigen Orte entfernt ist, zu übernachten. Man wieß mir hier ein kleines, finsteres Gemach zu ebener Erde an, das einzige Zimmer, das in dem Hause existirte, welches unfreundlich und schmuzig war, wie fast alle Wirthshäuser Navarra's, in denen ich eingekehrt bin. Nichtsdestoweniger entschloß ich mich, hier zwei Tage zu verweilen, da ich in den vergangenen Tagen sehr viele Pflanzen gesammelt hatte, die des Trocknens bedurften, und auch die Umgebungen der dicht am rauschenden Arga recht anmuthig gelegenen Venta eine reiche Ausbeute versprachen. Den folgenden Nachmittag machte ich in Begleitung des Wirthes, der, wie die meisten Navarrer, seinem politischen Glaubensbekenntnisse nach Carlist war, einen Ausflug auf die kieferbewaldeten Kalkberge, welche das Thal von Lanz von dem parallel mit ihm laufenden, doch östlicher gelegenen Valle de Estribar scheiden, das ebenfalls von dem Alduidesgebirge herabsteigt und dessen Wasser unterhalb Villaba in den Arga fällt. Jene Berge besitzen zwar blos unbedeutende Höhe, sind aber nichtsdestoweniger

ein günstiger Standpunct, um die Gliederung der navarrischen Pyrenäen zu überschauen. Dieselbe ist sehr einfach: die Hauptkette, welche Spanien von Frankreich trennt, sendet eine Menge parallel gehender, von Norden nach Süden sich erstreckender Bergketten aus, deren Streichungslinie fast senkrecht auf der der Hauptkette steht. Diese Ketten nehmen rasch an Höhe ab und enden mit kahlen, steilen Vorsprüngen auf dem Centralplateau von Navarra. Sie sind meist nur spärlich mit Nadelholz bewaldet, während die Hauptkette, so weit ich sie verfolgen konnte, bis zu den höchsten Kuppen hinauf mit dichter Buchenwaldung bedeckt ist. Uebrigens nehmen sich die Pyrenäen von Navarra durchaus nicht großartig aus. Sie erheben sich in sanft geschwungenen Linien und übersteigen wohl kaum eine Höhe von 5000 Fuß. Von Schnee war nirgends eine Spur zu sehen. Trotzdem war die Ansicht der Pyrenäen bei Sonnenuntergang recht imponirend, wegen der vielen in dunkle Schatten begrabenen Thäler, die das rosig beleuchtete Waldgebirge durchfurchten. Sehr anmuthig nahm sich das friedlich zu meinen Füßen ruhende Valle de Estribar aus, welches gut angebaut zu sein scheint. Durch dasselbe kommt die Straße herab, die von St. Jean Pied-de-Port über die berühmte Abtei Roncesvalles nach der Hauptstadt Navarra's führt.

Am späten Nachmittage des 15. Juni verließ ich

endlich die Venta de Olave, die meinen Beobachtungen zufolge 1473 par. Fuß über dem Spiegel des Oceans, folglich beinahe 200 Fuß höher liegt, als das scheinbar so hoch gelegene Dorf Almansos am Puerto de Belate. Die Ebene von Pamplona mag eine um ein paar hundert Fuß niedrigere Seehöhe besitzen; die Höhe von Pamplona selbst dagegen differirt, da diese Stadt auf einem Hügel steht, nur wenig von der Höhe der Venta von Olave*). Bald unterhalb Olave beginnen Weinpflanzungen die weite Sohle und die niedrigen Abhänge des Thales zu schmücken, welches hier eine bassinartige Form annimmt, indem die beiden Hügelreihen gegen Süden zu schnell zusammenrücken. Da, wo der Arga sich zwischen beiden hindurchdrängt, liegt Villaba, ein freundliches, lebhaftes Städtchen mit stattlichen Häusern und hübschen Gärten. Hier befindet sich das Contraregistro von Navarra, welches mich gegen eine halbe Stunde aufhielt, da die Zollbeamten meinen Versicherungen, daß ich aus Spanien käme, nicht glauben mochten, und deshalb mein Gepäck einer sehr gründlichen Visitation unterwarfen. Sehr überraschend ist der Anblick, der sich dem Reisenden am Ausgange Villaba's darbietet. Es eröffnet sich nämlich ganz plötzlich eine weite, rings von einem malerischen Gebirgskreise umschlossene Ebene, in

*) Der Constitutionsplatz liegt nach meinen Beobachtungen 1404 par. Fuß über dem Meere.

deren Mitte die stolzen, wallumgürteten, von den beiden Thürmen der Cathedrale hoch überragten Häuserreihen von Pamplona auf einem steilen, lang hingestreckten Hügel über dem linken Ufer des Arga thronen. Ein halbstündiger Ritt brachte mich an das französische Thor, wo ein neuer Aufenthalt meiner wartete. Da nämlich Pamplona Festung ist, so wollte mich die Wache nicht einlassen, weil ich Waffen bei mir führte. Diese Schwierigkeit war jedoch sofort beseitigt, nachdem der wachthabende Offizier von meiner vom Gouverneur von Vizcaya ausgestellten „Licencia para usar armas“ Einsicht genommen und ich meine am Sattelknopf hängende Flinte und meine Pistolen abgefeuert hatte. Das Komischste dabei war, daß die Schildwache mein Barometer, welches mein Bedienter trug, ebenfalls für ein Schießgewehr hielt und deshalb abfeuern lassen wollte! Kaum hatten wir das Thor passirt, so hielt uns die städtische Accise an und wollte mein Gepäck einer abermaligen Visitation unterwerfen, und zu guter Letzt kam noch ein Polizeisergeant und forderte die Pässe ab. Ich war froh, als endlich alle diese Förmlichkeiten beseitigt waren, ich den dicht gedrängten Kreis müßiger und sich über uns lustig machender Zuschauer verlassen und mich in eine finstere, winkliche Posada, die mir eben keine sehr hohe Meinung von dem Culturzustande der Hauptstadt Navarra's beibrachte, flüchten konnte.

Pamplona, das der Sage nach von Pompejus gegründet worden sein und daher ursprünglich Pompejopolis geheißen haben soll, ist eine Stadt von recht noblem Aussehen. Obwohl unregelmäßig gebaut, wie alle alten Städte, sind die Gassen doch nicht so krumm und enge, wie in vielen andern alten Städten Spaniens. Man sieht es dem Orte an, daß er nicht lange unter der Herrschaft der Mauren gestanden hat; doch erinnern noch einige hufeisenförmig gestaltete Thorwege in dem ältern Stadttheile an die Herrschaft des Halbmonds. Aus der Zeit der Römer ist meines Wissens kein Denkmal mehr vorhanden. Die Gassen sind, obwohl sie ein sehr schlechtes Pflaster besitzen, ziemlich reinlich, aber mit Ausnahme weniger sehr todt, da die Bevölkerung von Pamplona bedeutend abgenommen hat. Während sie nämlich, der Größe der Stadt nach zu urtheilen, mindestens 30000 Seelen zählen müßte, beläuft sie sich in Wahrheit blos auf 16000. Das Sehenswertheste von Pamplona sind die Cathedrale, der Constitutionsplatz, die Promenaden und die Citadelle. Erstere steht an der höchsten Stelle der Stadt und ist eine äußerlich in florentinischem Style erbaute Kreuzkirche mit einer schönen, mit zwei Glockenthürmen von ganz gleicher Bauart und Gestalt geschmückten Façade. Das Frontespiz des Kirchhauses zieren zwei kolossale betende Engel von weißem Marmor. Durch einen von acht korinthischen Säu-

len getragenen Porticus tritt man in das Innere, welches aus drei gothischen Schiffen besteht. Die Kirche ist nicht groß und bietet im Innern, mit Ausnahme zweier Kunstwerke, die mich sehr fesselten, wenig Sehenswerthes dar. Jene Kunstwerke sind ein sehr schön in weißem Marmor ausgeführtes Grabdenkmal, welches die Asche eines italienischen Grafen, ehemaligen Generals König Karls III. von Spanien birgt, und mit prächtigen Basreliefs verziert ist, und das einen Heiligen darstellende Altargemälde in der ersten Seitenkapelle links vom Hochaltar, dessen Schöpfer man mir nicht zu nennen wußte. Außer dem genannten Krieger liegen in diesem Dome auch der König Karl III. von Navarra, dessen Urgroßvater, Johann von Frankreich, und des letztern Gemahlin, Leonore von Castilien, begraben. Die Erbauung der Cathedrale datirt offenbar aus sehr verschiedenen Epochen. Aeußerlich sieht sie ziemlich neu aus, während das Innere ein hohes Alter verräth, denn die kleinen gothischen Fenster bewahren noch einige sehr unvollkommene, offenbar aus den ersten Zeiten der Glasmalerei herrührende Glasgemälde. Wahrscheinlich mag die ganze Kirche ursprünglich gothisch gewesen und im neunten Jahrhundert, nach der Vertreibung der Mauren, erbaut worden sein, zu welcher Zeit der Bischofsstuhl von Pamplona, der aus einer viel frühern Zeit stammt, wieder hergestellt wurde. Pamplona rühmt sich nämlich,

die erste Stadt Spaniens gewesen zu sein, welche das Licht des Evangeliums empfing. Ihr erster Bischof soll der heilige Fermin, ein Schüler ihres Apostels, des heiligen Saturninus, gewesen sein. Aus diesem Grunde ist Fermin ein sehr gewöhnlicher Mannsname in Pamplona, wie überhaupt in ganz Navarra, und wird am Tage des Heiligen ein großer Jahrmarkt gehalten, der zu den besuchtesten Messen Spaniens gehört. Nächst der Cathedrale ist das bemerkenswertheste Bauwerk von Pamplona der neue Gouvernementspalast, ein sehr schönes und imposantes Gebäude, welches damals noch nicht vollendet war und an derselben Stelle stehen soll, wo sich einst die Zwingburg der alten Könige von Navarra erhob. In diesem Palaste befindet sich auch das Theater, welches ziemlich geräumig und recht elegant decorirt ist. Der Gouvernementspalast bildet die östliche Seite der Plaza de la Constitucion, eines ziemlich regelmäßigen Vierecks von enormer Größe, das rings von stattlichen, mit mehrern Balconreihen gezierten Häusern umschlossen und in seiner Mitte mit einem hübschen Brunnen geschmückt ist. Nahe dabei befindet sich die Esplanade, woselbst die Promenade beginnt, die sich innerhalb der Wälle um den ganzen östlichen, südlichen und westlichen Rand der Stadt bis zur Puerta de Francia herumzieht. An dieser Promenade liegen die hübschesten und modernsten Häuser von Pamplona, die Plaza de toros und die

beiden Hôtels, wo die Diligencen zu halten pflegen. Den anmuthigsten Theil der Promenade bildet die sogenannte, am westlichen Rande der Stadt gelegene Taconera. Es ist dies ein großer, mit schattigen Ulmenalleen und steinernen Ruhebänken geschmückter Platz, in dessen Mitte sich ein recht hübscher, nur leider im steifen altfranzösischen Geschmack angelegter Blumengarten mit Fontainen, Vogelhäusern, chinesischen Pavillons u. s. w., befindet. Hier ergeht sich die elegante Welt von Pamplona in den Morgenstunden; in den spätern Nachmittagsstunden dagegen, bis zum Beginn des Theaters, pflegt der östliche, in der Nähe des Constitutionsplatzes befindliche Theil der Promenade der Haupttummelplatz der guten Gesellschaft zu sein. Da meine Anwesenheit in Pamplona gerade auf einen Sonntag fiel, so waren die Promenaden sehr zahlreich besucht, und ich bemerkte daselbst manch' liebliches, vom schwarzen Schleier der Mantilla graciös umrahmtes Oval, welches den schlechten Eindruck, den Pamplona bei meiner Ankunft auf mich gemacht hatte, wieder verwischte. Die Promenaden von Pamplona sind namentlich der schönen Aussicht wegen anziehend. Am schönsten ist die Aussicht von den westlichsten Partbieen, wo man den größten und fruchtbarsten Theil der Ebene von Pamplona überschaut. Diese Aussicht muß man in den Morgenstunden genießen, weil dann das hohe, zackige Gebirge, welches die Ebene gegen Westen und Norden

begränzt, und sich zwischen Navarra, Alava und Guipuzcoa erhebt, am malerischsten beleuchtet ist. Von den Wällen der entgegengesetzten Stadtseite, wo es leider keinen Spaziergang giebt, hat man ebenfalls eine sehr hübsche Aussicht über das anmuthig grüne, mit Mühlen und Gehöften bestreute Argathal und auf die Vorberge der Pyrenäen; doch bieten letztere bei weitem kein so großartiges Bild dar, wie die steilen, bizarr geformten Felsenberge des cantabrischen Gebirges. Hätte übrigens Pamplona nicht diese Gebirgsansichten, so wäre die Aussicht von seinen Promenaden und Wällen keineswegs sehr anziehend, denn die Ebene, ja selbst die nächsten Umgebungen der Stadt sind, das Argathal ausgenommen, nichts weniger als schön zu nennen. Es fehlen nämlich der Ebene von Pamplona zwei landschaftliche Hauptreize, das sind schöner Baumwuchs und freundliche Ortschaften. Die Bäume sind sehr spärlich vorhanden, und die Ortschaften haben eine so fahle Farbe, daß sie die Gegend mehr entstellen, als zieren. Wenn die Saaten grün sind, so mag es noch gehen; nach der Ernte dagegen muß die Ebene von Pamplona einen sehr trüben Anblick darbieten. — Pamplona ist, wie ich schon erwähnt habe, Festung. Die Festungswerke, welche die Stadt selbst umgeben, bestehen zum Theil blos aus alten Mauern und haben deshalb nicht viel zu bedeuten. Sehr fest dagegen ist die an der südlichen Seite der Stadt auf

einem flachen Hügel gelegene Citadelle, welche zu den Hauptschlüsseln Spaniens gehört. Sie wurde unter Philipp II. erbaut, bildet ein großes, regelmäßiges Fünfeck und soll viel Sehenswerthes enthalten. Ich habe sie nicht besuchen können, da mir meine beschränkte Zeit nicht erlaubte, mir einen Eintrittsschein vom Generalcommandanten der Provinz zu verschaffen, ohne welchem keine Civilperson in dieselbe eingelassen wird.

Schon am Morgen des 17. Juni verließ ich die Hauptstadt Navarra's wieder, da mir daran gelegen war, rasch nach Hocharagonien zu kommen, wo ich längere Zeit zu verweilen beabsichtigte. Ich folgte anfangs der nach Zaragoza führenden aragonesischen Heerstraße, vertauschte sie aber bald mit einer andern Chaussee, welche bis an die Gränze Hocharagoniens geht und das südöstliche Navarra durchschneidet. Die Gegend ist ziemlich öde und trist. Gleich hinter der Citadelle beginnen nämlich unabsehbare, sumpfige, kurzbegraste Weiden, die, von fern gesehen, schwärzlich gefärbt erscheinen. Diese Weiden, welche der Bäume und, mit Ausnahme einiger niedrigen Dornensträucher, auch des Gebüsches gänzlich entbehren, bedecken beinahe den ganzen südöstlichen Theil des Plateau von Pamplona und ziehen sich, allmälig sanft ansteigend, zwischen zwei kahle Bergketten hinein, welche das Plateau gegen Osten und Süden begränzen und endlich oberhalb des Dorfes Monreal mit einander

verschmelzen. Das Gebirge besteht aus Mergel und Sandstein, der Boden ist dürr und der Vegetation nicht günstig. Das Land liegt daher meist brach und wüst und ist, wie man sich denken kann, nur sehr spärlich bevölkert. Einige wenige elende erdfahle Dörfchen, die hier und da an den dürren Abhängen der Berge kleben, und zwei bis drei armselige Ventas sind von Pamplona bis Monreal, auf einer Strecke von fünf Stunden Weges, Alles, was man vom Dasein des Menschen bemerkt. Bevor man in jenes öde Thal eintritt, durch das die Straße nach Monreal emporsteigt, zeigt sich zur Rechten am Fuße der Berge ein langer, von 97 Bogen getragener Aquäduct, dessen Bestimmung mir unbekannt ist.

Es war schon gegen Mittag, als wir, halb verschmachtet vor Hitze und Durst, zu einer Venta gelangten. Pferde wie Menschen bedurften der Erholung und Erfrischung; wir hatten uns aber umsonst gefreut, denn das schon von Außen jämmerlich aussehende Wirthshaus, dessen Thür verschlossen war und erst nach längerem Klopfen von einer schmuzigen Magd geöffnet wurde, die mürrisch nach unserm Begehren fragte, enthielt nicht einmal Futter für Pferde, geschweige denn Lebensmittel für Menschen. Der Wirth befand sich, wie die Magd erzählte, die nebst ein paar kleinen Kindern das Haus allein bewohnte, in Frankreich, wahrscheinlich als Schmugg-

ler; die Frau war nach Pamplona geritten. Da es nicht einmal Wasser gab, um die Pferde zu tränken, so setzte ich trotz der sengenden Mittagshitze meine Reise sogleich weiter fort. Glücklicherweise traf ich in dem nahe gelegenen Hause eines „Cadenero" (Chausseegeldeinnehmers)*), sowohl Wasser und Gerste für meine Pferde, als auch Wein und einige Eier zu einem spärlichen Mittagsbrod für mich und Agustin. Während die Frau des Einnehmers unsere Mahlzeit zubereitete, gab die rothe Boyna meines Bedienten dem Navarrer, welcher neben seinem Amte auch das Zimmermannshandwerk betrieb, Veranlassung, sich über die „Chapelgorris", die Königin Cristina und deren Anhänger lustig zu machen. Es ergab sich bald, daß er während des Bürgerkrieges auf der Seite des Prätendenten gefochten, ja sich sogar noch bei der letzten Schilderhebung der Carlisten im Jahre 1848 betheiligt hatte. Da er mit Enthusiasmus von Cabrera sprach, so theilte ich ihm die Nachricht von der unlängst erfolgten Vermählung jenes berühmten Carlistenchefs mit einer reichen Engländerin mit, die ich in Yrun in spanischen Blättern gelesen hatte. Bei dieser Kunde erheiterten sich die wettergebräunten, von mehrern tiefen Nar-

*) Man bedient sich in Spanien zur Absperrung der Straßen behufs der Erhebung des Chausseegeldes nicht der Schlagbäume, sondern eiserner Ketten, Cadenas, die man quer über die Straße sperrt. Davon kommt der Name der Einnehmer her.

den entstellten Züge des Einnehmers; er rief frohlockend aus: „Nun kommt Cabrera gewiß wieder nach Spanien, da er nun Geld hat, und fängt den Krieg von neuem an!“ — und erzählte mir hierauf, daß er Cabrera's „Assistente“ (Offiziersbedienter) gewesen sei und denselben auf allen seinen Expeditionen begleitet habe. Der Jubel des treuherzigen Navarrers kannte keine Gränzen; es fehlte wenig, so hätte er mich umarmt, weil ich ihm eine so frohe Kunde von seinem geliebten General überbracht hatte. An ein so baldiges Fortkommen war nun nicht zu denken, denn der eingefleischte Rebell machte, da er sich einem unpartheiischen Fremden gegenüber sah, seinem Herzen Luft, holte seinen besten Wein herbei und nöthigte mich und meinen Diener, mit ihm auf das Wohl Cabrera's und seiner jungen Frau zu trinken.

Erst als die Zeit der größten Hitze vorüber war, ließ mich der ehemalige Assistent Cabrera's weiter ziehen. Nach einer Viertelstunde erreichten wir Monreal, einen schlecht gebauten Flecken, woselbst die Berge nahe an einander rücken und sich mit Eichengebüsch und einzelnen Bäumen zu bedecken anfangen. Die Straße windet sich nun ungefähr zwei Stunden lang, einige kleine Dörfchen berührend und lichte Eichengehölze kreuzend, zwischen zwei allmälig immer niedriger werdenden Bergketten aufwärts, worauf sie in einen kurzen Einschnitt einbiegt, an dessen Ausgange man durch den plötzlichen

Anblick einer reizenden Landschaft höchst angenehm überrascht wird. Man steht am Rande eines felsigen, üppig bebuschten Abhanges von ziemlicher Länge. Zu den Füßen breitet sich ein weites grünes Thal aus, welches sich zur Linken zwischen immer höher anschwellenden Bergen in nördlicher Richtung in die Pyrenäen hineinzieht. Ein breiter, wasserreicher Fluß schlingt sich in anmuthigen Krümmungen durch den schön angebauten und mit Laubholz reich geschmückten Schooß dieses malerischen Thales, welches gegen Süden zu durch einen gerade gegenüber schroff emporsteigenden Felsenberg von tafelförmiger Gestalt wie abgesperrt zu sein scheint. Am Fuße dieses Felskolosses ruht eine kleine, von alten Mauern umgürtete und von mehrern Thürmen überragte Stadt auf einem dicht am linken Ufer des erwähnten Flusses sich erhebenden Hügel. Rechts von dem Felsenberge, mit dessen Fuße der Abhang, auf dem man sich befindet, unmerklich verschmilzt, eröffnet sich ein zweites, geräumiges Thal, welches in der Ferne von hohen, ebenfalls tafelartig abgeplatteten Bergen begränzt erscheint. Großartig wird dieses reizende Landschaftsbild durch den imposanten Anblick der nicht mehr fernen Centralpyrenäen, welche, hoch hinter den andern Bergen emporsteigend, den östlichen Horizont in weiter Ausdehnung umwallen, und deren zackige Schneepyramiden damals im Scheine der Abendsonne gleich silbernen Kronen am dunkelblauen

Himmel erglänzten. Wir befanden uns am Eingange des Valle de Aiba, welches vom Rio Irati, der stärksten Wasserader, die den Pyrenäen von Navarra entquillt, und später von dem Aragon, in den der Irati fällt, durchströmt wird. Bei Lumbiér, jener malerisch gelegenen, ummauerten Stadt, öffnet sich auch das Valle de Salazar, ein weites, mehr ostwärts gelegenes Thal der navarrischen Pyrenäen, in das Thal des Irati, dessen breites Silberband am nördlichen Fuße des schon mehrfach erwähnten tafelförmigen Felskolosses plötzlich verschwindet. Ich hatte mir schon während der Betrachtung der Aussicht den Kopf zerbrochen, wie der Irati in das zur Rechten sich öffnende Thal von Aiba gelangen möge, und glaubte nicht anders, als daß er hinter dem sich trotzig unmittelbar vor uns erhebenden Felsenberge weggehen müsse. Wie sehr war ich aber überrascht, als ich von einem tiefer gelegenen Vorsprunge aus zu meiner Linken, hart am südlichen Fuße des hier senkrecht abstürzenden Berges, ein fast kreisrundes Wasserbecken erblickte, dem ein breiter Fluß entströmte, und gleich darauf sich ein enger, finsterer Felsenschlund aufthat, welcher sich gleich einer tiefen Spalte tief in die Eingeweide jenes Berges hineinzog. Der Fluß zu unsern Füßen war kein anderer, als der Irati, der hier, — man sollte es kaum glauben —, jenen gewaltigen Felskoloß, der eine natürliche Mauer zwischen den Thä-

lern von Lumbiér und Aiba bildet, mitten durchgespalten hat. Ich ließ meine Pferde unter der Obhut meines Bedienten auf der Straße zurück, und eilte den Abhang hinab, um diese merkwürdige Stelle in der Nähe zu besehen. Dieselbe gehört jedenfalls zu den in geognostischer Hinsicht interessantesten Puncten der Halbinsel. Die Schlucht sieht aus, als wäre der Berg mitten auseinander geborsten, denn sie ist in fast geradliniger Richtung gebrochen, so daß man von einem Ende bis zum andern hindurchsehen kann, kaum zwei Klaftern breit und von fast senkrechten Wänden eingeschlossen. Letztere mögen gegen zweihundert Fuß hoch sein und sind zum Theil so glatt, als wären sie von Steinmetzen behauen worden. Man kann es wirklich nicht begreifen, weshalb der Irati, oder richtiger, der ehemalige See, welcher hier seinen Damm gesprengt hat, gerade diese Stelle, und nicht den viel bequemeren Weg um den westlichen Fuß des Berges herum, wo die Thäler von Lumbier und Aiba nur durch niedrige Hügel von einander geschieden sind, zu seinem Durchbruch gewählt hat, und möchte deshalb beinahe glauben, daß jene Spalte das Resultat einer vulkanischen Erschütterung sei. Eine solche Annahme ist jedoch durchaus nicht zulässig, da man in jener Gegend nirgends eine Spur von ehemaliger vulkanischer Thätigkeit entdecken kann, und, was die Hauptsache ist, daß in jener Schlucht völlig blosgelegte Schichtensystem des aus

Kalk bestehenden Berges nicht die gerinste Störung erkennen läßt. Der eingeengte Fluß schleicht langsam durch die Spalte hindurch, die er vollkommen ausfüllt, und hat, obwohl sein Wasser krystallhell ist, eine grünlichblaue Farbe, ein Zeichen von der bedeutenden Tiefe dieses natürlichen Canals. Dieselbe Farbe besitzt das Wasser des gewaltigen Bassins, das sich der Fluß bei seinem Austritte gegraben hat, weshalb dasselbe einem Alpensee gleicht. Dicht am Ausgange der Schlucht, woselbst ich mit dem Senkblei eine Tiefe von 44 par. Fuß fand, ragen zu beiden Seiten zwei niedrige Felsvorsprünge vor, die man benutzt hat, um eine Brücke über den Fluß zu schlagen. Diese Brücke, welche während des Bürgerkrieges zerstört worden ist, hieß früher die Teufelsbrücke; jetzt wird sie die Jesusbrücke genannt. Auf dem abgeplatteten Gipfel des Berges, dessen Name mir entfallen ist, und welcher von der Straße aus, an der Stelle, wo man sich der Spalte gerade gegenüber befindet, aussieht, als wenn er mit einem Messer senkrecht durchgeschnitten worden sei, steht nahe am schwindelnden Rande des Abgrundes eine einsame Kapelle.

Nach kurzem Aufenthalt an der Teufelsbrücke setzte ich meine Reise weiter fort. Die Straße steigt in sanften Krümmungen in das Thal von Aiba hinab, und gelangt bald an den befreiten Irati, welcher sich hier nach Südost wendet und eine Stunde weiter in den noch

stärkeren von Osten herkommenden Rio Aragon mündet. Wer nach Hocharagonien reist und nicht einen mehrstündigen Umweg machen will, muß hier die Straße verlassen, die am rechten Ufer des Irati abwärts bis nach der dicht an der Gränze Aragoniens gelegenen Stadt Sanguësa führt, und den breiten Fluß in einer Fähre überschreiten. Ich wollte erst in der bei der Fähre befindlichen Venta übernachten; da jedoch in derselben weder ein Bett, noch Lebensmittel zu haben waren, so beschloß ich, mich sogleich übersetzen zu lassen und noch weiter zu reisen. Mittlerweile hatte sich ein starker Wind erhoben, welcher die tiefen und reißenden Wogen des Irati heftig aufregte und die Ueberfahrt in dem eben nicht sehr geräumigen Kahne etwas gefährlich machte. Doch kamen wir glücklich, obwohl von den überschlagenden Wellen etwas durchnäßt, an das jenseitige Ufer. Früher, als die Teufelsbrücke noch existirte, über welche der Saumpfad nach Jaca führte, waren die Reisenden der Gefahr des Ertrinkens nicht ausgesetzt. Es dunkelte schon, als wir nach mühsamem Emporsteigen auf einem steilen und holprigen Pfade nach dem am östlichen Abhange des zerspaltenen Kalkberges liegenden Flecken Liédena gelangten, in dessen Umgebungen ich die ersten Oelbäume bemerkte. In Ermangelung einer wohnlichen Posada quartierten wir uns hier in dem Hause des Regidor ein, woselbst mir eine sehr freund-

liche Aufnahme zu Theil wurde. Schon den folgenden Morgen ritt ich von Liédena, das meinen Beobachtungen zufolge eine Seehöhe von 1138 par. Fuß besitzt, wieder fort, und betrat wenige Stunden später zum ersten Male den Boden Aragoniens. —

Neuntes Kapitel.

Streifzüge durch Hocharagonien.

Unter dem Namen „el alto Aragon" (Hocharagonien) verstehen die Spanier das zwischen den Ebenen des mittlern Ebrobassin und den Gränzen Frankreichs gelegene Gebirgsland. Hocharagonien umfaßt folglich sowohl den Südabhang der Centralpyrenäen, als das gesammte Gebirge, welches sich zwischen den Centralpyrenäen und dem Ebrobecken erhebt und von mehrern von den Pyrenäen herabströmenden Flüssen durchbrochen wird. Man rechnet dieses Gebirge, dessen culminirende Gipfel noch eine bedeutende Höhe erreichen, gewöhnlich zu den unmittelbaren Verzweigungen der Pyrenäen; es ist aber in der Wirklichkeit von den letztern vollkommen geschieden und bildet ein von den Pyrenäen unabhängiges Bergsystem. Es liegt nämlich zwischen jenem Berglande und den Pyrenäen ein breiter Streifen ebenen Landes, welcher sich von den Gränzen Navarra's an bis wahrscheinlich nach Catalonien hinein erstreckt und an manchen Stellen eine

Breite von zwei Stunden und mehr besitzt. Längs des nördlichen Randes dieser streifenartigen Hochebene steigt schroff, ohne irgend Vorberge zu bilden, die imposante Kette der Centralpyrenäen empor, deren Formen sowohl als geologische Verhältnisse von denen des den Südrand der Ebene begränzenden Gebirges völlig verschieden sind. Denn während die Centralpyrenäen einen hohen, mit zahllosen Kegeln und Pyramiden besetzten Wall bilden, erhebt sich das gegenüber liegende Gebirge, welches aus zwei bis drei parallelen und in gleicher Richtung mit den Pyrenäen verlaufenden Bergketten besteht, in Form langgestreckter Kämme mit steil abfallenden, oft senkrecht abgeschnittenen Rändern, die hier und da zu hochgewölbten oder flach-pyramidalen Kuppen anschwellen. Und während die Centralpyrenäen vorzugsweise aus Kalken, Sandsteinen und Conglomeraten der Kreideformation, aus Buntsandstein und Sedimenten der Uebergangsperiode, zum Theil auch aus Granit und Dioryt bestehen, ist jenes Gebirge aus keinem der genannten Gesteine, sondern aus einem molasseartigen Conglomerat zusammengesetzt, in welcher sich kopfgroße Bruchstücke der Pyrenäenfelsarten mit Ausnahme des Granits und der übrigen eruptiven Gesteine vorfinden.*) Hocharagonien ist eine der

*) Mehr über die geognostischen und geologischen Verhältnisse dieses eigenthümlichen Gebirgslandes findet sich in meiner Schrift: „Die Strand- und Steppengebiete der iberischen Halbinsel und deren Vegetation.“ (Leipzig, 1852.) S. 33 ff.

romantischsten Landschaften Spaniens; doch tragen seine Gegenden ein etwas düsteres Gepräge, welches unwillführlich zur Schwermuth stimmt. Es fehlt dem Lande die Bevölkerung, der Schmuck des Anbaues, seinen Ortschaften das heitere, freundliche Ansehen. Gleich den Flecken in den Umgebungen Pamplona's haben auch die Ortschaften Aragoniens eine erdfahle Farbe, weshalb sie durchaus nichts zur Verschönerung und Belebung der Landschaft beitragen können. Oft muß man halbe Tage lang reisen, bevor man ein Dorf, ja ein bebautes Feld erblickt, und so kommt es, daß die Gegenden Hocharagoniens troß ihrer großartigen Gebirgsansichten, troß ihrer waldgeschmückten Berge, troß ihrer rauschenden Flüsse dem Wanderer häufig öde und unfreundlich vorkommen und einen ernsten Eindruck auf ihn machen. Nur die eigentlichen Pyrenäengegenden machen eine Ausnahme, indem dieselben nicht nur mit der reizendsten und imposanten Scenerie der Alpengebige geschmückt sind, sondern auch, wenigstens in den großen Thälern, eine reiche Cultur und freundliche, stattlich gebaute Ortschaften beherbergen. Aber auch die übrigen Gegenden Hocharagoniens sind es werth, von den Reisenden besucht zu werden, troß ihres düstern Charakters, denn sie bergen in ihrem wilden Innern ungeahnte Schäße sowohl für den Maler, als für den Historiker und Ethnographen, von dem Naturforscher gar nicht zu reden. Deshalb dürfte eine

Schilderung meiner Streifzüge durch dieses Bergland wohl nicht am unrechten Orte sein.

Der Weg von Liédena nach Jaca, welche Stadt ich zum Standquartier meines Aufenthaltes in Hocharagonien ersehen hatte, führt am Rio Aragon aufwärts, welcher die oben erwähnte bandartige Hochebene, die sich zwischen den Pyrenäen und den südlich von denselben hinziehenden Conglomeratbergketten ausbreitet, durchströmt und der Landschaft Aragonien ihren Namen gegeben hat. Der Anblick dieser schmalen Ebene, die wegen der hohen, sie beiderseits begränzenden Gebirge als ein tiefes und weites Längethal erscheint, überrascht außerordentlich, wenn man von Liédena herkommt. Man erblickt nämlich das Thal von oben her, indem der Weg von Liédena aus zwischen bebuschten Höhen zu einem ziemlich öden Plateau emporsteigt, welches die Thalebene des Aragon an der Stelle, wo dieser Fluß plötzlich nach Süden umbiegt, um dem Ebro entgegen zu eilen, gegen Nordosten begränzt. Es liegt hier der finstere und schmuzige Flecken Yesa, die letzte navarrische Ortschaft. Noch ehe man diesen Ort betritt, gelangt man an den Rand des Aragonthales, welches man weit südwärts verfolgen kann. Es ist hier ziemlich eng und mit Eichenwaldung*)

*) Die Waldung besteht größtentheils aus Quercus Tozza P. Darunter gemischt finden sich einzelne Bäume von Quercus hispanica Lamk.

erfüllt, aus deren düsterem Grün hier und da der Spiegel des breitströmenden Flusses hervorblitzt. Außer den Thürmen der Stadt Sanguesa, die in einigen Stunden Entfernung zwischen den waldigen Hügeln des linken Ufers emportauchen, verräth Nichts das Dasein von Menschen. Gleich hinter Yesa steigt der Weg steil an dem reich bebuschten Abhange des erwähnten Plateau zum rechten Ufer des Aragon hinab. Dieses, sowie das linke sind hier mit lichter Eichenwaldung bedeckt, in deren Schatten sich reich begraste Matten ausbreiten. Niedrige mit einzelnen Immergrüneichen bestreute Kämme, dem Anschein nach aus Kalk zusammengesetzt, begränzen die breite Thalsohle gegen Süden, während der nördliche Horizont in großer Nähe von einem ziemlich hohen, prächtig bewaldeten, nach oben in eine Reihe malerischer Felsmassen auslaufenden Buntsandsteingebirge umgürtet erscheint, welches den Anblick der Pyrenäen entzieht. Es dauerte nicht lange, so hörte die Waldung des rechten Ufers auf und es begannen steile, bizarr zerrissene, der Vegetation gänzlich entbehrende Mergelhügel von grauweißer Farbe, die später auch an dem entgegengesetzten Ufer auftreten und sodann zu beiden Seiten des reißenden, meist in mehrere Arme getheilten Flusses längs der Basis der beiden, die Thalebene einfassenden Gebirgsmauern bis Jaca und weiter ostwärts hinziehen. Auf einem solchen, durch konische Form und Steilheit ausge-

zeichneten Mergehügel liegt das Städtchen Tiermes, der erste aragonesische Ort, den wir gegen Mittag erreichten. Steil zieht sich der Weg in Zickzacks von dem völlig nackten Abhange zu dem Orte empor, dessen graue Häuser gleich Vogelnestern hart über dem Schwindel erregenden Abgrunde kleben. Nahe am Fuße des Stadtberges quillt eine warme Schwefelquelle, über der ein ziemlich geräumiges Badehaus erbaut ist, aus dem dürren Mergelboden hervor. Ueber dem Badehause liegen noch einige zur Aufnahme der Badegäste bestimmte Gebäude, sowie eine Posada, in welcher wir einkehrten. Trotzdem, daß ziemlich viel Badegäste zugegen waren, gab es hier fast gar Nichts von Lebensmitteln, so daß wir mit Noth und Mühe und erst nach langem Warten ein kärgliches Mittagsmahl erhielten, welches ich theuer bezahlen mußte. Ich benutzte den dadurch verursachten Aufenthalt, um die Höhe des Badehauses barometrisch zu messen, die sich aus der Berechnung zu 1222 par. Fuß ergab. Das Bad von Tiermes wird von Aragonien und Navarra aus ziemlich stark besucht, entbehrt aber aller und jeder Bequemlichkeit für Badegäste. Das Wasser besitzt eine Temperatur von + 39° C. und soll sich gegen Hautkrankheiten sehr wirksam erweisen.

Von Tiermes an folgt der Saumpfad nach Jaca dem linken Ufer des Aragon. Eine lange hölzerne Brücke führt über den breiten, reißenden Bergstrom, dessen sil-

derklares Wasser über Blöcke von Kalk und Buntsandstein schäumend dahinbraust. Die linke Uferebene ist anfangs mit zerstreuten Eichen und Gebüsch, später mit kurzbegrasten Triften bedeckt; hier und da zeigt sich ein einsames Saatfeld, wohl auch ein Weingarten. Das Thal wird nun immer geräumiger, die Ebene immer breiter und bald oberhalb der Brücke von Tiermes beginnen die zackigen Schneepyramiden der Pyrenäen über die sanftgewölbten Bergkämme, welche die Umgürtung der entgegengesetzten Uferebene bilden, emporzuragen und begränzen fortan, mit jeder Viertelstunde immer höher, immer majestätischer sich emporhebend, ununterbrochen in langen Reihen den nördlichen Horizont. Von Zeit zu Zeit entzieht sich der Spiegel des Aragon den Blicken, indem er durch tiefe Schluchten und Einschnitte strömt, die er durch die Mergelhügel, welche, wie schon erwähnt, die Sohle der Thalebene erfüllen, gewühlt hat. Die Gegend wird bald außerordentlich einsam; hier und da klebt ein erdfahles Dörfchen an den kahlen Abhängen der Berge; dann und wann bemerkt man ein einsames Gehöft, eine Venta, einen Corral (von niedrigen Mauern umschlossenen Hof, bestimmt, um die Heerden des Nachts aufzunehmen) und dabei ein paar Felder: sonst ist Alles unbebaut, unbewohnt, leer und still. Gegen Sonnenuntergang erreichten wir, nachdem wir einige gefährliche Defilé's, die sich zwischen steilen, nackten Mergelhügeln

befinden, passirt hatten, den weitesten Theil der Thalebene, das sogenannte Valle de Verdun. Die Thalebene hat hier eine Breite von vielleicht mehr als drei Stunden und die Form eines ungeheueren Bassins, welches gegen Norden und Osten von der imposanten Kette der Pyrenäen, gegen Süden von hoch emporschwellenden, dicht mit Nadelholz bedeckten Bergen umwallt erscheint. In Südosten ragt zwischen den letztern und den Pyrenäen ein kühner Felsenpik, der wie ein umgestürzter Kegel aussieht, hoch zum Himmel auf: die berühmte Peña de Oroël bei Jaca. Im Centrum des Bassins erhebt sich ein flachgewölbter Hügel, auf dem das Städtchen Verdun, welches dieser Abtheilung der Thalebene ihren Namen gegeben hat, nicht unmalerisch gelegen ist. Es dunkelte bereits, als wir zu einer einsamen, nahe am Aragon gelegenen Mühle, dem Molino de Arres, kamen, woselbst wir übernachteten. Das Quartier war schmuzig, die Bedienung schlecht und mürrisch, wie fast in allen Herbergen, die ich in Aragonien getroffen habe, und wir mußten lange warten, bevor wir ein schlecht zubereitetes Abendbrod erhielten. Für diese Entbehrungen und Unannehmlichkeiten entschädigten mich indessen reichlich die interessante Ausbeute jenes Tages und die großartige Scenerie der Umgebungen, welche in dem weichen Schimmer des Mondlichts noch erhabener erschien, als am Tage. Bis tief in die Nacht hinein war ich, am

kleinen offenen Fenster, welches eine prachtvolle Aussicht nach den vom Mondlicht versilberten Schneebergen der Pyrenäen gestattete, die gleich schlummernden Riesen an dem tiefblauen Nachthimmel in erhabener Ruhe dalagen, mit dem Ordnen und Verpacken meiner Sammlungen und der Führung meiner Tagebücher beim flackernden Schein einer elenden Blechlampe beschäftigt; dann suchte auch ich me'n Lager, dessen Dürftigkeit und Härte mich die Ermattung bald vergessen ließ.

Am folgenden Morgen, am 19. Juni, verließ ich bei Zeiten die Mühle von Arres, die nach den gemachten Barometerbeobachtungen 1509 par. Fuß, also um 287 Fuß höher, als das Badehaus von Tiermes liegt. Der Weg nähert sich rasch der im Süden liegenden Conglomeratbergkette, an deren reich mit Laubholz geschmücktem Abhange er einige Stunden lang hinläuft, prächtige Aussichten über das weite, zu Füßen ruhende Thalbecken, welches leider des fröhlichen Grüns der Wiesen und Felder fast ganz beraubt ist, und nach den gegenüber starrenden Schneebergen der Pyrenäen darbietend. Später gelangt man auf eine weite, mit Getreidefeldern erfüllte Fläche, in deren Mitte der große Flecken Santa Lucilia liegt, wo wir kurze Zeit rasteten, um uns und unsere Pferde zu erfrischen, denn es war ein außerordentlich heißer Morgen. Bald hinter dem genannten Orte kreuzt der Weg wieder einige Zeit lang anmuthige Laub-

gehölze, welche die Basis des Monte de San Juan, eines der bedeutendsten Berge des Conglomeratgebirges, bekleiden, worauf er wieder in die Thalebene hinabsteigt, die nun gut angebaut und mit einzelnen, von Obstbäumen umgebenen Gehöften und kleinen Dörfern bestreut ist. Den Hintergrund dieser anmuthigen Gegend bildet die riesige Peña de Droël, die nun allmälig ihre Kegelgestalt verliert und sich als ein lang hingestreckter, dicht mit Nadelwaldung bedeckter Kamm zeigt. Es dauerte nicht lange, so erblickten wir die Wälle der Citadelle von Jaca, sowie die Thürme dieser Stadt, nach welcher wir Nachmittags um drei Uhr bei drückender Hitze gelangten.

Jaca, Hauptstadt Hocharagoniens und Sitz eines Bischofs, liegt drei Viertelstunden vom Fuße der Pyrenäen entfernt auf einem flachen Hügel am linken Ufer des Aragon, welcher hier aus den Pyrenäen in die geschilderte Ebene, die er in ostwestlicher Richtung in vielfach geschlängeltem Laufe durchströmt, hervortritt. Dicke, hohe, zinnengekrönte, vom Wetter und Alter geschwärzte Mauern, die in gewissen Distanzen von viereckigen Thürmen flankirt sind und hier und da vorspringende Bastionen bilden, umgürten die fast kreisrunde, der Vorstädte gänzlich entbehrende Stadt, in deren Inneres man durch sechs Thore von gothischer Bauart gelangt. Die stattlichen Kirchen, die alterthümlichen Mauern und Thore lassen eine Stadt von noblem Ansehen vermuthen; wie

sehr findet man sich aber getäuscht, wenn man das Innere betritt! Jaca ist eine zwar interessante, aber sehr häßliche Stadt. Man sieht auf den ersten Blick, daß dieselbe aus der Zeit der arabischen Herrschaft datirt, denn sie besteht aus einem Gewirr enger, krummer, schlecht gepflasterter Gassen und kleiner unregelmäßiger Plätze, wie man dergleichen in Spanien blos in Orten arabischen Ursprungs beobachtet. Auch die Bauart der unansehnlichen, weiß getünchten Häuser trägt noch einen halb maurischen Charakter. Dieselben haben nämlich meist keine Balcons, sondern blos Fenster, die häufig von ungleicher Größe und ohne alle Ordnung angebracht, und nicht selten anstatt der Glasscheiben blos mit Läden, oder mit eigenthümlichen, nach der Gasse zu ausgebauchten Holzgittern verschlossen sind. Diese Unregelmäßigkeit und Unansehnlichkeit der Häuser verleiht der Stadt ein armseliges Aussehen. Nichtsdestoweniger gehört Jaca zu den wohlhabendsten Orten Aragoniens. In früherer Zeit mag die Stadt noch reicher gewesen sein, denn sie besitzt eine ziemliche Anzahl stattlicher Kirchen und Klöster, die aber insgesammt so schwarz und finster aussehen, wie die alterthümlichen Stadtmauern. Unter den Kirchen verdient blos die bischöfliche Domkirche wegen ihres schönen gothischen Portals eine Erwähnung. Ihr Inneres besteht aus drei gothischen Schiffen, ist aber mit geschmacklosen Vergoldungen überladen. Nahe dabei befinden sich

der bischöfliche Palast und das Rathhaus, zwei finstere Gebäude von halb gothischer Bauart.

Jaca ist im Verhältniß zu seiner Größe viel zu wenig bevölkert. Die abgelegenen Gassen sind ziemlich verödet; in vielen sproßt das Gras zwischen den Steinen hervor und nicht selten bemerkt man unbewohnte, den Einsturz drohende Gebäude. Kurz, Jaca hat einen düstern Charakter, welcher, verbunden mit dem unfreundlichen Wesen des schmuzigen, mürrisch dreinschauenden Volkes, das in den belebten Stadttheilen müßig in den Gassen herumschlendert oder an den Hausthüren lehnt, einen unangenehmen Eindruck auf den Fremden hervorbringt. Die wenigen Posaden sind schlecht, schmuzig und theuer, und bieten nicht die geringste Bequemlichkeit dar. Wer jedoch nicht allzuviel auf Comfort, auf delicate Gerichte und pikante Unterhaltung giebt, Dinge, die in Hocharagonien freilich fast nirgends zu finden sein dürften; wem es, wie einem reisenden Naturforscher, gleichgültig ist, ob er auf weichen Polsterkissen oder auf einem Granitblocke schläft, und ob er in fashionabler Gesellschaft an einer reich besetzten Table d'hôte speist, oder ob er unter rohen Hirten ein Stück hartes Brod und eine Zwiebel zu verzehren hat: der versöhnt sich mit dem finstern Jaca und seinen uncultivirten Bewohnern schnell wegen der großartigen Scenerie seiner Umgebungen, vor Allem wegen der unmittelbaren Nähe der imposanten Pyrenäen, von

denen einzelne Schneegipfel hier und da drohend über die grauen Ziegeldächer in die engen Gassen hereinschauen. Dieser Anblick wirkte so lockend auf mich ein, daß ich, wenn mich meine Beschäftigungen nicht an meine unfreundliche und höchst uncomfortable Wohnung fesselten, meine Zeit meist außerhalb der Stadt zubrachte. Rings um die Stadt schlingt sich ein von Ulmen und Eschen spärlich beschatteter Sandweg, welcher als Promenade dient und namentlich in den späteren Nachmittagsstunden von dem gebildeteren Theile der Bevölkerung, den Kaufleuten, Beamten, Offizieren und dem Clerus ziemlich frequentirt wird. An Sonn- und Festtagen begegnet man daselbst auch mancher hübschen und elegant gekleideten Dame, ein Beweis, daß das alte Jaca in seinem finstern Schooße mehr Schönes birgt, als sein Aussehen zu erwarten berechtigt. Da Jaca hoch liegt und keine Vorstädte besitzt, so hat man von der Promenade aus, auf welcher hier und da rohe Steinbänke mit an die Stadtmauer gemalten Lehnen zum Ausruhen einladen, überall eine freie Aussicht über das weite Thal und die dasselbe einschließenden Gebirge. Die schönste und imposanteste Aussicht und zugleich Ansicht der Stadt selbst genießt man jedoch von den Wällen der Citadelle, die nahe am nördlichen Rande der Stadt auf dem nach dem Ufer des Aragon sich hinabsenkenden Vorsprunge des Stadthügels erbaut ist und, wie einst die Akropolis von Athen, durch

zwei lange Mauern mit der Stadtmauer in Verbindung steht. Die Citadelle von Jaca stammt aus neuerer Zeit, bildet ein regelmäßiges Fünfeck, ist ganz und gar aus Sandsteinquadern erbaut, besitzt bedeutende Magazine und Kasematten, und war damals ziemlich vollständig armirt. Da der Wirth der Posada, in der ich wohnte, mit dem Commandanten persönlich bekannt war, so wurde mir der Eintritt in die Citadelle, welche zu den spanischen Festungen zweiten Ranges gehört, ohne Schwierigkeit gestattet. Die Aussicht ist, besonders von den nördlichen und östlichen Bastionen aus, überaus reizend und großartig, zumal gegen Sonnenuntergang in jener weichen, duftigen und warmen Beleuchtung, die dem Süden Europa's eigenthümlich ist und sich mir in Jaca zum ersten Male wieder in ihrer vollen Schönheit zeigte. Gegen Norden sieht man in das tiefe, romantische Pyrenäenthal von Canfranc hinein, aus welchem der Aragon hervorströmt und über dessen rechter Wand die Peña colorada, eine gewaltige Schneepyramide von wahrscheinlich mehr als 8000 Fuß Höhe, gleich einem versteinerten Riesen Wache hält. Andere, ferner gelegene Schneegipfel von noch kühneren Formen bilden den Hintergrund der dunkeln Thalschlucht und ragen auch hier und da über die kahlen Bergkämme empor, mit denen die Verzweigungen der Pyrenäen am Nordrande der Ebene von Jaca endigen. Gegen Westen überschaut

man einen großen Theil des ungeheuern, vom Aragon bewässerten Bassins, welches unmittelbar bei Jaca recht gut angebaut und zu beiden Seiten des breiten, wasserreichen Flusses mit zerstreuten von Obstbäumen und Gemüsegärten umkränzten Bauernhäusern recht anmuthig geschmückt ist. Der hochgewölbte, mit Nadelwaldung dicht bekleidete Berg von San Juan de la Peña und dessen westliche, ebenfalls bewaldete Verlängerungen umwallen gegen Westen jene geräumige Thalebene, die endlich in nebliger Ferne von den zackigen Gebirgen Navarra's begränzt erscheint. Wendet man seine Blicke gegen Südwest und Süd, so wird man durch den Anblick der vielthürmigen Stadt angenehm überrascht, der hier äußerst pittoresk ist, theils weil sich die alterthümlichen Gebäude der Stadt gerade hier sehr gut gruppiren, theils und vornehmlich deshalb, weil hier die gigantische Felsmasse der Peña de Oroël hinter dem westlichen Theile der Stadt emporsteigt. Dieser Berg, der höchste Gipfel des den Pyrenäen gegenüber liegenden Conglomeratgebirges, erhebt sich eine gute Stunde südlich von Jaca, von wo aus er beinahe wie eine ruhende Sphinx aussieht. Er bildet nämlich einen hohen, von Osten nach Westen sich erstreckenden Kamm, welcher an seinem westlichen Ende, wo er seine größte Höhe erreicht, wie abgeschnitten ist, indem er hier auf drei Seiten in schroffen, wohl über tausend Fuß hohen Felsen abstürzt.

Diese gewaltigen Felsmassen, welche eine röthliche Farbe besitzen, sind natürlich kahl, der übrige Theil des Berges dagegen ist fast überall mit schöner Nadelwaldung dicht bedeckt. Der ganze Berg thront majestätisch auf einem breiten, theils mit Gebüsch, theils mit Triften überzogenen Fuße, an den sich kahle, von den Regenwässern bizarr zerrissene Mergelhügel von grauweißer Farbe anlehnen.

Die Peña de Oroël oder Uruël, ein in der frühern Geschichte Aragoniens oft genannter Berg, hatte schon von den Gränzen Navarra's an wegen ihrer auffallenden Form und enormen Höhe mein Interesse in hohem Grade erregt. Ich beschloß sofort, den Berg zu besteigen, und bereue nicht, es gethan zu haben, weil er, abgesehen von seinem reichen und interessanten Pflanzenwuchs, eine Aussicht darbietet, die wegen der unmittelbaren Nähe der Centralpyrenäen, welche man von den waldigen Kämmen Navarra's bis weit über den Mont Perdu hinaus mit einem Blicke überschaut, zu den großartigsten gehört, welche die Halbinsel aufzuweisen hat. Ich unternahm die Besteigung der Peña de Oroël am 21. Juni. Begünstigt von dem herrlichsten Wetter verließ ich schon um vier Uhr Morgens das alterthümliche Jaca in Begleitung meines Bedienten und eines Knechtes der Posada, der mir als Führer dienen sollte. Später gesellte sich auch noch der Eremit der am jenseitigen Abhange des

Berges befindlichen Hermita de Nuestra Señora de la Cueva zu uns, um uns seine Wohnung, das einzige Obdach, welches auf dem umfangreichen Berge zu finden ist, zu öffnen. Wenn man die Peña de Oroël nur einigermaßen genau untersuchen will, so bedarf man eines ganzen Tages. Man unterlasse es daher nicht, sich mit Lebensmitteln und Getränken zu versehen, denn von ersteren ist weit und breit nichts zu haben, und Wasser giebt es auf dem Berge selbst nur bei der Hermita. Da ein leidlicher Saumpfad über den Kamm des Berges bis zur Eremitage führt, so thut man am besten, den nöthigen Proviant und die sonstigen Utensilien auf ein Saumthier zu laden und dasselbe bei dem Eremit zu lassen, während man die verschiedenen sehenswerthen Puncte des Berges besucht.

Der Weg nach der Peña de Oroël ist recht anmuthig. Man tritt bald in einen engen, hüben und drüben von mit Strauchwerk malerisch bebuschten Felshügeln eingeschlossenen Grund, den ein munterer, am Fuße der Peña entspringender Bach durchrauscht. Hier liegen noch einige Mühlen und Gehöfte; weiterhin trifft man keine menschliche Wohnung mehr. Bald hören die Hügel auf, und man steht am Fuße des gewaltigen Sockels, auf dem die Peña selbst ruht. Buchsbaum und dornigen Genisten und andere Leguminosensträucher, damals übersät mit goldgelben Blu=

men*), überziehen den größten Theil der langen Lehne; an andern Stellen, die sich schon von fern durch ihr saftiges Grün auszeichnen, breiten sich quellige, kräuterreiche Wiesen aus. Der Weg windet sich nach dem östlichen Ende des Berges zu und verliert sich bald in der jene Seite gänzlich bedeckenden Waldung, die größtentheils aus Nadelholz, und zwar vorzugsweise aus der Pyrenäenkiefer, besteht. Oberwärts sieht man ziemlich viel Tannen, ja selbst Buchen daruntergemischt. Die Waldung ist so dicht, daß der Weg nur selten eine Aussicht gewährt; blos an einigen Stellen, wo er felsige Vorsprünge berührt oder Schluchten kreuzt, eröffnen sich bezaubernde Blicke auf die weite grüne Ebene des Aragonthales und auf die gegenüber starrenden Schneeberge der Pyrenäen, welche, je höher man steigt, sich um so majestätischer und imposanter aufthürmen. Es war ein reizender Morgen. Die Vögel sangen so lustig in dem grünen Haine; die laue Luft säuselte so harmonisch zwischen den zarten Nadeln der Tannen und Kiefern; hier und da fiel ein Sonnenstrahl goldig durch die dunkeln Baumkronen auf den hohen, blumendurchwirkten Grasteppich, der den Boden des Waldes schmückt; aus den Gründen schollen Axtschläge und Heerdengeläut herauf: es war mir, als wäre ich in meiner gebirgigen Heimath,

*) Genista horrida DC., G. Scorpius DC., Coronilla Emerus L., Cytisus sessilifolius L.

als befände ich mich nahe bei denen, die mir lieb und theuer waren, und nicht in weiter Ferne von ihnen, in den rauhen Gefilden des unwirthlichen Aragoniens! — Nach mehrstündigem Emporsteigen gelangten wir endlich auf den mittlern Theil des Kammes, woselbst ein kolossales, aus Holz gezimmertes Kreuz steht. Während mein Bedienter mit seinem Genossen meine Pferde nach einem passenden Weideplatze brachte, unternahm ich, geleitet von dem ortskundigen Eremit, die Untersuchung des steilen Felsengürtels, welcher die nordöstliche Ecke der Peña umgiebt. Derselbe beginnt ungefähr in der Mitte des Kammes mit einer niedrigen Felsenmauer, die allmälig an Höhe zunimmt, und zuletzt blos noch als ein Absatz des enormen Felskolosses erscheint, in den die Peña gegen Westen zu ausläuft. Der erwähnte Absatz bildet einen vorspringenden Rand von etwa fünf Fuß Breite und zieht sich fast um die ganze Felsmasse bis nahe an die südwestliche Seite des Berges hin. Hier und da ist er von vereinzelten, aus den Felsenspalten hervorgewachsenen Kiefern beschattet, oder mit Graswuchs bedeckt, nicht selten von schmalen Klüften unterbrochen. Wer irgend zum Schwindel geneigt ist, möge es ja unterlassen, auf diesem Felsenpfade vorzudringen, denn man hat bald einen Abgrund von mehr als tausend Fuß Tiefe mit fast senkrechten Wänden neben sich und unter seinen Füßen. Trotzdem fehlt es nicht an Waghälsen, welche noch ein

gut Stück über den steilen Abhang hinabklettern, um die hin und wieder aus den Spalten hervorgewachsenen, verkrüppelten Kiefern und Sträucher zu holen. So sah ich an jenem Morgen einen jungen Burschen, welcher auf einem bogenförmig aus der Felswand hervorragenden Kieferstamm reitend, frei über dem schauerlichen Abgrunde schwebte und gewichtige Axthiebe nach einer benachbarten, halb verdorrten Tanne führte, deren einen Ast er mit der Linken ergriffen und zu sich herübergezogen hatte. Bei einem einzigen fehlenden Hiebe mußte der Mensch das Uebergewicht bekommen und in die gräßliche Tiefe hinabstürzen; und was hatte er verdient, wenn er wirklich eine Maulthierladung Brennholz zusammenbrachte? Kaum drei Realen oder sechs Silbergroschen! Und dennoch giebt es Leute genug, welche lieber auf diese lebensgefährliche und kümmerliche Weise ihr Dasein fristen, als in Dienst treten, blos um ihr eigener freier Herr sein zu können. Es dürfte auffallend erscheinen, daß jene Leute ihr Leben wagen, um eine Ladung Brennholz zu holen, da sie dies doch viel leichter und ohne alle Gefahr in der den nichtfelsigen Theil des Berges bedeckenden Waldung haben könnten. Dies erklärt sich jedoch aus dem Umstande, daß die eigentliche Waldung Eigenthum der Commun von Jaca und es daher nicht erlaubt ist, in derselben auf eigene Faust Holz zu holen, während Alles, was an jenen schwer zugänglichen Felswän-

den wächst, Jedermann zur beliebigen Benutzung freisteht. — Nachdem wir auf dem geschilderten Felsrande, wo man vor einigen Jahrzehnten an einer Stelle unbegreiflicherweise eine Zeit lang nach Silber gegraben hat, bis nahe an die westliche Ecke des Berges herumgegangen waren, begann der Eremit, mich bedeutend, daß weiter vorzudringen nicht rathsam sei, gleich einer Katze auf allen Vieren über den steil geneigten Abhang nach dem Gipfel des Berges emporzuklettern, und ich mußte wohl oder übel folgen, obwohl ich gestehe, daß mir bei dieser Kletterpartbie nicht ganz gut zu Muthe war, denn ein einziges Stolpern oder Ausgleiten hätte unfehlbar den Tod gebracht. Glücklicherweise ist das Conglomerat, aus dem die Peña de Oroël besteht, eisenfest, so daß man sich ohne Besorgniß an die aus der Masse hervorstehenden Gesteinsstücke anhalten und auf dieselben treten kann. Es war die Mittagsstunde herangekommen, als wir endlich, furchtbar erhitzt und erschöpft, auf den höchsten Gipfel des Berges gelangten, der meinen Beobachtungen zufolge beinahe 3000 par. Fuß über dem Thale des Aragon*) und 5098 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt. Hier traf ich meine beiden andern Begleiter wieder, welche unterdessen zwischen zwei Felsblöcken

*) Die Posada del Esquilador in Jaca, wo ich wohnte, besitzt nach wiederholten von mir angestellten Barometerbeobachtungen eine Höhe von 2265 par. Fuß.

eine Küche improvisirt hatten und eben beschäftigt waren, über dem lustig prasselnden Reißigfeuer das von Jaca mitgenommene Fleisch für unsere Mittagsmahlzeit zu rösten.

Der Kamm der Peña de Oroël ist ziemlich eben, mit Gerölle und Blöcken übersät, und besitzt eine nur geringe Breite. Er verschmilzt unmerklich mit dem nach Südwest gekehrten Abhange, welcher viel weniger geneigt ist, als der nach den Pyrenäen schauende, und eine lange Lehne bildet, die, mit Ausnahme der sie durchfurchenden Gründe, der Felsmassen fast gänzlich entbehrt. Auch dieser Abhang ist, namentlich unterwärts, stark bewaldet. Hier liegt 980 Fuß unterhalb des höchsten Gipfels die schon genannte Eremitage, zu deren Kapelle man eine Höhle benutzt hat, in der das Marienbild, welches daselbst verehrt wird, gefunden worden sein soll, woher der Name der Eremitage kommt. Die Kapelle selbst, welche das durch einige fensterartige Löcher der Felswand einfallende Tageslicht nur spärlich erleuchtet, bietet nichts Merkwürdiges dar; dagegen verdient das neben der Höhle erbaute Haus des Eremiten besucht zu werden, wegen der romantischen Aussicht, welche man aus seinen Zimmern nach dem walderfüllten, zu Füßen sich ausbreitenden Thale des Gállego und den gegenüber sich erhebenden Gebirgsketten genießt. Das Haus enthält mehrere Zimmer, Küchen und Stallungen, indem es als Herberge für die

Wallfahrer dient, welche alljährlich in den Tagen, wo die Auffindung des Marienbildes gefeiert wird, in großer Menge aus der ganzen Umgegend hierher strömen. Einige hundert Fuß oberhalb der Hermita befindet sich der brunnenartige Eingang zu einer unterirdischen Gallerie, die sich wahrscheinlich mehrfach verzweigt tief in die Eingeweide des Berges hinaberstreckt. Das Loch ist gerade so groß, daß ein Mann sich durch dasselbe hinablassen kann. In Begleitung des Eremiten stieg ich in die steil abwärts gehende und sehr feuchte Gallerie hinab, die sich gleich unter dem Eingange hinreichend erweitert, um aufrecht darin gehen zu können, konnte aber, da ich kein anderes Erleuchtungsmittel besaß, als Streichwachslichtchen, mich nicht lange darin aufhalten und gar keine Beobachtungen über die Direction des Stollens und über das an seinen Wandungen blosgelegte Schichtensystem des Berges machen. Wir stiegen bis zu einer Stelle hinab, wo sich die Gallerie in zwei Gänge spaltet, die beide, dem lange andauernden Rollen hinabgeworfener Steine zufolge, eine nicht unbedeutende Länge und eine ziemlich steil geneigte Sohle besitzen müssen.

Es war bereits sechs Uhr Nachmittags, als wir wieder auf den Kamm des Berges kamen. Ich rastete hier nochmals, um zu botanisiren und die Aussicht zu studiren, welche mittlerweile um Vieles besser geworden war, als in den Mittagsstunden, wo das blendende Licht der

Sonne die Horizonte zu sehr drückte. Das Panorama von dem Gipfel der Peña de Oroël ist ungemein umfassend, doch mit Ausnahme der Ansicht der Pyrenäen, welche namentlich in der glühenden Abendbeleuchtung ein unbeschreiblich imposantes Bild gewähren, kaum schön zu nennen, weil dem weiten Berglande, welches man gen Süden, Westen und Osten überschaut, der Schmuck des Anbaues und der menschlichen Wohnungen fast gänzlich fehlt und man daher Nichts sieht, als walderfüllte Thäler, sandige wüste Niederungen und kahle felsige Bergkämme. Hinter den letzten Erhebungen dieses Berglandes steigen, gleich einem grauen, düstern Nebelstreifen, die gewaltigen Ebenen des Ebrobassins oder Niederaragoniens empor, welche im fernsten Südwesten von den ungewissen Umrissen der anderthalb Tagereisen westwärts von Zaragoza auf der Gränze Altcastiliens gelegenen Sierra de Moncayo begränzt erscheinen. Beim Lichte der Sterne kamen wir wieder in die Hauptstadt Hocharagoniens zurück. —

Drei Stunden westlich von Jaca erhebt sich ein breiter, hochgewölbter, größtentheils bewaldeter Berg, welcher einen der hervorragendsten Gipfel des schon mehrfach erwähnten, den Pyrenäen gegenüber liegenden Conglomeratgebirges bildet. Dieser Berg ist einer der historisch-denkwürdigsten Punkte der Halbinsel, indem er in grauer Vorzeit die Wiege der Monarchie von Aragonien

wurde, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine so bedeutende Rolle in der Geschichte der europäischen Staaten bildete. Als nämlich im Jahre 711 das längst geschwächte Reich der Westgothen unter den Hufen der arabischen Rosse zusammenbrach, flüchtete eine Anzahl entschlossener Männer aus den edelsten Familien des vom Ebro durchströmten Landes, die zu stolz waren, um ihren Nacken unter das Joch des Halbmonds zu beugen, in das wilde Gebirge am Aragon, wo sie in einer schwer zugänglichen und versteckten Höhle in dem felsumgürteten Nordabhange des gedachten Berges, welche schon seit langer Zeit von einem gleich einem Heiligen verehrten Eremiten bewohnt wurde, ein sicheres Asyl fanden. Nach kurzer Frist begannen sie von hier aus jenen glorreichen Kampf gegen die Mauren, der vier Jahrhunderte später mit der Wiedereroberung der Römerstadt Caesar-Augusta, jetzt Zaragoza, endigte. Verzweiflung und Begeisterung machte jene wenigen Krieger unbezwinglich, und so kam es, daß sie bald die Cueva de Galeon, wie jene Höhle hieß, verlassen und die Burgen und festen Plätze beziehen konnten, die sie den Arabern in blutigen Kämpfen entrissen hatten. Doch blieben die Erfolge unbedeutend bis zum Jahre 730, wo der erwähnte Eremit der Höhle von Galeon starb. Die Bestattung des allgemein verehrten Mannes zog eine große Schaar von Christen aus Spanien und Frankreich herbei und der

Nachfolger des Verstorbenen benutzte diese Gelegenheit, um die Herzen der Anwesenden mit der Idee eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Ungläubigen zu entflammen. Die Folge jenes Tages war, daß sich eine große Anzahl christlicher Ritter aus Aragonien, Navarra, Bigorre und Bearn zu einem Kreuzzuge unter den Befehlen von Yñigo Arista, eines Häuptlings der Gasconen, vereinigten und den Mauren bei Arasuet eine Schlacht lieferten, in welcher diese total geschlagen wurden. Dieser Sieg war — so geht die Sage — von einem Wunder begleitet, indem das Heer der Gläubigen über dem Baume, unter dem Yñigo Arista lagerte, ein feuriges Kreuz unter einer Krone erblickte. Yñigo wurde nach dem Siege zum König von Sobrarbe proclamirt, unter welchem Namen man noch heutigen Tages das zwischen den Thälern des Aragon, Gallego und Cinca gelegene Bergland Hocharagoniens versteht. Das Wappen des neuen Königs ward jenes feurige Kreuz mit der Krone, welches jedoch später zum Wappen des Königreichs Navarra wurde. Im neunten Jahrhunderte nämlich theilte sich das Königreich Sobrarbe in das Königreich von Navarra und in die Grafschaft Aragonien. Unterstützt durch die Könige von Navarra und die Grafen von Barcelona setzten die Fürsten von Aragonien — Ramiro I., der im Jahre 1063 starb, war der Erste, welcher sein Reich nach dem Flusse, der das Asyl seiner Ahnen be-

spülte, Aragon nannte — ihre Kämpfe gegen die Mauren fort und dehnten ihre Herrschaft mehr und mehr aus, bis endlich Alphons I. im Jahre 1118 Zaragoza eroberte. Schon Ramiro I. hatte den Königstitel angenommen. Dieser war es, welcher aus Pietät gegen seine Vorfahren, deren Gebeine in der Höhle von Galeon bestattet worden waren, das noch jetzt existirende, in jener Höhle gelegene und dem Evangelist St. Johannes geweihte Kloster erbauen ließ, welches dem gelehrten Orden der Benedictiner gehörte und, weil es in einem Felsen liegt, den Namen San Juan de la Peña erhalten hat. Da die sehr beschränkten Räume dieses Klosters für die allmälich immer mehr anwachsende Zahl der Mönche nicht ausreichten, das Gebäude selbst wegen seiner Feuchtigkeit ein ungesunder Aufenthaltsort war, so wurde im siebzehnten Jahrhunderte auf der obern ebenen Fläche des Berges ein zweites, viel größeres Kloster erbaut, und das alte fortan blos als Grabstätte der Begründer des aragonischen Königreichs in baulichem Wesen erhalten. Noch würde das alte Gebäude aus Vernachlässigung dem Zerfallen schwerlich entgangen sein, hätte nicht Karl III. innerhalb desselben eine prachtvolle Grabkapelle, bestimmt, die Gebeine der dort bestatteten Fürsten aufzunehmen, erbauen lassen und dieselbe unter die Obhut des reich dotirten neuen Klosters gestellt. Der Bau jener, durch Kunstschätze mancherlei Art ausgezeichneten Kapelle

begann laut einer in ihr befindlichen Inschrift im Jahre 1770, wurde aber erst 1802 vollendet.

San Juan de la Peña ist eben so interessant für den Naturforscher, als für den Historiker. Außerdem gehören seine Umgebungen zu den romantischsten Gegenden Aragoniens. Nichtsdestoweniger verirren sich nur höchst selten Reisende dahin, was freilich nicht Wunder nehmen darf, da man jenes Kloster schon in Spanien außerhalb Aragoniens wenig, im Auslande gar nicht kennt. Um so mehr dürfte eine kurze Schilderung desselben hier am Orte sein. — Der Besuch von San Juan de la Peña erfordert einen ganzen Tag und kann nur zu Pferde oder zu Fuß unternommen werden. Da der Berg über eine Stunde südlich vom Thale des Aragon mitten in dem zum großen Theil mit Wald bedeckten Conglomeratgebirge liegt und viele sich kreuzende Pfade aus dem Aragonthale nach dem Gallegothale über das Gebirge laufen, so ist es rathsam, einen mit dem Lande vertrauten Führer mitzunehmen, um so mehr, als jene Gegend sehr spärlich bevölkert ist und man daher selten Jemand trifft, bei dem man sich nach dem Wege erkundigen kann. Auch ist es gut, sich mit einer Empfehlung Seitens der geistlichen Behörde von Jaca, die jedem Fremden sofort verabfolgt wird, zu versehen, indem es sonst passiren kann, daß einem das Sehenswertheste, die königliche Grabkapelle im alten Kloster, nicht geöffnet wird.

Kämen öfter Reisende dahin, so würde das Mistrauen, welches die gegenwärtigen an den Anblick von Fremden wenig gewöhnten Bewohner des neuen Klosters abhält, ohne bestimmten Befehl die Schätze des ihrer Obhut anvertrauten alten Klosters zu zeigen, bald verschwinden.

Der Weg nach San Juan de la Peña ist anfangs der sehr frequentirte Saumpfad, welcher von Jaca im Thale des Aragon abwärts nach Navarra führt. Ungefähr anderthalb Stunden unterhalb Jaca hat man denselben mit einem weniger betretenen Pfade zu vertauschen, der durch eine malerische, walderfüllte Schlucht mit felsigen Gehängen, wo sich auf einem vom Walde entblößten Vorsprunge ein einsamer, halbverfallener Wartthurm von arabischer Bauart erhebt, zu einer weiten, flachen Thalmulde emporsteigt, die sich längs des Fußes des Hauptgebirgskammes von der Peña de Oroël an bis zum Berge von San Juan hinzieht. Hier und da gewahrt man ein einzelnes, von Aepfel- und Nußbäumen umringtes Gehöft und einige zerstreute Aecker; sonst ist diese von keinem Bache bewässerte Ausweitung unangebaut und besitzt auch wenig Bäume. Dagegen bietet sie schöne Gebirgsansichten dar; besonders gewährt die im Rücken liegende Peña de Oroël, welche man von dort aus in großer Nähe en profil sieht, einen höchst imposanten Anblick. Nach kurzer Wanderung senkt sich der Weg in ein enges, von Felsen starrendes Thal hinab,

mit dem die geschilderte Mulde endigt, und durch welches ein munterer, am nördlichen Abhange des Berges von San Juan entspringender Bach, der mehrere malerisch gelegene, von reicher Vegetation umkränzte Mühlen treibt, nach dem Thale des Aragon hinabströmt. In dem obersten, sich kesselförmig erweiternden Theile dieser Thalschlucht liegt im Schooße üppig grüner Wiesen, abgeschnitten vom Verkehr der Welt, das kleine Dörfchen Santa Cruz, dicht am Fuße der gewaltigen braunrothen Felswände, welche die Nordseite des Berges von San Juan umgürten, und über deren untersten Absatz der erwähnte, aus einer tiefen Felsspalte hervortretende Bach in einem einzigen, gegen hundert Fuß hohen Wasserstrahl herabstürzt. Mehrere senkrechte, phantastisch ausgezackte, nur wenige Fuß dicke Felsenmauern von funfzehn bis dreißig Fuß Höhe, die entblößten Vorsprünge des hier vollkommen auf den Kopf gestellten Schichtensystems des Sandsteingebirges, auf dem die enormen Conglomeratmassen des Monte de San Juan, der Peña de Oroël und anderer culminirender Gipfel ruhen, laufen an beiden Gehängen des Thales rechtwinklig gegen dessen Axe hinab, und scheinen dasselbe an einigen Stellen gänzlich zu versperren. Da die Mauern des einen Thalgehänges denen des entgegengesetzten genau entsprechen, so ist es klar, daß dieselben ursprünglich zusammenhängende Dämme gebildet haben und erst in späterer Zeit

durch die Gewalt der Gewässer durchbrochen wurden. In der That gleichen die Oeffnungen zwischen je zwei solchen Mauern, durch die jetzt der Bach strömt, künstlichen Durchstichen, denn sie sind meist so eng, daß eben blos der Bach hindurch kann und ein Theil des senkrecht emporragenden Felsenvorsprungs weggebrochen werden mußte, um Raum für den Pfad zu gewinnen, welcher auf der Sohle des Thales nach Santa Cruz emporläuft. Wer nach San Juan de la Peña will, muß die geschilderte Thalschlucht noch ein gutes Stück unterhalb des oben genannten Dorfes verlassen und einen sehr schlechten Saumpfad einschlagen, der sich steil an dem rechten Thalgehänge emporwindet. Man vergißt jedoch die Beschwerlichkeit des Weges über dem malerischen Anblick des Berges von San Juan, welcher fortwährend den Hintergrund begränzt und immer näher rückt. Tief einschneidende, mit dichter Nadel- und Laubwaldung erfüllte Schluchten theilen den fast senkrechten, viele hundert Fuß hohen Felsabsturz, aus dem die Nordseite des Berges besteht, in kolossale conische Massen, welche an die aus ähnlichem Gestein zusammengesetzten, freilich noch viel riesigeren Felskegel des Montserrat erinnern. Durch die weiteste dieser Schluchten klimmt der Weg in großen Zickzacks an dem Berge hinan und verliert sich bald in dem alten, hochstämmigen Kiefernwalde, welcher die obern Parthieen desselben beinahe gänzlich bekleidet. Endlich wird die

Waldung lichter und bald tritt man auf eine geräumige, gänzlich mit hohem Graswuchs bedeckte, auf drei Seiten von Wald, auf der vierten — gegen Westen — von einem kahlen Felsengrath begränzte Fläche, in deren Mitte das neue Kloster in einer Höhe von 3432 par. Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt.

San Juan de la Peña gehörte, wie schon erwähnt, dem Orden der Benedictiner. Im Jahre 1836 wurde es, gleich den übrigen Mönchsklöstern, aufgehoben, jedoch nicht verkauft, sondern dem Domcapitel von Jaca übergeben, welches das dazu gehörige Territorium und die Wirthschaftsgebäude verpachtet hat. Der Reichthum des Klosters besteht in Waldungen, Wiesen und Weiden, welche letztere eine große Anzahl von Hornvieh ernähren. Von den ehemaligen Mönchen ist blos ein einziger zurückgeblieben, der das Amt eines Weltgeistlichen versieht und mit der Aufsicht über die Kirchen und Schätze beider Klöster betraut ist. Das neue Kloster bildet ein großes regelmäßiges Viereck und ist gänzlich aus Backsteinen aufgeführt. Die in römischem Style in Form eines Kreuzes erbaute Kirche nimmt das Centrum des Vierecks ein und bietet nichts Merkwürdiges dar. Die Gemälde, welche dieselbe geschmückt haben mögen, sind verschwunden. Ueberhaupt sieht es wüst in dem Kloster aus. Keine der zahlreichen Zellen besitzt noch ein ganzes Fenster, mehrere drohen den Einsturz; die Fresco-

gemälde des Kreuzganges sind an vielen Stellen in Folge des baufällig gewordenen Daches durch das eingedrungene Regenwasser, an andern durch muthwillige Hände zerstört worden; die mit Steinplatten getäfelten Höfe sind verrast und in dem Klostergarten wuchern Nesseln und Disteln. In besserem Zustande befindet sich das alte Kloster, obgleich dasselbe seit Jahrhunderten nicht mehr als Wohnung gedient hat. Es liegt einige hundert Fuß tiefer, als das neue, von dem es eine kleine halbe Stunde entfernt ist, unter einer überhängenden Felswand am schwindelnden Rande einer tiefen, romantischen, von uralten Buchen beschatteten Schlucht, die sich nach dem Thale des Aragon zu öffnet. Sein bescheidenes, fast ärmliches Aussehen läßt nicht die Schätze ahnen, welche es in seinem Innern beherbergt. Man sieht blos drei alte, hohe, von Epheu übersponnene Mauern mit einigen Reihen kleiner Fenster, denen ein flaches, graues Ziegeldach aufliegt, welches sich an das Gestein der überhängenden, mit Gesträuchern und Kräutern malerisch geschmückten Felswand anlehnt. Durch ein schmales Spitzbogenthor tritt man unmittelbar in die Kirche, welche spärlich von dem durch kleine Fenster einfallenden Tageslichte und von der vor dem Hochaltar brennenden Lampe erhellt wird. Sie ist klein und bietet weiter nichts Merkwürdiges dar, als daß ihr Hochaltar unter einem natürlichen Felsengewölbe steht, indem man einen Theil der

ursprünglichen Höhle zur Kirche benutzt hat. Links neben der Kirche, geschieden von ihr durch ein bronzenes Gitterthor, befindet sich die Capilla real. Dieselbe ist in römischem Style erbaut, ein einfach verziertes, aber edles, ächt königliches Gemach. Ein sauberes Getäfel von polirtem weißen und hellgrauen Marmor bedeckt den Boden, während das Gewölbe al fresco gemalt ist. An der hintern schmalen, dem Eingange gegenüber liegenden Wand erhebt sich das Altar, welches blos aus einem Altarstein und einem Crucifix besteht, das sich unter einem von zwei Säulen getragenen Frontespiz befindet. Die Stufen des Altars, die beiden Säulen und das Kreuz sind aus schwarzem, weiß geadertem Marmor, der Christus, sowie zwei zu beiden Seiten des Kreuzes knieende weibliche Gestalten aus weißem Marmor sehr schön gearbeitet. Den Altarstein deckt eine Platte von kostbarem, dunkelfarbigem, gelbgeflecktem Marmor; die Leuchter bestehen aus schneeweißem, halbdurchsichtigen Alabaster. Rechts vom Altar, den Fenstern gegenüber, befinden sich an der Wand, in drei über einander gelegene Reihen geordnet, siebenundzwanzig Nischen, welche die Gebeine von eben so viel Fürsten und Fürstinnen enthalten. Jede Nische ist mit violettem Marmor eingefaßt und mit einer Platte von weißem Marmor verschlossen, auf welcher der Name der Person, deren Reste die Nische birgt, in goldenen Buchstaben verzeichnet steht. Die Mehrzahl der

hier bestatteten Fürsten gehört den ältesten Zeiten der christlichen Monarchie von Aragonien an. Es sind meist Könige von Sobrarbe und Grafen von Aragon; von den eigentlichen Königen von Aragon liegen blos Peter I. und Ramiro II. hier begraben; die Gebeine der übrigen ruhen in der Cathedrale von Zaragoza. Die entgegengesetzte Wand schmücken vier sehr schöne, in weißem Marmor ausgeführte, von violettmarmornen Rahmen umschlossene Basreliefs, welche Kämpfe zwischen den Fürsten von Sobrarbe und Aragon und den Mauren von Zaragoza verewigen. Ueber dem Eingange der Kapelle befindet sich ein großes Medaillon mit dem halb erhabenen Brustbilde Karls III., ebenfalls aus weißem Marmor, und darunter die schon erwähnte Inschrift. Die Fresken des Gewölbes, von dem eine schön geformte Lampe von massivem Silber herabhängt, stellen eine Glorie himmlischer Heerschaaren vor. Ueber der Kirche und der Grabkapelle liegen die Zellen der Mönche, die, wie die Kirche, sehr feucht sind. Die Wände und Decken der vor den Zellen befindlichen Gemächer und Gänge bestehen großentheils aus den Felswandungen der ursprünglichen Höhle. Einen Kreuzgang giebt es wegen des äußerst beschränkten Raumes in diesem Kloster nicht, auch keinen Glockenthurm. Von den Fenstern der Zellen aus genießt man eine überraschende Aussicht durch die romantische, fels- und walderfüllte Schlucht nach der tiefen Mulde des

Aragonthales und den Schneebergen der Pyrenäen. Es dürfte kaum ein versteckteres und in wilderer Bergeinsamkeit gelegenes Kloster geben, als das alte San Juan de la Peña. Selbst das Kloster des Montserrat, obwohl am Rande eines schaudererregenden Abgrundes und unter überhängenden Felsmassen von riesigen Dimensionen erbaut, besitzt nicht diesen Charakter der Verlassenheit und Einsamkeit. Die weite, freie Aussicht über das anmuthige Hügelland Cataloniens, auf das reichbebaute, fabrikthätige Thal des Llobregat und nach dem blauen Spiegel des Meeres bringen das Kloster des Montserrat in unmittelbare Berührung mit der großen Welt und dem geschäftigen Treiben der Menschen. In San Juan de la Peña erinnert Nichts an die Nähe des Menschen. Man sieht nur Wald und Fels, kahle Gefilde und Schneeberge, und Nichts unterbricht die feierliche Stille, als das Säuseln des Windes zwischen den Blättern der alten, bemoosten Buchen und Tannen, das dumpfe Rauschen des in der schwarzen Tiefe der Schlucht schäumenden Baches, oder das Geschrei eines Vogels. San Juan de la Peña ist ein versteinertes Bild der Verlassenheit, — ein geeigneter Aufenthalt für ein gebrochenes Herz! —

Zehntes Kapitel.

Sechs Tage in den Pyrenäen.

Obgleich die Jahreszeit noch nicht weit genug vorgerückt war, um in dem Hochgebirge eine reiche botanische Ernte in Aussicht zu stellen, so wirkte doch der tägliche Anblick der Schneeberge zu verführerisch auf mich ein, als daß ich dem Wunsche, dieselben in der Nähe zu besehen, hätte widerstehen können. Es wäre auch wirklich unverzeihlich, in Jaca gewesen zu sein und den Pyrenäen nicht wenigstens einen Besuch abgestattet zu haben, da jene Stadt so nahe am Fuße des Hochgebirges liegt. Ich benutzte daher die letzte Woche des Juni zu einem kleinen Streifzuge durch den zwischen den Quellen des Aragon und des Ara gelegenen Theil der spanischen Centralpyrenäen, welcher nicht ohne Abenteuer mancherlei Art verlief.

Es war am frühen Morgen des Johannistages, als ich, begünstigt von dem heitersten Wetter, Jaca in allei-

niger Begleitung meines treuen Basken verließ. Eine Allee von Schwarzpappeln führt schnurgerade bis an den Eingang des tiefen Thales, durch welches der Aragon von dem Kamme der Pyrenäen herabtobt. Dieses Thal, Valle de Gaicipollepa genannt, erstreckt sich, wie die meisten der größern Pyrenäenthäler, rechtwinklig auf die Streichungslinie der Gebirgskette von Süden nach Norden, und liegt zwischen zwei hohen und breiten Gebirgsdächern, von denen das östliche in der Peña colorada bis zu einer absoluten Höhe von 8000 bis 9000 Fuß aufragt. Das Thal ist anfangs weder anmuthig noch großartig, indem die Gehänge von Bäumen und Sträuchern fast gänzlich entblößt sind, auch keine malerischen Felspartieen besitzen, und wegen ihrer bedeutenden Böschung, welche den Anblick der Gebirgsgipfel entzieht, niedriger erscheinen, als sie wirklich sind. Man würde daher nicht glauben, sich in einem Hochgebirge zu befinden, erinnerten nicht die bedeutende Wassermenge des Flusses und dann und wann eine im Hintergrunde auftauchende Schneepyramide an ein solches. Die Thalsohle ist breit und eben, meist mit Wiesen und Saaten erfüllt und von Zeit zu Zeit durch einzelne, am Aragon liegende Mühlen belebt. Der Weg, anfangs breit und fahrbar, verwandelt sich bald in einen schmalen, steinigen Saumpfad, welcher von Stunde zu Stunde schlechter wird und nur langsam zu reiten gestattet. Nichtsdesto-

weniger gehört dieser Weg zu den frequentirtesten Pyrenäenrouten, weil der Puerto de Canfranc, auf dem er den Kamm des Hochgebirges überschreitet, nicht sehr hoch, auch nicht in der unmittelbaren Nähe hoher Schneegipfel gelegen ist, und deshalb weder durch große Schneemassen versperrt zu werden, noch jenen gefürchteten Wind- und Wasserlawinen ausgesetzt zu sein pflegt, durch welche die höhern Pässe der Centralpyrenäen so berüchtigt sind. Man trifft daher auf diesem Wege oft lange Züge von Maulthieren, welche Wolle, Leder, Wein, Oel und andere Erzeugnisse Spaniens nach Frankreich hinüberführen, oder französische Fabrikate nach Spanien herüberbringen. Auch an jenem Morgen war jener Weg ungemein belebt. Doch waren es weniger Arrieros mit langen Zügen beladener Saumthiere, die uns begegneten, als vielmehr große Trupps sonntäglich geputzter Fußgänger, Männer, Frauen und Kinder, welche sich nach Jaca begaben, um den Feierlichkeiten des Johannisfestes beizuwohnen und zugleich ihre häuslichen Bedürfnisse auf dem an diesem Tage dort stattfindenden Markte zu befriedigen. Viele dieser Fußgänger gaben sich durch ihre blauen Blousen und baskischen Mützen von brauner Farbe als Franzosen zu erkennen. Arm in Arm wandelnd zogen die fröhlichen Menschen, meist junge Leute, singend und lärmend an uns vorüber, uns bald höflich grüßend, bald neugierig angaffend, bald laut auf-

lachend über das Fremdartige unserer Erscheinung und Ausrüstung.

Gegen neun Uhr gelangten wir nach Castillo, einem am Abhange eines felsigen Hügels des rechten Thalgehänges malerisch zwischen enormen Blöcken einer eisenfesten Sandsteinbreccie gelegenen Flecken, dessen enge, von unfreundlichen Häusern eingefaßte Gassen so steil ansteigen, daß es gefährlich ist, dieselben zu Pferde zu passiren, zumal da ihr Boden aus großen Felsplatten besteht, deren Oberfläche durch das Wasser und die Hufe der Saumthiere so glatt geworden ist, als wären sie abgeschliffen worden. Auf dem höchsten, über die ärmlichen Häuser hinausragenden Gipfel des Hügels bemerkt man die Reste einer Burg, woher der Ort seinen Namen bekommen haben mag. Gleich hinter Castillo erweitert sich das Thal so beträchtlich, daß es eine bassinartige Gestalt bekommt, und da der Weg fortwährend dem Fuße des rechten Thalgehänges folgt, so gewinnt man nunmehr die vollständige Ansicht des gegenüberliegenden Gebirgsjoches, welches hier bereits zu bedeutenden Höhen ansteigt und im Hintergrunde mit dem kolossalen Pik der Peña Colorada endet, deren breite, oberhalb bewaldete Basis das Thal gänzlich zu versperren scheint Der genannte Bergriese besteht wahrscheinlich aus Buntsandstein, da seine von Schnee und Vegetation entblößten, wahrscheinlich sehr felsigen Abhänge eine braunrothe Farbe

besitzen, welche die Veranlassung zu seinem Namen (der rothe Stein) gegeben hat. Auch geht an seinem Fuße Buntsandstein in gewaltigen Felsmassen zu Tage aus. Noch deckten den größten Theil seiner steilen, kahlen Abhänge tiefe Schneemassen, denen zahlreiche Wasseradern entquollen, welche gleich Silberbändern über die grünen, unterhalb der Schneegränze sich ausbreitenden Alpenwiesen herabflatterten und weiter unten als schäumende Kaskaden aus dem düstern Grün der Tannenwaldung hervortraten. Nahe bei dem dicht am Fuße der linken Thalwand gelegenen Flecken Villanueva verengt sich das weite Thalbassin plötzlich in eine enge, von hohen Buntsandsteinfelsen umgürtete Schlucht, welche gleich einem Thore die untere weite Hälfte des Thales mit der obern, engen, dem eigentlichen Alpenthale des Aragon, verbindet. Die Schlucht ist so eng, daß der Weg in das Gestein des linken Abhanges gesprengt werden mußte; in der Tiefe braust und tobt der gewaltsam eingezwängte Fluß, dessen ungestüme Gewässer über riesige, wild durch einander gewürfelte Buntsandsteinblöcke stürzend, sich über und über mit rosenrothen Schaumbüscheln bedecken. Sobald man diese Schlucht passirt hat, ändert sich auf einmal die Scenerie des Thales. Man befindet sich in einem großartigen Alpengrunde voll der wildesten Romantik. Von einer Thalsohle ist keine Spur mehr vorhanden, denn die Gehänge erheben sich unmittelbar aus

dem Bette des wilden Bergstroms, dessen Lauf nunmehr blos noch aus tiefen, von hohen, senkrechten, ja überhängenden Felswänden eingeschlossenen Tümpeln oder Bassins von durchsichtig blaugrüner Farbe und langen, schäumenden Kaskaden besteht. Auf allen Seiten stürzen Bäche in brausenden Wasserfällen über die steilen, von Felsen starrenden und nach oben in unersteigliche, grotesk zerrissene Felsmauern auslaufenden Thalgehänge herab, welche mit verschiedenartigem Gebüsch und üppigem Kräuterwuchs auf das Malerischste geschmückt sind. Rechts und links öffnen sich dann und wann tiefe Schluchten, aus denen stärkere Bäche hervorströmen, im Hintergrunde geschlossen durch hohe Schneepyramiden. Das Gestein ist anfangs Buntsandstein, dann aber ein weicher, bituminöser, schwärzlich gefärbter Kalk der Kreideformation, dessen Schichten gleich denen des Buntsandsteins, den er überlagert, stark gegen Nordost aufgerichtet sind. Mit jedem Schritte wird nun das Thal wilder; oft scheint es, als müßten die ungeheuern, hüben und drüben zu Höhen von tausend Fuß und mehr aufragenden Felsmassen es gänzlich versperren. Der Aragon fließt manchmal lange Strecken in schmalen Felsspalten hin, die bei der großen Wassermenge dieses Flusses eine sehr beträchtliche Tiefe besitzen müssen. Endlich weichen die Thalwände aus einander und es öffnet sich ein kleines, von hohen, zackigen Felsbergen umgebenes Bassin, in dessen mit

Wiesen und Saaten erfülltem Schooße der Flecken Canfranc, die letzte spanische Ortschaft, dicht über dem rechten Ufer des hier ruhig und breit dahinströmenden Aragon sehr anmuthig gelegen ist. Hier rastete ich eine Stunde, um ein frugales Mittagsmahl einzunehmen und meine Pferde Kräfte zur Uebersteigung des Passes sammeln zu lassen, der von hier noch fünf Stunden entfernt ist.

Canfranc, ein freundlicher, gut gebauter und wohlhabender Flecken, überrascht durch die hohen, spitzen, mit Schiefer oder mit Schindeln, oder vielmehr mit aufgenagelten Brettern gedeckten Dächer seiner Häuser. Die im Süden gebräuchlichen flachen Ziegeldächer, welche man noch in Castillo und Villanueva bemerkt, erweisen sich nämlich in den hohen Pyrenäenthälern wegen des starken und anhaltenden Schneefalles im Winter als unpraktisch. Daher besitzen die Gebäude aller Ortschaften der Hochpyrenäen spitze Dächer, entbehren auch gewöhnlich der Balcons und erinnern dadurch lebhaft an die Häuser des nördlichen Europa. Auch die Umgebungen tragen ein durchaus nordisches Gepräge. Die saftgrünen Wiesen im Grunde der Thäler; die düstere Nadelwaldung, welche die obern Gehänge der Thalwände bedeckt; die hohen Schneeberge, die auf allen Seiten in die Thäler hereinschauen; die Erlen, Eschen, Ahorne und andere nordische Bäume, mit denen die Ufer der Flüsse und

Bäche eingefaßt zu sein pflegen: Alles dieses erinnert viel mehr an den Norden, als an den Süden, und erweckt in dem Nordländer heimische Gefühle. Allein die Illusion von gemüthlicher Einrichtung und Bequemlichkeit, welche der Anblick des nordischen Baustyls in dem Bewohner des Nordens unwillkührlich hervorruft, verschwindet, sobald man seinen Fuß in ein solches Haus setzt. Da ist eben so wenig von Comfort die Rede, als in den übrigen Häusern des Südens; nur das Ziegelpflaster, welches sonst den Fußboden bildet, pflegt hier durch Dielen ersetzt zu sein. Aber auch hier giebt es weder Oefen, noch Kamine, sondern blos einen unförmlich großen Rauchfang in der Küche, unter dem fortwährend ein großes Heerdfeuer brennt, welches gewöhnlich mit schenkeldicken Aesten und Scheiten von Kiefern und Tannen unterhalten wird. Statt der Lichter und Oellampen bedient man sich in den höhern Pyrenäendörfern allgemein der Kienfackeln, welche, ganz ähnlich wie es sonst in den Bauernstuben der Lausitz mit den Buchenspänen geschah, auf hölzerne Stangen befestigt werden, und durch ihren dicken Rauch das Innere der Häuser, besonders den Küchenraum, der auch hier als Familiengemach dient, bald schwarz färben. In diesen räucherigen Gemächern, zu denen Schnee und Regen durch den weiten Schlot freien Zutritt haben, verbringen die Bewohner, um das sprühende Heerdfeuer geschaart, einen Winter, der ihre Häu-

ser regelmäßig vier Monate lang unter tiefe Schneemassen vergräbt, und an Kälte den nordischen Wintern wenig nachsteht. Ich kann mir eine uncomfortablere Existenz nicht denken und es wahrlich nicht begreifen, wie jene Menschen es aushalten. Merkwürdig ist es, daß in Spanien selbst die Pyrenäenbewohner keine Idee von einem Schlitten haben. Allerdings würden sich die schmalen Saumpfade der Hochpyrenäen für Schlitten nicht eignen; dagegen müßten sich dieselben in den untern Thälern und namentlich auf der weiten Hochebene von Jaca, die während des Winters ebenfalls oft Wochen, ja Monate lang mehrere Fuß hoch mit Schnee bedeckt zu sein pflegt, mit großem Vortheil anwenden lassen. Allein die Landleute, besonders die Arrieros, die hierbei am meisten interessirt sind, wollen dort, wie im Allgemeinen in ganz Spanien, Nichts von Transportmitteln wissen, durch welche große Lasten mit Leichtigkeit fortgeschafft werden können, weil sie — und darin haben sie freilich von ihrem Standpuncte aus Recht — desto mehr verdienen, je geringere Last das Transportmittel faßt, indem dadurch die Fracht bedeutend erhöht wird. Daher hört man in ganz Spanien die Arrieros auf den Bau von Fahrstraßen und zumal von Eisenbahnen gewaltig schimpfen und die glücklichen Zeiten zurückwünschen, wo Spanien noch von keiner einzigen Chaussee durchkreuzt war und deshalb Alles auf Lastthieren fortgeschafft werden mußte.

Canfranc ist ein sehr lebhafter Ort, indem sich daselbst außer einem Militärposten die spanische Hauptzollstelle der Route von Jaca nach Oleron, sowie eine viele Menschen beschäftigende Messerfabrik befindet, welche die ganze Umgegend diesseits und jenseits der Pyrenäen mit Messern aller Art versorgt. Seine von Arrieros stark frequentirte Posada, aus deren Fenstern man eine prachtvolle Aussicht nach der gerade gegenüber sich erhebenden Peña colorada genießt, liegt meiner Messung zufolge 2968 par. Fuß über dem Meere. Hinter Canfranc wird das Thal immer enger und wilder. Die untern Abhänge sind fast gänzlich, so weit es die Felsen gestatten, mit Buchsbaum bekleidet, weiter hinauf mit Gehölzen von Pyrenäenkiefern und Tannen. Bald oberhalb der Casa de San Anton, eines einsamen, dicht am brausenden Aragon gelegenen, drei Stunden von Canfranc entfernten Gehöftes, in dessen Nähe ein kleines Fort höchst malerisch auf einem steilen Felshügel thront, welcher von der linken Thalwand an der Oeffnung eines Seitenthales weit in das Hauptthal vorspringt, spaltet sich das Valle de Gaicipollepa in mehrere enge Schluchten, aus denen die verschiedenen Bäche hervorströmen, durch deren Vereinigung der Aragon entsteht. Der Weg nach dem Puerto de Canfranc führt durch die westlichste. Nach kurzem Emporsteigen durch ein Tannengehölz kommt man in eine Ausweitung, welche gegen Westen in sehr gerin-

ger Entfernung durch eine Reihe furchtbar steiler, schneebedeckter Felsenberge, die Peñas de Borau genannt, kesselartig geschlossen ist, gegen Norden dagegen in einen steilen, mit Alpentriften und Felszacken bedeckten Abhang übergeht, an dem sich der Weg in großen Zickzacks zu dem Kamme emporwindet. Jenseits des schäumenden Baches, welcher sich aus zahllosen kleinen Wasseradern bildet, die theils in Kaskaden über die steilen Felswände der Peñas de Borau herabstürzen, theils von den moosigen Alpenmatten des Puerto herniederrieseln, liegt hier auf steilem Felsen im Schatten ehrwürdiger bemooster Tannen das letzte spanische Haus, eine Kammfabrik, die mit ihrem weißen Gemäuer, den grünen Jalousieen ihrer Fenster und ihrem hohen Schieferdache die wilde Alpenlandschaft recht anmuthig belebt. Einen Büchsenschuß weiter aufwärts steht eine aus rohen Baumstämmen errichtete Barrake und daneben ein Flaggenstock. Es ist der letzte spanische Carabineroposten. Hier wartete unserer ein unvorhergesehener Aufenthalt, der mich nöthigte, meinen ganzen Reiseplan zu ändern. Die Carabineros hielten mich nämlich an, um mir die Quittung über die Abgabe, die für jedes Last- oder Reitthier, welches aus dem Lande geht, in Canfranc bezahlt werden muß, abzufordern, und verlangten, da ich jene Steuer dort nicht zu entrichten gebraucht hatte, weil ich aus meinem Passe nachweisen konnte, daß es nicht meine Absicht sei, Spa-

nien zu verlassen, ich folglich auch keine Quittung besaß, das „Pase" oder den Passirzettel für meine beiden Pferde. Ich erfuhr jetzt erst, wovon man mir weder in Jaca, noch in Canfranc ein Wort gesagt hatte, daß jedes Reit- oder Lastthier, welches die Gränze passiren, aber binnen kurzer Zeit wieder nach Spanien zurückkehren solle, mit einem Passirzettel versehen sein müsse, widrigenfalls es bei der Rückkehr als jenseits angekaufte Waare betrachtet werde und verzollt werden müsse. Ganz dieselben Gesetze bestehen in Frankreich. Ich befand mich nun in einer höchst fatalen Lage; denn obwohl es nicht meine Absicht war, den französischen Abhang der Pyrenäen zu bereisen, so war ich doch genöthigt, die Gränze zu überschreiten, um ein Obdach für die Nacht zu finden, indem es weit und breit kein anderes Wirthshaus giebt, als die am französischen Abhange gelegene Auberge de la Paillette. Den folgenden Tag gedachte ich bei dem Pic du midi d'Os vorbeizugehen und mich über den Port d'Ancou nach dem wieder zu Spanien gehörenden Val de Tena, dem nächsten, ostwärts vom Val de Gaicipollepa befindlichen, vom Gallego durchströmten Thale zu begeben. Hatte ich das Unglück, auf dieser Tour den französischen Douaniers oder Gensdarmen in die Hände zu fallen, so mußte ich gewärtigen, daß mich dieselben bis in die nächste französische Zollstation führten und ich dort genöthigt wurde, die Pferde zu verzollen. Und entging

ich auch den französischen Behörden, so mußte ich die Pferde bei meiner Rückkehr nach Spanien sicherlich verzollen. Pferde bezahlen aber, sowohl in Spanien als in Frankreich, einen sehr bedeutenden Eingangszoll; hätte ich meine Pferde, was leicht passiren konnte, zweimal verzollen müssen, so würde dies mein Reisebudget gänzlich derangirt haben. Außerdem konnte ich, wenn ich auf französische Gensdarmen stieß, leicht Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein, da mein Paß nicht nach Frankreich visirt war. Ich stand wirklich wie zwischen Scylla und Charybdis, und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Nach Canfranc zurückzukehren, war nicht möglich, denn die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. In der benachbarten Fabrik konnte ich nicht übernachten, weil es dort keine Stallung gab. Die Pferde unter freiem Himmel zu lassen, war wegen der in jener Gegend häufig umherschleichenden Wölfe nicht rathsam. Nach langem Hin- und Herreden machte mir endlich der Cabo, ein höflicher und verständiger Mann, den Vorschlag, ich solle in dem französischen Wirthshaus übernachten, den folgenden Morgen bei Zeiten den Puerto de Canfranc wieder passiren und über den Puerto de Izas, welcher sich zwischen den Thälern des Aragon und Gallego befindet, nach Sallent im Val de Tena gehen. Auf diese Weise brauche ich die Gränze nicht an verschiedenen Stellen zu überschreiten; er aber wolle mir, da er mich

und meine Pferde nunmehr kenne, wenn ich gleich den folgenden Morgen zurück käme, keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Die Nacht in Frankreich zuzubringen, könne ich schon riskiren, da sich der nächste französische Douanierposten erst zwei Stunden unterhalb des Wirthshauses la Paillette im Dorfe Urdoz befinde und sich nur selten Douaniers oder Gensdarmen in jenes Wirthshaus verirrten. Obwohl mir nun von einem alten Carabinero der Puerto de Izas als ein sehr wenig betretener und sehr hoch gelegener Paß geschildert wurde, so blieb mir unter den obwaltenden Umständen doch nichts Anderes übrig, als die Proposition des Cabo anzunehmen und jenen Paß zum Uebergange in das Thal von Tena zu wählen. Wir schieden folglich von den Carabineros und gelangten nach einstündigem Emporsteigen über die erwähnten, zum Theil noch mit Schnee bedeckten Alpenwiesen, als eben die Sonne unterging, auf den Kamm des Puerto de Canfranc, dessen Höhe ich nach zwei von mir gemachten Barometerbeobachtungen zu 4714 par. Fuß gefunden habe. Der Anfang eines neu angelegten, breiten, bequemen Saumpfades bezeichnete die Gränze Frankreichs. Ich rastete hier eine Viertelstunde, theils um die nöthigen Barometerbeobachtungen zu machen, theils um mich in der Gegend zu orientiren. Wir befanden uns inmitten einer wilden Hochalpenlandschaft. Zwei parallel von Süden nach Norden sich erstreckende

Reihen zackiger, schneebedeckter Felskolosse begränzten gegen Osten und Westen den Horizont in geringer Entfernung. Gegen Süden sperrte die breite Schneepyramide der Peña colorada, gegen Norden der 9006 Fuß hohe Eiskegel des Pic du midi d'Os den Zwischenraum zwischen beiden Ketten. Geisterhaft leuchteten die weißen Schneepyramiden aus dem düstern Grün der dichten Tannenwaldung hervor, die den französischen Abhang des Kammes bedeckt und auch das Thal gänzlich auskleidet, in welches sich der Saumpfad des Puerto hinabsenkt. Dieser folgt dem Ufer eines Baches, dessen Ränder von üppigen, in voller Blüthe stehenden Büschen der Alpenrose*) eingefaßt waren. Schon dunkelte es, als wir die Auberge de la Paillette erreichten, deren einstöckiges, lang hingestrecktes Gebäude mit hohem Schindeldach mich lebhaft an die Bauden des Riesengebirges erinnerte. Sie liegt einsam mitten im Tannenwalde in einer Höhe von 4316 par. Fuß über dem Meere.

Wir waren, außer einem Arriero, die einzigen Gäste, und Douaniers oder Gensdarmen glücklicherweise nicht vorhanden. Auch tröstete mich der Wirth, ein geschwätziger Mensch, der mich gern länger als blos eine Nacht bei sich behalten hätte, mit der Versicherung, daß er jene Herren sämmtlich persönlich kenne und es schon vermitteln

---

*) Rhododendron ferrugineum L.

wolle, daß mir im Betretungsfalle keine Unannehmlichkeiten erwüchsen. Er hielt mich für einen Engländer, was ich mir aus gewissen Gründen gefallen ließ, aber freilich auch den folgenden Morgen in der Rechnung verspürte. Uebrigens empfahl sich sein Haus durch freundliche, reinliche und heizbare Zimmer, gute Betten und vortrefflich zubereitete Speisen. In der großen Küche brodelte es und schmorte es auf vier Heerden; ein halbes Dutzend Köche und Köchinnen waren beschäftigt, Rotis, Cotelettes, Fricandeaus, Filets und wie die französischen Speisen alle heißen, zu bereiten; auch fehlte es nicht an einem Speisesaal und einem Buffet, so wenig, als an politischen Zeitungen: kurz, obwohl hoch in den Pyrenäen und dicht an der spanischen Gränze gelegen, war dieses einsame Wirthshaus bereits eine vollständig eigerichtete französische Auberge. Diese unvermuthete Cultur, von der man selbst in Jaca keine Ahnung hat, that mir wohl; nur mein Bedienter fluchte, weil es blos Hafer und keine Gerste für die Pferde gab, beruhigte sich indeß, als er sah, daß den hungrigen Thieren das ungewohnte Futter vortrefflich mundete.

Die Nacht verfloß ohne Störung; doch war ich froh, als der Morgen graute, weil ich immer fürchtete, daß Douaniers heraufkommen möchten. Ich beeilte mich deshalb, das Wirthshaus zu verlassen und athmete erst freier, als ich wieder auf dem Kamme war und die französische

Gränze im Rücken hatte. Es war ein schöner, heller und sehr warmer Morgen. Nachdem ich zwei Stunden botanisirt hatte, stieg ich zu den Carabineros hinab, die mich, ihrem Versprechen eingedenk, ungehindert ziehen ließen. Wir mußten bis zur Casa de San Anton zurückgehen, indem erst dort der Weg nach dem Puerto de Izas abgeht, welcher durch jenes Seitenthal, an dessen Ausgang das schon erwähnte Fort liegt, emporführt. Leider nöthigte mich der Umstand, daß mein Bedienter mein Barometergestell aus Versehen bei den Carabineros zurückgelassen hatte und deshalb dahin zurückkehren mußte, bei der Casa de San Anton gegen zwei Stunden zu verweilen, so daß wir erst um 1 Uhr unsere Wanderung nach dem Passe von Izas antreten konnten. Wir hatten gehofft, in dem genannten Gehöft einen Führer über diesen Paß nach Sallent zu finden, allein es war außer einer Magd und einigen Kindern Niemand zugegen, und so mußten wir uns entschließen, unser Heil allein zu versuchen. Glücklicherweise konnten wir uns nicht verirren, da der Weg in einem engen, beiderseits von steilen, tannenbewaldeten Felsbergen eingeschlossenen Thale emporlief, welches nur nach oben und unten hin einen Ausgang gestattete. Allein der Pfad wurde bald so wenig betreten, daß er oft gar nicht zu erkennen war, und lief häufig so steil an jähen Geröllelehnen, oder so dicht am schmalen, schlüpfrigen Rande des fast immer in

einer tiefen Felskluft in ununterbrochenen Wasserfällen herabtobenden Baches hin, daß mir um meine Pferde, besonders um das ziemlich schwer beladene Packpferd, ernstlich bangte. An Reiten war hier natürlich nicht zu denken. In Kurzem verengte sich das Thal zu einer furchtbar wilden Felsschlucht, in welche von allen Seiten her zackige Schneegipfel hereinschauten. Die Waldung hörte auf nur Buchsbaumgebüsch und Alpenkräuter sproßten hier und da aus den Spalten der nackten, thurmartig aufragenden, bizarr zerklüfteten, mehr als tausend Fuß hohen Kalkfelsen, welche kaum Platz für den schmalen, immer schlechter werdenden Pfad am Rande des wilden, schäumenden Baches ließen. Während wir unter einer überhängenden Felswand neben einem donnernden Wasserfalle rasteten, um unsere Pferde etwas verschnaufen zu lassen, überholte uns ein Hirt, welcher zu seinen in der Nähe des Puerto de Izas weidenden Heerden hinaufging. Es war ein rauher Aragonese, der einem Banditen ähnlicher sah, als einem Hirten, aber, wie ich später in Erfahrung bringen sollte, ein kreuzbraver und ehrlicher Kerl. Nach dem Wege befragt, meinte er, daß ich mich beeilen möge, wenn ich noch heute Sallent erreichen wolle, denn der Weg über den Paß sei sehr schlecht. Doch könne ich denselben, wäre ich einmal bis auf den Kamm gelangt, nicht fehlen; bis dorthin wolle er mich führen. Nach kurzem Emporsteigen erweiterte

sich die enge Schlucht zu einem sehr geräumigen Grunde mit breiter, sanft ansteigender Sohle, welche aus üppigen, mit drei Fuß hohem Kräuter- und Graswuchs bedeckten Alpenwiesen bestand. Zwei Reihen von Schneekolossen erhoben sich mit fast senkrechten Wänden rechts und links aus dem grünen Wiesengrunde, der von mehreren krystallhellen und eiskalten Bächen bewässert wurde, von denen die meisten in prächtigen, mehrere hundert Fuß hohen Wasserstrahlen von den Bergen herabstürzten, deren Schneemassen sie entquollen. Nach und nach verloren sich die hochbegrasten Matten und es folgten steiler ansteigende, mit niedrigen, großblumigen Alpenpflanzen geschmückte Geröllelehnen, welche zu einem weiten, mit kurzbegrasten Alpentriften austapezierten Becken emporführten, wo zahlreiche Rinder- und Ziegenheerden weideten. Gewaltige Schneemassen bedeckten noch einen großen Theil dieses Beckens, welches sich gegen Osten jäh zu dem hohen Kamme des Puerto de Izas emporzieht. Nachdem wir über mehrere steile Schneelehnen von beträchtlicher Länge mühsam emporgeklommen waren, gelangten wir endlich auf den höchsten Gipfel des Passes, welcher der daselbst gemachten Barometerbeobachtung zufolge 6510 par. Fuß über dem Meere liegt. Der Puerto de Izas bietet eine überaus großartige Aussicht dar. Auf allen Seiten erheben sich hoch emporragende Reihen pyramidaler, scharf ausgezackter Schneeberge; besonders ist die

Ansicht der in gerader Richtung wenig entfernten, das Val de Tena gegen Osten einschließenden und bis 8000 Fuß und höher aufragenden Alpenkette von Sallent und Panticosa unbeschreiblich imposant. Das Gebirge besteht hier aus Thonschiefer, der unter dem Buntsandstein, welcher jedenfalls die gegen Süden gelegenen Berggipfel zusammensetzt, ruht und sich ostwärts an die Granitalpen von Panticosa anlehnt. Im Thale von Tena bei und oberhalb Sallent ist derselbe von großen Massen des schon erwähnten Kalkes der Kreideformation bedeckt. Letzterer ist dasjenige Gestein der Centralpyrenäen, welches die erhabensten Gipfel bildet.

Es war bereits halb sieben Uhr und wir hatten folglich keine Zeit zu verlieren, da Sallent nach den Versicherungen des Hirten noch zwei gute Stunden entfernt war. Doch mußten wir eine Zeit lang rasten, um uns, und besonders den sehr angegriffenen Pferden Zeit zum Ausruhen zu gönnen. Wir verzehrten gemeinschaftlich unsere letzten Lebensmittel; da uns der Wein ausgegangen war, so opferte der gutmüthige Hirt willig seinen eigenen Vorrath, ohne daß er zu bewegen war, sich denselben bezahlen zu lassen. Selbst dafür, daß er mich bis auf diese Höhe gebracht und mir zu Gefallen einen Umweg von mehreren Stunden gemacht hatte, nahm er blos zwei Realen (vier Silbergroschen!) an. Dafür, meinte er, wolle er seinem Jungen in Jaca eine Trom-

mel kaufen, wenn er zum Herbste in seine Heimath — er war aus einem Dorfe des untern Aragonthales — zurückkehre. Der arme Mann stand nebst mehrern Andern in Diensten eines wohlhabenden Grundbesitzers von Canfranc. Mehrmals wöchentlich mußte einer der Hirten dahin gehen, um Lebensmittel zu holen, denn die ihnen anvertrauten Heerden kommen den ganzen Sommer nicht in die Thäler hinab. Den Unbilden des Wetters ausgesetzt müssen diese armen Leute Tag und Nacht die Heerden gegen die in jenen hohen Regionen häufig umherschweifenden Wölfe und Bären schützen und verdienen selten mehr als zwei Realen täglich, die sie nicht verbrauchen dürfen, wollen sie mit ihren Familien während des Winters zu leben haben.

Nach kurzer Ruhe setzten wir unsere Wanderung weiter fort. Der Hirt begleitete uns noch ein Stück, um uns auf den Weg nach Sallent zu bringen, welcher seiner Aussage zufolge am entgegengesetzten Abhange des Kammes zickzackförmig in einen weiten, in das Val de Tena einmündenden Grund hinabführen sollte. Wären wir einmal auf diesem Wege, dann, meinte er, könnten wir nicht irren und binnen zwei Stunden in Sallent sein. Wie groß war aber sein Erstaunen und unser Schreck, als wir an den östlichen Rand des Kammes gelangten, denn da war keine Spur von einem Wege zu sehen, indem ein unabsehbares Schneefeld den ganzen

langen, unter 32° geneigten Abhang bis auf die Sohle des erwähnten Grundes hinab ununterbrochen bedeckte. Hohe Felsabstürze zu beiden Seiten machten es unmöglich, diese ungeheuere, steil wie ein Dach geneigte Schneelehne zu umgehen; es blieb also nichts übrig, als die Pferde über dieselbe in das Thal hinab zu bringen. Der Hirt bemächtigte sich meines Reitpferdes, Agustin des Packpferdes; allein noch ehe wir den Schnee betraten, stürzte das Reitpferd, auf dem schlüpfrigen Schiefergerölle der steilen Lehne ausgleitend, und wäre unfehlbar in die Tiefe hinabgerollt, hätte es der Hirt nicht mit herkulischer Kraft am Zügel festgehalten. So konnte es sich wieder aufraffen und wurde nun ohne neuen Unfall bis auf den Schnee gebracht, welcher glücklicherweise nicht gefroren war, so daß die Pferde festen Fuß fassen konnten. Das Packpferd konnte nur mit großer Mühe bis dahin gebracht werden, indem es nach dem Sturze seines Gefährten nicht vom Flecke wollte und an allen Gliedern zitterte. Nachdem wir die armen Thiere, sie am Zügel und Schweif festhaltend, bis auf den Schnee geführt hatten, verließ uns der Hirt, uns nochmals die Versicherung gebend, daß wir unten im Thale den Weg nach Sallent schon treffen würden. Allein als wir endlich die dachsteile, über eine Viertelstunde lange Schneelehne hinabgestiegen waren und im Grunde anlangten, war es bereits ganz dunkel und daher der wenig betretene Weg

auf dem grauen Schiefergerölle nicht zu erkennen. Nach längerem Suchen mußten wir uns entschließen, auf gut Glück in der Sohle des Thales abwärts zu steigen. Schneefelder, unter deren unsicheren Decke Bäche dahinbrausten, moorige Alpentriften, steile Geröllelehnen und reißende Bäche, deren Uebergang uns mehr als einmal in bedeutende Verlegenheit setzte, wechselten unaufhörlich mit einander ab. Endlich trafen wir einen Pfad, dem zu folgen wir uns entschließen mußten, da weiter abwärts sich das Thal in eine enge, schwarze Felsschlucht verwandelte, durch welche der starke Bach in donnernden Kaskaden hinabstürzte. Der eingeschlagene Weg lief am rechten Thalgehänge empor und führte uns in eine andere, parallel laufende Schlucht hinüber, in deren Grunde er aufhörte. Mit Mühe passirten wir den ebenfalls starken Bach und erklommen das gegenüber liegende Thalgehänge, da auch hier schroffe Felslehnen, über die der Bach schäumend hinabtobte, ein weiteres Vordringen auf der Thalsohle unmöglich machten. Es war mittlerweile Nacht geworden. Gespenstisch schimmerten die riesigen gegenüber liegenden Schneeberge über der dunkeln Tiefe des Val de Tena an dem schwarzblauen, sternenbesäten Himmel. Nirgends war ein Baum, ein Strauch, geschweige denn eine menschliche Wohnung zu sehen; doch mußte ein bewohnter Ort in der Nähe sein, denn wir vernahmen von Zeit zu Zeit Hundegebell aus der Ferne; auch leuch-

teten uns gegenüber an dem jenseitigen Gehänge des Val de Tena mehrere Hirtenfeuer. Da der Kamm, auf dem wir uns befanden, sich jäh abwärts senkte und felsig zu werden schien, und wir daher nicht wissen konnten, ob nicht schroffe Abgründe folgten, so mußten wir uns wohl oder übel entschließen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Wir wählten zu unserem Bivouac eine durch eine Felswand gegen den Wind geschützte Alpentrift, wo die Pferde grasen konnten. Gern hätten wir ein Feuer angezündet, allein weit und breit war nicht der kleinste Strauch zu finden. Desgleichen mußten wir auf ein Abendbrod verzichten, denn die letzten Lebensmittel waren auf dem Puerto de Izas verzehrt worden. Glücklicherweise war die Nacht schön und nicht sehr kalt. An Schlaf durften wir freilich nicht denken, da wir der Wölfe halber, deren Geheul sich dann und wann in ziemlicher Nähe vernehmen ließ, fortwährend ein wachsames Auge auf unsere Pferde haben mußten. In den Mantel gehüllt, die Flinte zur Seite, verbrachten wir sechs lange Stunden mit Zigarrenrauchen. Nach zehn Uhr stieg der Mond herauf und übergoß die ungeheuern Schneekolosse der Alpen von Sallent mit silbernem Glanze.

Sobald der Tag graute, verließen wir unsere feuchte Lagerstätte, gelangten bald in die Region des Buchsbaumes und nach kurzem Abwärtssteigen auf einen Weg, der uns rasch in das Thal von Tena hinab brachte.

Bereits um fünf Uhr kamen wir nach Sallent, woselbst ich bis zum nächsten Morgen verweilte. Sallent, ein großer und volkreicher Flecken, die höchste Ortschaft des Val de Tena, liegt äußerst romantisch über dem linken Ufer des Gállego am steilen Abhange eines ungeheuern nackten Felskolosses, welcher sich isolirt am Eingange einer finstern Seitenschlucht erhebt, durch die ein starker Bach herabbraust. Die Posada, ein recht leidliches, aber, wie überall in den Pyrenäen, theures Wirthshaus, besitzt nach meinen Beobachtungen eine absolute Höhe von 3756 par. Fuß. Die Umgebungen des größtentheils mit Schiefer gedeckten Ortes, dessen Gassen zum Theil so steil ansteigen, daß die Häuser terrassenförmig über einander liegen, sind schön angebaut, und contrastiren durch ihr üppiges Grün sehr anmuthig gegen das blendende Weiß der malerisch geformten Schneeberge, die allenthalben über die schroffen, theilweis mit Nadelholz bewaldeten Abhänge des Thales herabschauen. Es war gut, daß wir uns diesen Tag unter Dach und Fach befanden, denn gegen Abend entlud sich ein heftiges Gewitter, begleitet von starkem Regen und Hagelschlag. Von meinem Zimmer aus konnte ich die Bildung und den Verlauf desselben bequem beobachten. Rabenschwarze Wolken verhüllten die ganze obere Hälfte des weiten Thales und zogen, vom Sturme gepeitscht, in wunderlichen Gestalten an den Schneekolossen vorüber, die von Zeit zu Zeit

grell durch das flackernde Licht der Blitze beleuchtet wurden. Furchtbar rollte der Donner in den zahllosen Gründen und Schluchten des Gebirges, nach allen Seiten hin sprühten flammende Blitze: es war ein prachtvolles Naturschauspiel. Bis tief in die Nacht hinein tobte das Gewitter, und schon fürchtete ich, daß ich gezwungen sein würde, noch einen Tag in Sallent bleiben zu müssen. Allein dem Kampfe der Elemente folgte ein wunderschöner Morgen, weshalb ich nicht länger zögerte, meinen Wanderstab weiter zu setzen. Das Ziel dieses Tages waren die in ganz Spanien wegen ihrer Heilkraft berühmten Bäder von Panticosa, die am Anfange eines Seitenthales des Val de Tena mitten in der Alpenregion liegen. Der Weg dahin führt zwei Stunden lang an dem linken Thalgehänge des Val de Tena abwärts, worauf er zu einem waldigen Kamme emporsteigt, welcher dieses Thal von der erwähnten Schlucht von Panticosa scheidet. Das Val de Tena ist viel weniger wild als das vom Aragon durchströmte Thal, obwohl es zwischen höheren Bergen liegt. Wegen seiner bedeutenden Weite bietet es fortwährend die prachtvollsten Aussichten auf das schneebedeckte Hochgebirge dar. Der Gállego, ein eben so wasserreicher Fluß, wie der Aragon, windet sich in malerischen Krümmungen durch seinen mit Wiesen, Saaten und Laubgehölzen erfüllten Grund, in dessen grünem Schooße mehrere wohlhabend aussehende Dörfer,

umkränzt von Obst- und Nußbäumen, ruhen. Von dem erwähnten waldigen Kamme aus eröffnet sich plötzlich eine großartige Aussicht über ein tiefes, rings von schroffen, zackigen Kalkfelsen und himmmelhohen Schneebergen umgürtetes Thalbassin, welches durch die Vereinigung mehrerer Barrancos entstanden und mit waldbedeckten Hügeln erfüllt ist. Hier liegt, dicht am Fuße der steilen Felswände des rechten Gehänges, halb vergraben unter Kastanien und Nußbäumen, an denen sich die Weinrebe in malerischen Gewinden emporrankt, der Flecken Panticosa. Die gleichnamigen Bäder befinden sich drei Stunden weiter aufwärts am Ursprunge des Rio Calderas, welcher das Thalbecken von Panticosa bewässert. Eine steile, mit Geröll und Blöcken bestreute Felslehne, über die ein Bach herabrauscht, bildet den obern Ausgang des Ortes. Bald hinter den letzten gleich Vogelnestern an den Felswänden klebenden Häusern verengen zwei thurmartige Felsberge das Thal zu einer schmalen Kluft, aus welcher der Calderas schäumend hervorbricht. Die auf diese Spalte folgende Schlucht gehört zu den wildesten Alpengründen, die ich in den Pyrenäen und überhaupt gesehen habe. Der Weg, meist in das Gestein gesprengt, windet sich fortwährend an dem rechten Gehänge hin. In ununterbrochenen Kaskaden tobt der Calderas, ein blaugrüner Alpenbach, hart neben dem Wege in einer unzugänglichen Kluft, welche die unterste

Basis entsetzlich schroffer, von zahllosen Schluchten durchfurchter Felsenberge bildet, die nach oben hin in zackige Schneepyramiden auslaufen. Einzelne, sanfter geneigte Stellen der Gehänge sind mit Nadelwaldung bedeckt. Im Winter ist diese Schlucht unzugänglich und im Frühlinge wegen der häufigen Schneestürze gefährlich zu passiren. Noch versperrte an einer der engsten Stellen eine herabgestürzte Lawine den Grund der Schlucht, ein hohes Eisgewölbe über dem schäumenden Bache bildend. Nach ungefähr zweistündigem Emporsteigen hört die Baum- und Strauchvegetation auf und erscheint der Kalk durch Granit ersetzt, der in kolossalen nackten Felsmassen oft von abenteuerlicher Gestalt zu beiden Seiten des Baches aufragt. Endlich wird die Schlucht weiter und ebener, man überschreitet den Calderas, welcher, in mehrere Arme getheilt, kleine flache, mit Alpenrosen geschmückte Grasinseln in seinem Bette umschließt, und plötzlich steht man am Eingange eines imposanten, rings von majestätischen Schneebergen umschlossenen Circus und am Rande eines wunderschönen, klaren Alpensees, aus dem der Rio Calderas hervorströmt. Hier liegen, am östlichen Ufer des Sees, die Bäder von Panticosa.

Die Mineralwässer von Panticosa sind sowohl ihrer chemischen Zusammensetzung nach, als hinsichtlich ihrer therapeutischen Wirkung den berühmten Quellen von Bagnères de Luchon ähnlich. Die eine der fünf

Quellen, Fuente de los Herpes genannt, besitzt einen starken Schwefelgehalt und wird daher mit Erfolg gegen hartnäckige Hautausschläge angewendet. Die vier andern, Fuente de la Salud, Fuente del Estòmago, Fuente del Higado und Fuente de la Jaquesa enthalten kohlen- und salzsaure Alkali- und Eisensalze. Die Fuente de la Salud wird blos zum Trinken benutzt und besitzt einen ziemlich angenehmen, säuerlichen Geschmack. Das Wasser aller fünf Quellen ist lau, das der Fuente del Estòmagó am wärmsten*). Letztere liegt um viertehalb hundert Fuß höher als die übrigen Quellen, nach meiner Messung 5129 par. Fuß über dem Meere, am steilen Abhange der das Bassin gegen Nordosten einschließenden Gebirgsmasse. Ueber den Quellen sind drei geräumige Badehäuser erbaut, von denen ein jedes eine Reihe reinlicher und netter Badestübchen enthält. Das Gebäude, in welchem die Fuente de los Herves und Fuente del Higado quellen, ist mit einer hübschen Colonade zum Promeniren bei schlechtem Wetter versehen. Außer den drei Badegebäuden giebt es noch drei große, zur Aufnahme der Badegäste bestimmte, aus zwei Stockwerken bestehende Gebäude, in denen sich eine Menge freundlicher und

*) Die Temperaturen der fünf Quellen sind: 1. Fuente del Higado = + 22° R. 2. Fuente de los Herpes = + 21°,5 R. 3. Fuente del Estòmago = + 25°,7 R. 4. Fuente de la Salud = + 21° R. 5. Fuente de la Jaquesa = + 16° R.

ziemlich bequem eingerichteter, ja sogar heizbarer Zimmer befinden. Das unweit des Sees in 4852 par. Fuß Seehöhe gelegene, la Posada genannte Gebäude dient als Traiteurhaus. Eine Kapelle, eine Kaufhalle und ein Stallgebäude vervollständigen die kleine Ortschaft, deren weißgetünchte, mit spitzen Schieferdächern und grünen Jalousieen versehene Gebäude einen ungemein freundlichen Eindruck in Mitten jener großartigen, wildromantischen Alpenlandschaft machen. Die Bäder von Panticosa sind erst seit wenigen Jahren so recht in Aufnahme gekommen und gehören jedenfalls zu den am besten eingerichteten Bädern Spaniens. Es ist für eine vortreffliche Küche, für literarische Unterhaltung, für tüchtige Aerzte und gute Verpflegung der Kranken bestens gesorgt, und fehlt es auch an geschmackvollen Promenaden und Gärten, die sich dort beim besten Willen nicht anlegen lassen, weil in jener Höhe außer Alpenkräutern nichts mehr gedeiht, so bieten dafür die unmittelbaren Umgebungen die romantischsten Spaziergänge dar, die man sich denken kann. Der Aufweg zur Fuente del Estómago gewährt reizende Aussichten auf den zu Füßen ruhenden Thalkessel mit seinem blauen See und seinem smaragdenen, von silbernen Bächen durchschlängelten Wiesengrund, und auf die riesigen, grotesken Granitmassen und Eiskolosse seiner Umgebung. Wer aber nicht gern bergan steigt, kann sich auf den blumigen Grasmatten am See

ergehen, an dessen Ufer eine elegante Gondel zu einer Promenade auf dem klaren, tiefblauen Spiegel einladet, oder will er ein großartiges Schauspiel genießen, die benachbarten Wasserfälle besuchen. Der gegen hundert Fuß tiefe Alpensee wird nämlich von vier starken Bächen gespeist, die in prachtvollen Wasserfällen über die Thalwände herabstürzen. Unter letztern ist der im hintersten gegen Norden gekehrten Winkel des Circus befindliche, welcher durch den stärksten Bach gebildet wird, der großartigste. Der Bach entspringt, wie mir versichert wurde, aus einem in der Schneeregion gelegenen See, von wo er in einer ununterbrochenen Kaskade bis an den Rand einer schauerlichen, von ihm allmälig ausgehöhlten Kluft gelangt, in welche er in mehreren Absätzen hinabstürzt. Die Gesammthöhe des Katarakts beträgt gegen 600 Fuß; doch kann man ihn wegen der Engigkeit der Schlucht von unten nicht ganz überschauen. Dies ist blos von dem äußersten Vorsprunge eines kolossalen Granitfelsens möglich, welcher ungefähr in der halben Höhe des Wasserfalles von der rechten Wandung der Schlucht über den schwarzen Schlund vorspringt und nur von oben her zugänglich ist. Ich besuchte diesen Punct den folgenden Tag bei meiner Rückkehr aus der Schneeregion. Obwohl keine Gefahr vorhanden ist, so gehört doch einiger Muth dazu, jenen Felsen zu betreten, denn man hat den donnernden Wassersturz sowohl über und neben sich, als

unter seinen Füßen. Ein kolossaler Wasserstrahl von vielleicht zweihundert Fuß Höhe, welcher den zweiten Absatz des Katarakts bildet, bricht sich an der Basis des Felsenvorsprungs, so daß das Wasser mehrere Klaftern hoch, in weißen Schaum und Dampf aufgelöst, gen Himmel sprützt, und der Felsen, auf dem man steht, fortwährend erzittert. Blickt man aufwärts, so ist es, als müsse der riesige, ungefähr zehn Fuß breite Wasserstrahl einem auf den Kopf stürzen, und schaut man abwärts, so sieht man nichts, als eine kochende Schaummasse, die in wirbelnden Strudeln in die nachtschwarze Tiefe hinabsinkt. Dieser imposante Katarakt gehört jedenfalls zu den größten und prächtigsten Wasserfällen der an Katarakten so überaus reichen Centralpyrenäen. Ein anderer, beinahe eben so wasserreicher Bach tobt über eine schroffe Felsenlehne von vielen hundert Fuß Länge herab, eine malerische Kaskade von bedeutender Breite bildend, und scheidet den Badeort in zwei ungleiche Hälften. Die beiden andern, etwas schmälern Bäche stürzen den Bädern gegenüber von der westlichen Thalwand aus Höhen von mehr als 1000 Fuß in mehreren an einander gereihten Katarakten hernieder, liegen jedoch bereits zu fern, als daß ihre Wasserfälle einen so großartigen Eindruck hervorbringen könnten, wie die beiden im Vorstehenden geschilderten.

Unter den Schneebergen, welche den Thalkessel der

Bäder umringen, zeichnen sich besonders die der Westseite durch bedeutende Höhe und kühne Formen aus. Es ragen hier von dem Rande des etwa 2000 Fuß über den Spiegel des Alpensees sich erhebenden Gebirgswalles, welcher die eigentliche Umgürtung des Circus bildet, drei gewaltige Bergkegel empor, von denen der mittelste, Punta de Bondellas genannt, am höchsten ist. Ein Streit mit dem eben anwesenden Besitzer der Bäder, welcher diesem Berge, sowie den übrigen Gipfeln eine offenbar viel zu große Meereshöhe beilegen wollte, bewog mich, den folgenden Tag, am 28. Juni, eine Excursion in die Schneeregion zu unternehmen, um wo möglich die genannte Punta zu ersteigen und deren Höhe barometrisch zu bestimmen. Ein Hirt erbot sich, mich bis an den Fuß des Kegels zu führen, denn dessen Gipfel zu erklimmen, hatten weder er, noch irgend ein Anderer bisher versucht. Das Wetter war leider nicht so günstig wie die vorhergehenden Tage, indem sich während der Nacht ein Gewitter entladen hatte, in Folge dessen der Himmel am Morgen mit schwerem Gewölk bedeckt erschien, welches von Zeit zu Zeit auch die Berggipfel verhüllte. Jedoch fing in der neunten Stunde das Gewölk sich zu zertheilen an, und da der Hirt meinte, daß ein Gewitter nicht zu befürchten stehe, so traten wir, er, ich und mein Bedienter, um 9 Uhr zu Fuß unsere Alpenwanderung an. An einen Weg war natürlich nicht

zu denken. Nach anderthalbstündigem Emporklettern über steile, mit losem Granitgerölle und moorigen Triften bedeckte Abhänge kamen wir an die Basis einer ungeheuer langen und breiten Schneelehne, die sich zwischen zwei schroffen Felsengräten bis zum Fuße der Punta de Bondellas hinanzog und den einzig möglichen Aufweg zu diesem Felskoloß darbot. Der Schnee war weich, so daß wir nicht befürchten durften, auszurutschen. Aber es war eine höchst ermüdende Parthie, denn bei jedem Schritt sank man bis an die Kniee in den Schnee ein, und die Lehne wollte kein Ende nehmen. Wir hatten sie noch nicht zur Hälfte erstiegen, als mein Bedienter genöthigt wurde, umzukehren, indem er sich seine Hanfsandalen auf dem scharfen Granitgerölle dermaßen zerrissen hatte, daß sie ihm auf dem nassen Schnee von den Füßen fielen. Auch ich verspürte die Kälte des Schnees empfindlich, da ich ebenfalls blos Hanfschuhe trug, mochte aber das Unternehmen nicht aufgeben. Geleitet von dem Hirten, welcher meine Botanisirbüchse und die Bota (Weinschlauch) trug, kletterte ich, das Barometer auf dem Rücken, weiter an der immer steiler werdenden Schneewand empor und gelangte endlich um halb zwölf Uhr auf einen schmalen, dachförmig gestalteten Felsengrat, welcher die Basen der Punta de Bondellas und der ihr zunächst gegen Norden gelegenen Punta de Machimaña verbindet. Eine schauerliche Winterlandschaft breitete sich vor uns

aus. Zu unsern Füßen lag in einem weiten, mit ungeheuern Schneemassen erfüllten Becken ein großer, noch ganz zugefrorner Alpensee; so weit das Auge reichte, nichts als Schnee und Eis, und nackte, schwarze Granitklippen. Das Wetter hatte sich unterdessen wieder recht ungünstig gestaltet, denn die Wolken streiften fortwährend über unsere Köpfe hin und verhüllten die beiden Berggipfel, zwischen denen wir uns befanden, oft gänzlich. Trotzdem versuchte ich, die Punta de Bondellas zu erklimmen, mußte aber nach wiederholten vergeblichen Versuchen, einen Aufweg zu entdecken, davon abstehen. Doch halte ich sie nicht für unersteiglich; nur damals war die Ersteigung derselben unmöglich, oder wenigstens mit Lebensgefahr verknüpft, weil alle Schluchten, welche den furchtbar steilen Kegel durchfurchen und allein einen Aufweg darbieten können — denn die Räume zwischen den Schluchten bestehen aus unzugänglichen Felsmassen — noch ganz und gar mit Schnee erfüllt waren und dieser überall an seiner Oberfläche hart gefroren war. Um wenigstens nicht vergeblich in die Schneeregion heraufgeklettert zu sein, erstieg ich die Punta de Machimaña, welche zugänglicher ist, weil sie blos aus über einander gethürmten Granitblöcken besteht. Aus der auf ihrem Gipfel angestellten Barometerbeobachtung ergab sich ihre absolute Höhe zu 8258 par. Fuß; die Punta de Bondellas dürfte vielleicht um 300 bis 400 Fuß höher sein.

Die Wolkendecke hatte sich mittlerweile gehoben, zerriß bisweilen, vom Nordwinde, der uns alle Glieder erstarren machte, rasch gen Süden getrieben, und gestattete uns dann und wann momentane Aussichten auf die gegen Osten sich erhebenden höchsten Gipfel der Centralpyrenäen, die hell von der Sonne beschienen waren. Diese schnell vorübergehenden, Dioramabildern gleichenden Aussichten werden mir unvergeßlich bleiben. Uns gerade gegenüber, jenseits des Kessels der Bäder, welche winzig klein in Vogelperspective tief unter unsern Füßen lagen, ragten hinter einander die riesigen Eiskegel des Vignemale (10340′) und des Marboré (10370′) auf; in größerer Ferne und mehr gen Südosten blinkten die breiten Schneepyramiden der „drei Schwestern" (las tres sorores), deren mittelste der allbekannte Mont Perdu (10482′) ist; in nebliger Ferne endlich dämmerten die beschneiten Höhen der Pässe von Oo und Benasque, und darüber in ungewissen Umrissen die zackigen Schneegipfel der Maladetta. Gegen Norden und Westen war das Gebirge fortwährend durch Wolken verhüllt; gegen Süden zeigten sich dann und wann die im Sonnenschein erglänzenden Gebirge Hocharagoniens und die weiten grauen Ebenen des Ebrobassins. In den nähern Umgebungen unseres Standpunctes erblickten wir außer dem schon erwähnten See und dem von Panticosa noch vier andere Seen, von denen drei noch gänzlich gefroren

waren. Der vierte, Laguna de Zaragnala genannt, lag zu unsern Füßen tief unter der nordöstlichen Basis der Punta de Machimaña. Eine steil geneigte Schneelehne von ungeheuerer Länge erstreckte sich von dem Fuße der Punta bis an die Felsen, welche den See umgürten. Da ich an den Rändern dieser halb aufgethauten Laguna einige Vegetation zu finden hoffte, so unternahm ich es, über die erwähnte Schneelehne hinabzusteigen. Allein der Schnee war hier an seiner Oberfläche stellenweis gefroren, und so kam es, daß ich, da ich keine Steigeisen trug, nach kurzem Hinabsteigen plötzlich ausglitt und nun in rasender Schnelle über den einem Dache gleichenden Schneeabhang hinabfuhr. Endlich gelang es mir, an einer Stelle, wo der Schnee weich war, meinen Stock tief in denselben zu stoßen, und mich daran fest zu halten; sonst hätte ich diese Rutschpartie mit dem Leben bezahlen können, da die Schneelehne unten mit einer Felsmauer von mehr als hundert Fuß Höhe endete. Während ich ausruhte, hörte ich über mir ein Rauschen: es war mein Führer, der ebenfalls ausgerutscht war, und nun, gleich mir, den steilen Abhang herunter segelte. Nachdem er noch einige Klaftern weiter als ich hinabgeflogen war, konnte er sich auch wieder aufraffen. Wir kamen endlich wohlbehalten zur Laguna hinab. Mein Barometer hatte unbegreiflicherweise durch die Rutschpartie nicht gelitten und so konnte ich die Höhe der

Laguna de Zaraguala messen, welche 6694 par. Fuß beträgt. Etwa hundert Fuß tiefer nach dem Becken von Panticosa zu liegt ein zweiter See, der völlig aufgethaut war. Von hier aus richteten wir unsere Schritte nach dem großen Katarakt, den ich schon geschildert habe. Nach fünf Uhr langten wir wieder wohlbehalten bei den Bädern an.

Gern hätte ich noch länger in den Bädern von Panticosa verweilt, da dieselben ein ungemein günstig gelegener Punct für einen Naturforscher sind; allein die enormen Preise, welche dort tarifmäßig bezahlt werden müssen, machten mir dies unmöglich. Wer sich in Panticosa längere Zeit aufhalten will, muß einen sehr gut gefüllten Beutel besitzen, denn die Wohnung allein kostet dort täglich à Person 5 Francs. Jedes Bett muß man noch außerdem mit 4 Realen (über einen Franc) täglich bezahlen und der Lebensunterhalt kommt per Tag à Person 7 Francs. Wer nun gar Pferde und Bedienten mit sich führt, der kann binnen wenigen Tagen eine bedeutende Summe Geldes los werden. Der anderthalbtägige Aufenthalt in den Bädern hatte meine Kasse auch wirklich dergestalt angegriffen, daß ich mich entschließen mußte, bereits den 29. Juni nicht nur Panticosa, sondern die Pyrenäen überhaupt zu verlassen und schleunigst nach Jaca zurückzukehren. Es war ein sehr schöner, warmer Tag. Der Weg führt von dem Flecken Pueyo, wel-

cher an der Mündung des Thales von Panticosa liegt, fortwährend am Rio Gállego im Val de Tena abwärts, das sich bald unterhalb des genannten Ortes in eine höchst romantische, zu beiden Seiten von hohen Waldbergen eingeschlossene Thalschlucht verengt. Außer einer halb im Walde versteckten Hermita und einem Gehöft, in dessen Nähe sich ein altes Kastell befindet, welches malerisch auf einem kühnen, auf drei Seiten von dem brausenden Flusse umspülten Felsen thront, sieht man zwei Stunden lang keine menschliche Wohnung. Endlich wird das Thal weit, die Gehänge verflachen sich, und bald erblickt man den großen, zu beiden Seiten des Gállego in 2444 par. Fuß Seehöhe gelegenen Flecken Biescas, woselbst das Gebirge endet und die Hochebene von Jaca beginnt. Längs des linken Ufers des Gállego setzt sich ein Ausläufer der Pyrenäen noch weit in der Form eines kahlen Bergzuges fort, an dessen steilem Abhange mehrere erdfahle Ortschaften und eine maurische Burg liegen, während das rechte blos von der unbedeutenden Böschung des Plateau von Jaca begränzt ist. Ein sechsstündiger Ritt brachte mich noch denselben Abend nach der Hauptstadt Hocharagoniens zurück. —

Anhang.

I.

Hypsometrische Bestimmungen.

Eine der Hauptaufgaben, welche ich mir bei der Unternehmung meiner zweiten Reise nach Spanien gestellt hatte, war die, die absolute und relative Höhe der Plateaus und Gebirge durch Barometerbeobachtungen zu bestimmen, um dadurch sichere Grundlagen für pflanzengeographische Untersuchungen, besonders für die Abgränzung der sogenannten Regionen zu gewinnen. Namentlich hatte ich mir vorgenommen, die in Rücksicht auf ihre Höhe noch wenig oder gar nicht gekannten Absätze, Plateaus und Gebirge des östlichen oder iberischen, die Mulde des Ebrobassins gegen Westen begränzenden Abhanges des centralen Tafellandes, sowie die Scheidegebirge zwischen Leon und Estremadura, die Gebirge, die sich in Estre=

madura zwischen den Thälern des Tajo und Guadiana erheben, die Sierra Morena und die Gebirge von Jaen, Murcia und Valencia einer möglichst sorgfältigen barometrischen Nivellation zu unterwerfen. Dieses Project scheiterte jedoch dadurch, daß mein Barometer auf der Reise von Jaca nach Zaragoza durch unberufene Hände aus Ungeschick oder Bosheit zerbrochen wurde. Da ich es in Zaragoza nicht repariren lassen konnte, weil es daselbst keinen Mechanikus gab, der dies zu besorgen verstanden hätte, so schickte ich das Instrument abermals nach Bordeaux zurück, von woher ich es erst Ende November, kurz vor meiner Abreise von Madrid, zurück erhielt — und abermals zerbrochen! Die Untersuchung der südwestlichen Gegenden der Halbinsel machte der Umstand, daß ich meine Reise bereits, als ich sie kaum zum dritten Theil vollendet hatte, aufgeben mußte, unmöglich; wohl aber hätte ich in den centralen und östlichen Gegenden des spanischen Tafellandes viele Puncte hypsometrisch bestimmen können, wäre mein Barometer mir nicht zerbrochen worden.

Die im Nachstehenden mitgetheilten Barometerbeobachtungen wurden mit einem für das Höhenmessen eingerichteten Gefäßbarometer aus dem Atelier von Pistor und Martins in Berlin gemacht. Alle sind nur als approximative Bestimmungen zu betrachten, da ich niemals correspondirende Beobachtungen vergleichen konnte.

Berechnet wurden die beobachteten Barometerstände nach den hypsometrischen Tafeln von Gauß. Als Basis aller Beobachtungen und Berechnungen dienten die in Yrun und am Strande des Meeres, im Niveau des Oceans bei Yrun gemachten Barometer- und Thermometerbeobachtungen. Der Gang meines Barometers in Yrun war folgender:

I. Vom 28. April bis 1. Mai. II. Vom 3. bis 11. Juni.

Dat.	8 Uhr Morg.	12 Uhr Mittags	8 Uhr Abends	Dat.	8 Uhr Morg.	12 Uhr Mittags	8 Uhr Abends
April				Juni			
28.	338''',00	339''',00	338''',86	3.	341''',54	341''',22	340''',00
29.	338,92	339,00	339,44	4.	339,68	340,40	340,20
30.	339,00	338,92	338,82	5.	339,86	339,88	339,30
Mai				6.	339,42	339,60	339,68
1.	338,20	338,20	338,24	7.	339,74	339,72	340,00
				8.	341,36	342,82	342,84
				9.	341,72	341,00	339,60
				10.	338,52	338,70	339,40
				11.	340,06	340,38	340,60

Mittlerer Barometerstand vom 28. April bis 1. Mai = 338''',70. Mittlerer Barometerstand vom 3. bis 11. Juni = 340''',26.

NB. Die Barometerstände sind in Linien des Pariser Fußmaaß ausgedrückt. Am 30. April Nachmittags beobachtete ich den Stand des Barometers an der Mündung des Bidassoaflusses im Niveau des Meeresspiegels, um die Höhe des Beobachtungspunctes in Yrun zu bestimmen. Diese Beobachtung hat allen folgenden Berechnungen als Basis gedient.

1. Bestimmung d. Beobachtungspunct. in Yrun.

Beobachtung.

Stand des Baromet. in Yrun	um	4	Uhr Nachmitt.	: 338''',84
" " " am Meere	"	5	" "	: 340,48
" " " in Yrun	"	6	" "	: 338,82
Temperatur des Quecksilbers	"	4	" "	: + 12°,0 R.
" " "	"	5	" "	: + 13,0 "
" " "	"	6	" "	: + 11,4 "
" der Luft	"	4	" "	: + 11,7 "
" " "	"	5	" "	: + 10,7 "
" " "	"	6	" "	: + 10,3 "

Mittlerer Barometerstand der obern Station = 338''',83
Polhöhe gleich 44°.

Berechnung.

$H = 340{,}48 \quad T' = +13{,}0 \quad T = +10{,}7 \quad T + t = +21{,}0 = A'$

$h = 338{,}83 \quad t' = +11{,}4 \quad t = +10{,}3 \quad \varphi = 44^{0}$

$$\begin{aligned}
\text{Log. } H &= 2{,}53209 - 10 \quad T' = 2{,}53079 \\
\text{Log. } h &= 2{,}52998 - 10 \quad t' = 2{,}52888 \\
&\qquad\qquad 0{,}00191 = u \\
\text{Log. } u &= 8{,}28103 + A' = 3{,}05603 \\
&\qquad\qquad B = \quad + 4 \\
&\qquad \text{Log. } V' = 3{,}05607 \\
&\qquad\qquad C = \quad + 3 \\
&\qquad \text{Log. } X = 3{,}05610 \\
&\qquad\qquad x = 116{,}17
\end{aligned}$$

Es ergiebt sich also hieraus für den Beobachtungspunct in Yrun (mein Wohnzimmer im ersten Stockwerke des Parador de las Diligencias) eine absolute Höhe von 116,17 par. Fuß. Da nun die Stelle, wo mein Barometer daselbst aufgehängt war, 24,5 par. Fuß über dem

Pflaster der Plaza de la Constitucion erhaben lag, so besitzt der Platz von Yrun eine Seehöhe von 91,67 par. Fuß*).

2. Bestimmung der Höhe des Monte de la Haya.

Beobachtung, am 2. Mai.

Barom. in Yrun, 6 Uhr Morgens:			339,32
„ Gipfel der Haya,	$11\frac{1}{2}$ Uhr:		308,82
Temperatur des Quecksilbers	6	„ :	$+ 10^{\circ},7$ R.
„ „ „	$11\frac{1}{2}$	„ :	$+ 4,3$ „
„ der Luft	6	„ :	$+ 7,7$ „
„ „ „	$11\frac{1}{2}$	„ :	$+ 6,0$ „

NB. Mittlerer Barometerstand der untern Station nicht zu beobachten, weil auf dem Rückwege das Barometer zerbrochen worden war.

Berechnung.

$H = 339,32 \quad T' = +10,7 \quad T = +7,7 \quad T + t = +13,7$

$h = 308,82 \quad t' = +\ 4,3 \quad t = +6,0 \quad \varphi = 44^{\circ}$

$\text{Log. } H = 2,53062 - 10\ T' = 2,52955$

$\text{Log. } h = 2,48970 - 10\ t' = 2,48927$

$0,04038 = u$

$\text{Log. } u = 8,60616 + A' = 3,37354$

$B = \quad + 4$

$\text{Log. } V' = 3,37358$

$C = \quad + 4$

$\text{Log. } X = 3,37362$

$x = 2363,9 =$ rela=

*) Die in den von mir im „Auslande" erschienenen Reiseskizzen, sowie in meiner Schrift über die „Strand= und Steppengebiete der iberischen Halbinsel" (Leipz., b. Friedr. Fleischer, 1852) befindlichen Höhenangaben derselben Puncte, deren Messungen ich hier mittheile, sind unrichtig, indem ein Fehler bei der Berechnung der Seehöhe von Yrun an Ort und Stelle untergelaufen war, und sind daher sämmtlich nach den hier mitgetheilten Berechnungen zu corrigiren.

tive Höhe der Haya über dem Beobachtungsorte in Yrun. Dessen Höhe hinzuaddirt, ergiebt sich die absolute Höhe des höchsten Gipfels des Monte de la Haya zu 2479,9 par. Fuß.

3. Bestimmung der Höhe der Gebirgshütte las Añs am Fuße der Haya.

Beobachtung, am 2. Mai.

Barom. Yrun, 6 Uhr Morgens:			339,33	
„ las Añs, 10 Uhr:			321,00	
„ ebendaselbst $12\frac{1}{2}$ „ :			321,06	
Mittler Barometerstand der obern Station:			321,03	
Temperatur des Quecksilbers	6	Uhr:	+ 10°,7	R.
„ „ „	10	„	+ 7,2	„
„ „ „	$12\frac{1}{2}$	„	+ 7,4	„
„ der Luft	6	„	+ 7,7	„
„ „ „	10	„	+ 6,5	„
„ „ „	$12\frac{1}{2}$	„	+ 6,5	„

Berechnung.

$$H = 339{,}33 \quad T' = +10{,}7 \quad T = +7{,}7 \quad T + t = +14{,}2$$
$$h = 321{,}03 \quad t' = +7{,}2 \quad t = +6{,}5 \quad \varphi = 44^0$$
$$\text{Log. } H = 2{,}53062 - 10 \; T' = 2{,}52955$$
$$\text{Log. } h = 2{,}50654 - 10 \; t' = 2{,}50582$$
$$0{,}02373 = u$$
$$\text{Log. } u = 8{,}37529 + A' = 3{,}14320$$
$$B = +4$$
$$\text{Log. } V' = 3{,}14324$$
$$C = +3$$
$$\text{Log. } X = 3{,}14327$$
$$x = 1390{,}8 = \text{rela-}$$

tive Höhe von las Añs über den Beobachtungsort in Yrun. Also 1390,8 + 116,17 = 1506,97 par. Fuß = absolute Höhe von las Añs.

4. Bestimmung der Höhe von Almansos am Puerto de Belate.

Beobachtung, am 13. Juni.

Barom. Yrun, am 12. Juni, 8 Uhr Morgens:		339,92
„ Almansos, 13. „ 11 „ „		324,94
Temperatur des Quecksilbers in Yrun:	+ 18°,5	R.
„ „ „ „ Almansos:	+ 14,6	„
„ der Luft in Yrun:	+ 17,2	„
„ „ „ „ Almansos:	+ 14,0	„

Berechnung.

$H = 339{,}92 \quad T' = +18{,}5 \quad T = +17{,}2 \quad T + t = +31{,}2$

$h = 324{,}94 \quad t' = +14{,}6 \quad t = +14{,}0 \quad \varphi = 44^0$

$\text{Log. } H = 2{,}53137 - 10 \quad T' = 2{,}52952$

$\text{Log. } h = 2{,}51180 - 10 \quad t' = 2{,}51034$

$0{,}01918 = u$

$\text{Log. } u = 8{,}28284 + \quad A' = 3{,}06826$

$B = \quad + 4$

$\text{Log. } V' = 3{,}06830$

$C = \quad + 2$

$\text{Log. } X = 3{,}06832$

$x = 1170{,}4$ = relative Höhe der Posada von Almansos über dem Beobachtungspuncte in Yrun. Folglich 1170,4 + 116,17 = 1286,57 par. Fuß, = absolute Höhe der Posada von Almansos.

5. Bestimmung der Höhe der Venta de Olave.

Beobachtung.

Barom. Almansos, d. 13. Juni, 11 Uhr Morgens: 324,94
„ Venta, „ 14. „ 3 „ Nachmitt.: 322,72
Temperatur des Quecksilbers in Almansos: + 14°,6 R.
„ „ „ in der Venta: + 15,5 „
„ der Luft in Almansos: + 14,0 „
„ „ „ in der Venta: + 17,0 „

Berechnung.

$H = 324,94$ $T' = + 14,6$ $T = + 14,0$ $T + t = 31,0$
$h = 322,72$ $t' = + 15,5$ $t = + 17,0$ $\varphi = 43^0$
Log. $H = 2,51180 - 10$ $T' = 2,51034$
Log. $h = 2,50882 - 10$ $t' = 2,50727$
$0,00307 = u$
Log. $u = 8,48713 + A' = 2,27235$
$B = + 9$
Log. $V' = 2,27244$
$C = + 1$
Log. $X = 2,27245$
$x = 187,26$ = relative Höhe der Venta über Almansos. Folglich 187,26 + 1286,57 = 1473,83 par. Fuß, = absolute Höhe der Venta de Olave.

6. Bestimmung der Höhe des Constitutionsplatzes von Pamplona.

Beobachtung.

Bar. Venta de Olave, 15. Juni, $4\frac{1}{2}$ Uhr Nachmitt.: 321,92
„ Pamplona, „ „ 9 „ Abends: 322,74
Temperatur des Quecksilbers in der Venta: + 13°,6 R.
„ „ „ „ Pamplona: + 13,2 „
„ der Luft in der Venta: + 13,8 „
„ „ „ „ Pamplona: + 13,0 „

Berechnung.

$H = 322{,}74 \quad T' = +13{,}2 \quad T = +13{,}0 \quad T + t = +26{,}8$
$h = 321{,}92 \quad t' = +13{,}6 \quad t = +13{,}8 \quad \varphi = 43^0$
$\text{Log. } H = 2{,}50885 - 10 \quad T' = 2{,}50753$
$\text{Log. } h = 2{,}50774 - 10 \quad t' = 2{,}50638$
$0{,}00115 = u$
$\text{Log. } u = 8{,}06069 + A' = 1{,}84164$
$B = +9$
$\text{Log. } V' = 1{,}84173$
$C = +1$
$\text{Log. } X = 1{,}84174$
$x = 69{,}46$ = relative Höhe der Venta über dem Constitutionsplatze in Pamplona. Also 1473,83 — 69,46 = 1404,37 par. Fuß, = absolute Höhe des Constitutionsplatzes von Pamplona.

7. Bestimmung der Höhe von Liédena.

Beobachtung.

Barom. Pamplona, d. 17. Juni, 7 Uhr Morgens: 321,46
" Liédena, " " " 8 " Abends: 324,82
Temperatur des Quecksilbers in Pamplona: + 14°,1 R.
" " " " Liédena: + 15,5 "
" der Luft in Pamplona: + 14,0 "
" " " " Liédena: + 15,2 "

Berechnung.

$H = 324{,}82 \quad T' = +15{,}5 \quad T = +15{,}2 \quad T + t = +29{,}2$
$h = 321{,}46 \quad t' = +14{,}1 \quad t = +14{,}0 \quad \varphi = 43^0$
$\text{Log. } H = 2{,}51164 - 10 \quad T' = 2{,}51009$
$\text{Log. } h = 2{,}50712 - 10 \quad t' = 2{,}50571$
$0{,}00438 = u$
$\text{Log. } u = 8{,}64147 + A' = 2{,}42487$
$B = +9$
$\text{Log. } V' = 2{,}42496$
$C = +1$
$\text{Log. } X = 2{,}42497$
$x = 266{,}06$ = rela-

tive Höhe von Pamplona über Liédena. Also 1404,37 — 266,06 = 1138,3 par. Fuß, = absolute Höhe von Liédena.

8. Bestimmung der Höhe des Badehauses zu Tiermas.

Beobachtung.

Barom.	Liédena, den 18. Juni,	7 Uhr	Morgens:	324,90
„	Tiermas, „ „ „	11 „	„	324,00
Temperatur des Quecksilbers in Liédena:				+ 15°,0 R.
„ „ „ „ Tiermas:				+ 16,7 „
„ der Luft in Liédena:				+ 14,8 „
„ „ „ „ Tiermas:				+ 16,4 „

Berechnung.

$H = 324{,}90 \quad T' = +15{,}0 \quad T = +14{,}8 \quad T + t = +31{,}2$

$h = 324{,}00 \quad t' = +16{,}7 \quad t = +16{,}4 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2{,}51174 - 10\, T' = 2{,}51024$

$\text{Log. } h = 2{,}51054 - 10\, t' = 2{,}50887$

$0{,}00137 = u$

$\text{Log. } u = 8{,}13672 + A' = 1{,}92214$

$B = +9$

$\text{Log. } V' = 1{,}92223$

$C = +1$

$\text{Log. } X = 1{,}92224$

$x = 83{,}6$ = relative Höhe des Badehauses von Tiermas über Liédena. Folglich 83,6 + 1138,3 = 1221,9 par. Fuß, = absolute Höhe des Badehauses von Tiermas.

9. Bestimmung der Höhe des Molino de Arres.

Beobachtung.

Barom. Tiermas, den 18. Juni, 12 Uhr Mittags: 324,00
„ Molino, „ „ „ 9 „ Abends: 320,44
Temperatur des Quecksilbers in Tiermas: + 16°,7 R.
„ „ „ „ Molino: + 15,5 „
„ der Luft in Tiermas: + 16,4 „
„ „ „ „ Molino: + 17,2 „

Berechnung.

$H = 324{,}00 \quad T' = +16{,}7 \quad T = +16{,}4 \quad T + t = +33{,}6$
$h = 320{,}44 \quad t' = +15{,}5 \quad t = +17{,}2 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2{,}51054 - 10 \quad T' = 2{,}50887$
$\text{Log. } h = 2{,}50574 - 10 \quad t' = 2{,}50419$
$0{,}00468 = u$
$\text{Log. } u = 8{,}67024 + A' = 2{,}45808$
$B = +9$
$\text{Log. } V' = 2{,}45817$
$C = +1$
$\text{Log. } X = 2{,}45818$
$x = 287{,}2$ = relative Höhe des Molino über Tiermas. Folglich 287,2 + 1221,9 = 1509,1 par Fuß, = absolute Höhe des Molino de Arres.

10. Bestimmung der Höhe von Jaca.

Beobachtung.

Barom. Molino de Arres, 19. Juni, 7 Uhr Morg.: 320,36
„ Jaca, „ „ 5 „ Nachm.: 311,22
Temperatur des Quecksilbers im Molino: + 15°,5 R.
„ „ „ in Jaca: + 14,3 „
„ der Luft im Molino: + 14,8 „
„ „ „ in Jaca: + 14,2 „

Berechnung.

$H = 320,36 \quad T' = +15,5 \quad T = +14,8 \quad T+t = +29,0$

$h = 311,22 \quad t' = +14,3 \quad t = +14,2 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2,50563 - 10 \quad T' = 2,50408$

$\text{Log. } h = 2,49306 - 10 \quad t' = 2,49163$

$0,01245 = u$

$\text{Log. } u = 8,09516 + A' = 2,87836$

$B = +9$

$\text{Log. } V' = 2,87845$

$C = +1$

$\text{Log. } X = 2,87846$

$x = 755,9$ = relative Höhe von Jaca über dem Molino de Arres. Folglich 755,9 + 1509,1 = 2265,0 par. Fuß, = absolute Höhe von Jaca (der Posada del Esquilador, oberes Stockwerk).

11. Bestimmung der Höhe der Peña de Oroël.

Beobachtung.

Barom. Jaca, den 21. Juni, früh $5^1/_4$ Uhr:	310,82
„ Gipfel d. Peña de Oroël, 11 Uhr Morg.:	279,42
„ Jaca, Abends $8^3/_4$ Uhr:	311,60
Temperatur d. Quecksilb. in Jaca, $5^1/_4$ Uhr:	+ 13°,5 R.
„ „ „ auf der Peña:	+ 16,5 „
„ der Luft in Jaca früh:	+ 13,3 „
„ „ „ auf der Peña:	+ 13,6 „

Berechnung.

Der Barometerstand hatte sich nach der in Jaca nach der Rückkehr gemachten Beobachtung von früh $5^1/_4$ bis Abends $8^3/_4$ Uhr um 0,58‴ erhöht, in jeder Stunde

also um 0,03‴. Demnach der Barometerstand um $5^3/_4 \times 0{,}03$ zu erhöhen = 279,68.

$H = 310{,}82\ T' = +13{,}5\ T = +13{,}3\ T + t = 26{,}9$
$h = 279{,}68\ t' = +16{,}5\ t = +13{,}6\ \varphi = 43^0$

$$
\begin{array}{rl}
\text{Log. } H = 2{,}49250 - 10 & T' = 2{,}49115 \\
\text{Log. } h = 2{,}44666 - 10 & t' = 2{,}44501 \\
\hline
& 0{,}04614 = u \\
\text{Log. } u = 8{,}66407 + & A' = 3{,}44512 \\
& B = \quad + 9 \\
\hline
& \text{Log. } V' = 3{,}44521 \\
& C = \quad + 5 \\
\hline
& \text{Log. } X = 3{,}44526 \\
& x = 2833{,}1
\end{array}
$$

= relative Höhe des Gipfels der Peña de Oroël über Jaca. Folglich 2833,1 + 2265,0 = 5098,1 par. Fuß, = absolute Höhe der Peña de Oroël.

12. Bestimmung der Höhe der Hermita de N. S. de la Cueva am Südabhange der Peña de Oroël.

Beobachtung.

Barom. Jaca, früh $5^1/_4$ Uhr: 310,82
" Hermita. $3^1/_2$ " 289,30

Temperatur des Quecksilbers in Jaca:	+ 13°,5 R.
" " " bei der Hermita:	+ 14,2 "
" der Luft in Jaca:	+ 13,3 "
" " " bei der Hermita:	+ 11,7 "

Berechnung.

Barometerstand in der Hermita = $289{,}30 + 9 \times 0{,}03$
= 289,57

$H = 310{,}82 \quad T' = +13{,}5 \quad T = +13{,}3 \quad T + t = 25{,}0$

$h = 289{,}57 \quad t' = +14{,}2 \quad t = +11{,}7 \quad \varphi = 43^{0}$

$\text{Log. } H = 2{,}49250 - 10 \quad T' = 2{,}49115$

$\text{Log. } h = 2{,}46175 - 10 \quad t' = 2{,}46033$

$0{,}03082 = u$

$\text{Log. } u = 8{,}48883 + A' = 3{,}26795$

$B = +9$

$\text{Log. } V' = 3{,}26804$

$C = +3$

$\text{Log. } X = 3{,}26807$

$x = 1853{,}8$ = relative Höhe der Hermita über Jaca. Folglich 1853,8 + 2265,0 = 4118,8 par. Fuß, = absolute Höhe der Hermita.

13. Bestimmung der Höhe von Canfranc.

Beobachtung.

Barom. Jaca,	den 24. Juni, $5^{3}/_{4}$ Uhr Morg.:	311,48
„ Canfranc,	„ „ „ 12 „ Mitt.:	303,68
Temperatur des Quecksilbers in Jaca:		+ 14°,5 R.
„ „ „ „ Canfranc:		+ 19,2 „
„ der Luft in Jaca:		+ 14,3 „
„ „ „ „ Canfranc:		+ 18,5 „

Berechnung.

$H = 311{,}48 \quad T' = +14{,}5 \quad T = +14{,}3 \quad T + t = +32{,}8$

$h = 303{,}68 \quad t' = +19{,}2 \quad t = +18{,}5 \quad \varphi = 43^{0}$

$\text{Log. } H = 2{,}49343 - 10 \quad T' = 2{,}49198$

$\text{Log. } h = 2{,}48241 - 10 \quad t' = 2{,}48049$

$0{,}01148 = u$

$\text{Log. } u = 8{,}05994 + A' = 2{,}84698$

$B = +9$

$\text{Log. } V' = 2{,}84707$

$C = +1$

$\text{Log. } X = 2{,}84708$

$x = 703{,}14$ = rela-

tive Höhe von Canfranc (Posada) über Jaca. Also 703,14 + 2265,0 = 2968,14 par. Fuß, = absolute Höhe von Canfranc.

14. Bestimmung der Höhe des Puerto de Canfranc.

Erste Beobachtung, am 24. Juni.

Barom. Canfranc, 12 Uhr Mittags: 303,68
" Puerto, 7 " Abends: 284,40
Temperatur des Quecksilbers in Canfranc: + 19°,2 R.
" " " auf d. Puerto: + 14,7 "
" der Luft in Canfranc: + 18,5 "
" " " auf dem Puerto: + 13,1 "

Berechnung.

$H = 303,68 \quad T' = +19,2 \quad T = 18,5 \quad T + t = +31,6$

$h = 284,40 \quad t' = +14,7 \quad t = 13,1 \quad \varphi = 43^{\circ}$

$\text{Log. } H = 2,48241 - 10 \quad T' = 2,48049$

$\text{Log. } h = 2,45392 - 10 \quad t' = 2,45245$

$0,02804 = u$

$\text{Log. } u = 8,44777 + A' = 3,23359$

$B = +9$

$\text{Log. } V' = 3,23368$

$C = +3$

$\text{Log. } X = 3,23371$

$x = 1712,8$ = relative Höhe des Puerto über Canfranc. Also 1712,8 + 2968,14 = 4680,94 par. Fuß, = absolute Höhe des Puerto de Canfranc.

Zweite Beobachtung, am 25. Juni.

Barom. Auberge de la Paillette, früh $6\frac{1}{2}$ Uhr: 287,92
„ Puerto de Canfranc, „ $9\frac{1}{4}$ „ 284,20
Temperatur des Quecksilbers in der Auberge: + 14°,1 R.
„ „ „ auf dem Puerto: + 17,9 „
„ der Luft in der Auberge: + 13,6 „
„ „ „ auf dem Puerto: + 16,6 „

Berechnung.

$H = 287{,}92 \quad T' = +14{,}1 \quad T = +13{,}6 \quad T + t = 30{,}2$
$h = 284{,}20 \quad t' = +17{,}9 \quad t = +16{,}6 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2{,}45924 - 10 \quad T' = 2{,}45883$
$\text{Log. } h = 2{,}45362 - 10 \quad t' = 2{,}45183$
$0{,}00700 = u$
$\text{Log. } u = 8{,}84509 + A' = 3{,}62950$
$B = \quad + 9$
$\text{Log. } V' = 2{,}62959$
$C = \quad + 1$
$\text{Log. } X = 2{,}62960$
$x = 426{,}19$ = relative Höhe des Puerto de Canfranc über der Auberge. Absolute Höhe der Auberge = 4316,8 (siehe die folgende Nummer), folglich 4742,9 par. Fuß, = absolute Höhe des Puerto. Aus den beiden Beobachtungen ergiebt sich demnach für den Puerto de Canfranc eine mittlere Höhe von 4711,9 par. Fuß.

15. Bestimmung der Höhe der Auberge de la Paillette.

Beobachtung.

Barom. Canfranc, den 24. Juni, 12 Uhr Mitt.: 303,68
„ Auberge, „ „ „ 9 „ Abds.: 288,28
Temperatur des Quecksilbers in Canfranc: + 19°,2 R.
„ „ „ in der Auberge: + 14,4 „
„ der Luft in Canfranc: + 18,5 „
„ „ „ in der Auberge: + 12,3 „

Berechnung.

H = 303,68 T′ = + 19,2 T = + 18,5 T + t = 30,8
h = 288,28 t′ = + 14,4 t = + 12,3 φ = 43°
Log. H = 2,48241 — 10 T′ = 2,48049
Log. h = 2,45981 — 10 t′ = 2,45837
0,02212 = u
Log. u = 8,34478 + A′ = 3,12979
B = + 9
Log. V′ = 3,12988
C = + 3
Log. X = 3,12991
x = 1348,7 = relative Höhe der Auberge über Canfranc. Folglich 1348,7 + 2968,1 = 4316,8 par. Fuß, = absolute Höhe der Auberge de la Paillette.

16. Bestimmung der Höhe des Puerto de Izas.

Beobachtung.

Bar. Puerto de Canfranc, 25. Juni, $9\frac{1}{4}$ Uhr Morg.: 284,20
„ Puerto de Izas, „ „ $6\frac{1}{2}$ „ Abds: 265,16
Temper. d. Quecksilb. auf dem Puerto de Canfr.: + 17°,9 R.
„ „ „ „ „ Puerto de Izas: + 13,6 „
„ der Luft auf dem Puerto de Canfranc: + 16,6 „
„ „ „ „ „ Puerto de Izas: + 11,4 „

Berechnung.

H = 284,20 T′ = + 17,9 T = + 16,6 T + t = 28,0
h = 265,16 t′ = + 13,6 t = + 11,4 φ = 43°
Log. H = 2,45362 — 10 T′ = 2,45183
Log. h = 2,42350 — 10 t′ = 2,42214
0,02969 = u
Log. u = 8,47261 + A′ = 3,25479
B = + 9
Log. V′ = 3,25488
C = + 3
Log. X = 3,25491
x = 1798,6 = rela-

tive Höhe des Puerto de Izas über dem Puerto de Canfranc. Folglich: 1798,6 + 4711,9 = 6510,5 par. Fuß, = absolute Höhe des Puerto de Izas.

17. Bestimmung der Höhe der Posada in Sallent.

Beobachtung.

Bar. Puerto de Izas,	25. Juni,	$6\frac{1}{2}$ Uhr Abds.:		265,16	
„ Sallent,	26. „	10 „ Morg.:		294,62	
Temperatur des Quecksilb. auf dem Puerto:			+	13°,6	R.
„ „ „ in Sallent:			+	17,5	„
„ der Luft auf dem Puerto:			+	11,4	„
„ „ „ in Sallent:			+	17,4	„

Berechnung.

$H = 294{,}62 \quad T' = +17{,}5 \quad T = +17{,}4 \quad T + t = +28{,}8$

$h = 265{,}16 \quad t' = +13{,}6 \quad t = +11{,}4 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2{,}46926 - 10\ T' = 2{,}46751$

$\text{Log. } h = 2{,}42350 - 10\ t' = 2{,}42214$

$0{,}04537 = u$

$\text{Log. } u = 8{,}65676 + A' = 3{,}43975$

$B = \quad +9$

$\text{Log. } V' = 3{,}43984$

$C = \quad +5$

$\text{Log. } X = 3{,}43989$

$x = 2753{,}5$ = relative Höhe des Puerto de Izas über Sallent. Also $6510{,}5 - 2753{,}5 = 3757{,}0$ par. Fuß, = absolute Höhe der Posada zu Sallent.

18. Bestimmung der Höhe der Posada der Bäder von Panticosa.

Beobachtung.

Barom. Sallent, den 27. Juni, 6 Uhr Morg.: 294,26
„ Panticosa, „ „ „ $1\frac{1}{2}$ „ Nachm.: 282,12
Temperatur des Quecksilbers in Sallent: + 15°,2 R.
„ „ „ „ Panticosa: + 13,4 „
„ der Luft in Sallent: + 15,0 „
„ „ „ „ Panticosa: + 12,6 „

Berechnung.

$H = 294,26 \quad T' = +15,2 \quad T = +15,0 \quad T + t = 27,6$
$h = 282,12 \quad t' = +13,4 \quad t = +12,6 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2,46871 - 10 \; T' = 2,46719$
$\text{Log. } h = 2,45043 - 10 \; t' = 2,44909$

$0,01810 = u$

$\text{Log. } u = 8,25767 + A' = 3,03964$
$B = +9$

$\text{Log. } V' = 3,03973$
$C = +2$

$\text{Log. } X = 3,03975$
$x = 1095,8$ = relative Höhe der Posada der Bäder von Panticosa über der von Sallent. Folglich 1095,8 + 3757,0 = 4852,8 par. Fuß, = absolute Höhe der Bäder von Panticosa.

19. Bestimmung der Höhe der Fuente del Estòmago.

Beobachtung.

Barom. Posada der Bäder, 27. Juni, $1\frac{1}{2}$ Uhr: 282,12
„ Fuente del Estòmago, „ „ $4\frac{1}{2}$ „ 279,30
Temperatur des Quecksilbers in der Posada: + 13°,4 R.
„ „ „ an der Fuente: + 15,6 „
„ der Luft in der Posada: + 12,6 „
„ „ „ an der Fuente: + 15,0 „

Berechnung.

H = 282,12 T' = + 13,4 T = + 12,6 T + t = 27,6
h = 279,30 t' = + 15,6 t = + 15,0 φ = 43°
Log. H = 2,45043 — 10 T' = 2,44909
Log. h = 2,44607 — 10 t' = 2,44451
0,00458 = u
Log. u = 8,66086 + A' = 2,44263
B = + 9
Log. V' = 3,44272
C = + 1
Log. X = 2,44273
x = 277,16 = relative Höhe der Fuente del Estòmago über die Posada. Folglich 277,16 + 4852,8 = 5129,9 par. Fuß, = absolute Höhe der Fuente del Estòmago.

20. Bestimmung der Höhe der Punta de Machimaña.

Beobachtung.

Bar. Posada der Bäder, 28. Juni, $6\frac{1}{2}$ Uhr Morg.: 281,42
„ Punta de Machimaña, „ „ $12\frac{3}{4}$ „ Mitt.: 246,40
Temperatur des Quecksilbers in der Posada: + 12°,5 R.
„ „ „ auf der Punta: + 10,0 „
„ der Luft in der Posada: + 12,0 „
„ „ „ auf der Punta: + 6,8 „

Berechnung.

H = 281,42 T' = + 12,5 T = + 12,0 T + t = + 18,8
h = 246,40 t' = + 10,0 t = + 6,8 φ = 43°
Log. H = 2,44935 — 10 T' = 2,44810
Log. h = 2,39164 — 10 t' = 2,39064
0,05746 = u
Log. u = 8,75936 + A' = 3,53209
B = + 9
Log. V' = 3,53218
C = + 7
Log. X = 3,53225
x = 3406,1 = rela=

tive Höhe der Punta über den Bädern. Folglich 3406,1 + 4852,8 = 8258,9 par. Fuß, = absolute Höhe der Punta de Machimaña.

21. Bestimmung der Höhe der Laguna de Zaraguala.

Beobachtung.

Bar. Posada d. Bäder v. Pantic., 28. Juni, 6½ Uhr Morg.: 281,42

„ Laguna de Zaraguala, 28. Juni, 2½ Uhr Nchm.: 262,00

Temperatur des Quecksilbers in der Posada:	+ 12°,5	R.
„ „ „ bei der Laguna:	+ 11,0	„
„ der Luft in der Posada:	+ 12,0	„
„ „ „ bei der Laguna:	+ 9,2	„

Berechnung.

$H = 281,42 \quad T' = +12,5 \quad T = +12,0 \quad T + t = +21,2$

$h = 262,00 \quad t' = +11,0 \quad t = +9,2 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2,44935 - 10\, T' = 2,44810$

$\text{Log. } h = 2,41830 - 10\, t' = 2,41720$

$0,03090 = u$

$\text{Log. } u = 8,48995 + A' = 3,26515$

$B = +9$

$\text{Log. } V' = 3,26524$

$C = +3$

$\text{Log. } X = 3,26527$

$x = 1842,0$ = relative Höhe der Laguna über den Bädern. Folglich 1842,0 + 4852,8 = 6694,8 par. Fuß, = absolute Höhe der Laguna de Zaraguala.

22. Bestimmung der Höhe der Laguna de los Baños.

Beobachtung.

Barom. Ufer der Laguna, 28. Juni, $5^3/_4$ Uhr Abds.: 282,00
„ Posada der Bäder, „ „ 7 „ „ 281,80
Temperatur des Quecksilbers bei der Laguna: + 12°,1 R.
„ „ „ in der Posada: + 12,6 „
„ der Luft bei der Laguna: + 10,8 „
„ „ „ in der Posada: + 11,4 „

Berechnung.

$H = 282{,}00 \quad T' = +12{,}1 \quad T = +10{,}8 \quad T + t = +22{,}2$
$h = 281{,}80 \quad t' = +12{,}6 \quad t = +11{,}4 \quad \varphi = 43^0$
Log. H = 2,45024 — 10 T' = 2,44903
Log. h = 2,44994 — 10 t' = 2,44866
0,00037 = u
Log. u = 8,56820 + A' = 1,34444
B = + 9
Log. V' = 1,34453
C = + 0
Log. X = 1,34453
x = 22,1 = relative

Höhe der Posada über der Laguna. Folglich 4852,8—22,1 = 4830,7 par. Fuß, = absolute Höhe der Laguna.

23. Bestimmung der Höhe von Biescas.

Beobachtung.

Bar. Panticosa (Posada), 29. Juni, 6 Uhr Morg.: 281,80
„ Biescas (Posada), „ „ 1 „ Mitt.: 309,16
Temperatur des Quecksilbers in Panticosa: + 12°,7 R.
„ „ „ „ Biescas: + 19,5 „
„ der Luft in Panticosa: + 11,8 „
„ „ „ „ Biescas: + 18,3 „

Berechnung.

H = 309,16 T' = + 19,5 T = + 18,3 T + t = + 30,1
h = 281,80 t' = + 12,7 t = + 11,8 φ = 43°
Log. H = 2,49018 — 10 T' = 2,48823
Log. h = 2,44994 — 10 t' = 2,44867
0,03956 = u
Log. u = 8,59725 + A' = 3,38156
B = + 9
Log. V' = 1,38165
C = + 4
Log. X = 1,38169
x = 2408,2 = relative Höhe der Posada der Bäder von Panticosa über Biescas. Folglich 4852,8 — 2408,2 = 2444,6 par. Fuß, = absolute Höhe von Biescas.

24. Bestimmung der Höhe des neuen Klosters von San Juan de la Peña.

Beobachtung.

Barom. Jaca, den 2. Juli, $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens: 311,72
" S. Juan de la Peña, 2. Juli, 12 Uhr Mitt.: 298,22
Temperatur des Quecksilbers in Jaca: + 16°,8 R.
" " " im Kloster: + 15,9 "
" der Luft in Jaca: + 16,4 "
" " " im Kloster: + 14,7 "

Berechnung.

H = 311,72 T' = + 16,8 T = + 16,4 T + t = + 31,1
h = 298,22 t' = + 15,9 t = + 14,7 φ = 43°
Log. H = 2,49376 — 10 T' = 2,49208
Log. h = 2,47453 — 10 t' = 2,47294
0,01914 = u
Log. u = 8,28194 + A' = 3,06726
B = + 9
Log. V' = 3,06735
C = + 2
Log. X = 3,06737
x = 1167,8 = rela-

tive Höhe des Klosters über Jaca. Folglich 1167,8 + 2265,0 = 3432,8 par. Fuß, = absolute Höhe von San Juan de la Peña.

25. Bestimmung der Höhe der Venta de Fontezones.

Beobachtung.

Barom. Jaca, den 5. Juli, $5^1/_4$ Uhr Morgens:			312,44
„ Venta, „ „ „ 2 „ Nachmitt.:			306,36
Temperatur des Quecksilbers in Jaca:		+ 18°,5	R.
„ „ „ in der Venta:		+ 24,8	„
„ der Luft in Jaca:		+ 17,8	„
„ „ „ in der Venta:		+ 24,0	„

Berechnung.

$H = 312{,}44 \quad T' = +18{,}5 \quad T = +17{,}8 \quad T + t = +41{,}8$

$h = 306{,}36 \quad t' = +24{,}8 \quad t = +24{,}0 \quad \varphi = 43^0$

$\text{Log. } H = 2{,}49476 - 10 \quad T' = 2{,}49291$

$\text{Log. } h = 2{,}48623 - 10 \quad t' = 2{,}48375$

$0{,}00916 = u$

$\text{Log. } u = 8{,}96189 + A' = 3{,}75789$

$B = \quad + 9$

$\text{Log. } V' = 2{,}75798$

$C = \quad + 1$

$\text{Log. } X = 2{,}75799$

$x = 572{,}79$ = relative Höhe der Venta über Jaca. Folglich 572,79 + 2265,0 = 2837,79 par. Fuß, = absolute Höhe der Venta de Fontezones.

II.

Ein baskisches Lied.

Um meinen Lesern einen Begriff von dem Klange und zugleich von der völligen Verschiedenheit der baskischen Sprache von allen andern Sprachen Europa's beizubringen, erlaube ich mir, ein baskisches Lied sowohl im Urtext, als in Uebersetzung beizufügen. Die Uebersetzung ist wörtlich nach der Uebertragung in's Castilianische gemacht worden, welche ein junger, mir befreundeter Baske, Don Florentino de Zavala aus Tolosa, gegenwärtig in Freiberg, mir zu liefern die Güte gehabt hat.

Ich habe das Lied selbst aus Guipuzcoa mitgebracht. Es ist ein Hymnus, welcher von den Gärtnern der Gegend von San Sebastian am Carnevalssonntage 1850 bei ihrem feierlichen Aufzuge in San Sebastian nach einer alten baskischen Melodie abgesungen wurde. Noch will ich erwähnen, daß Zortzicoa eine rhythmische Benennung ist, der gewöhnliche Name der baskischen Lieder. Dieses Wort kommt von zortzico, acht, her und bedeutet ein aus achtzeiligen Strophen zusammengesetztes Gedicht.

I.

Zortzicoa.

Gaindu dedien festa
Baratzetacoa,
Berriro moldatua
Degu zortzicoa:
  Euscaldunaren canta
  Antziñetacoa,
  Itz neurtu egoquia
  Biotz gurecoa.

Zum Festaufzug der Gärtner
In San Sebastian's Gassen,
Ist neu hier componiret
Von uns der Zortzico:
  Der Lobgesang der Basken
  Seit undenklichen Zeiten,
  Die wahre, reine Sprache
  Aus unseres Herzens Grund.

Donostiaco festa
Iñautericoac,
Dira igusgarriac
Eta beticoac:
  Gaur aguertzen dizute
  Gazte bertacoac,
  Plazan eguiten lanac
  Baratzetacoac.

Das Fest zu San Sebastian
Zur Zeit des Carnevales
Ist werth, gesehn zu werden,
Und war es immerdar:
  Heut zeigen uns die Schönen
  Des heimathlichen Landes
  Im Festzug auf dem Platze
  Der Gärten Früchteschmuck.

Gurdiaren gañean
Gure ama Flora,
Eder, pamparroi dago
Igoa jargoira:
  Ninfa biren erdian
  Eguiten dembora,
  Laster uda berrian
  Joateco campora.

Hoch oben auf dem Wagen
Steht unsere Mutter Flora,
Im Schmuck der Schönheit, thro-
nend
Stolz auf der Jargoira*):
  Geleitet von zwei Nymphen
  Bringt sie die Zeiten wieder,
  Wo in des Lenzes Schmucke
  Das Feld zur Arbeit ruft.

*) Jargoira wird von den Basken eine Art von Thronsessel genannt, auf welchen bei Prozessionen die Heiligenbilder gestellt werden.

Gure emacumeac
Nor bere aldian,
Oituac gu becela
Neque icerdian:
Laguntzalle ditugu
Joan dan aspaldian,
Baratzaco lanetan
Dembora guztian.

Gaur polita badago
Baratza gurea,
Guerora egongo da
Oraindic obea:
Belar ona naiqueran,
Auqueran lorea,
Usaya gozo eta
Eder colorea

Nagusi, echecoandre,
Baratz lanecoac,
Ditugu aguintari
Demboretacoac:
Biac guztiz azcarrac
Eta jaquintsuac,
Beren aurtasunetic
Nequean oituac.

Beraquin icasiac
Baratza lanetan,
Gueroc aitortzen degu,
Ez gaude damutan:
Esquer onez beteac,
Edocein lecutan,
Oroituco guerade
Gure egunetan.

Da stehn an unsrer Seite
Uns helfend unsre Frauen,
Gleich uns gewöhnt an Mühe
Und Schweiß der Feldarbeit:
Sie sind uns stets Gesellschaft
Vom Morgen bis zum Abend,
Bei unsrer Gartenarbeit
Das ganze Jahr hindurch.

Wenn heut schon unsere Gärten
Recht hübsch und nett aussehen,
So werden sie noch besser
In späterer Jahrszeit sein:
Dann kann man nach Belieben
Sich wählen Flora's Gaben,
Der Blumen süße Düfte
Und bunten Farbenschmelz.

Der Hausherr und die Hausfrau,
Sie leiten unsre Arbeit,
Wie in der Basken Lande
Es immer Sitte war:
Sie beide sind sehr munter
Und scheuen keine Mühe,
Weil sie seit ihrer Kindheit
Daran gewöhnet sind.

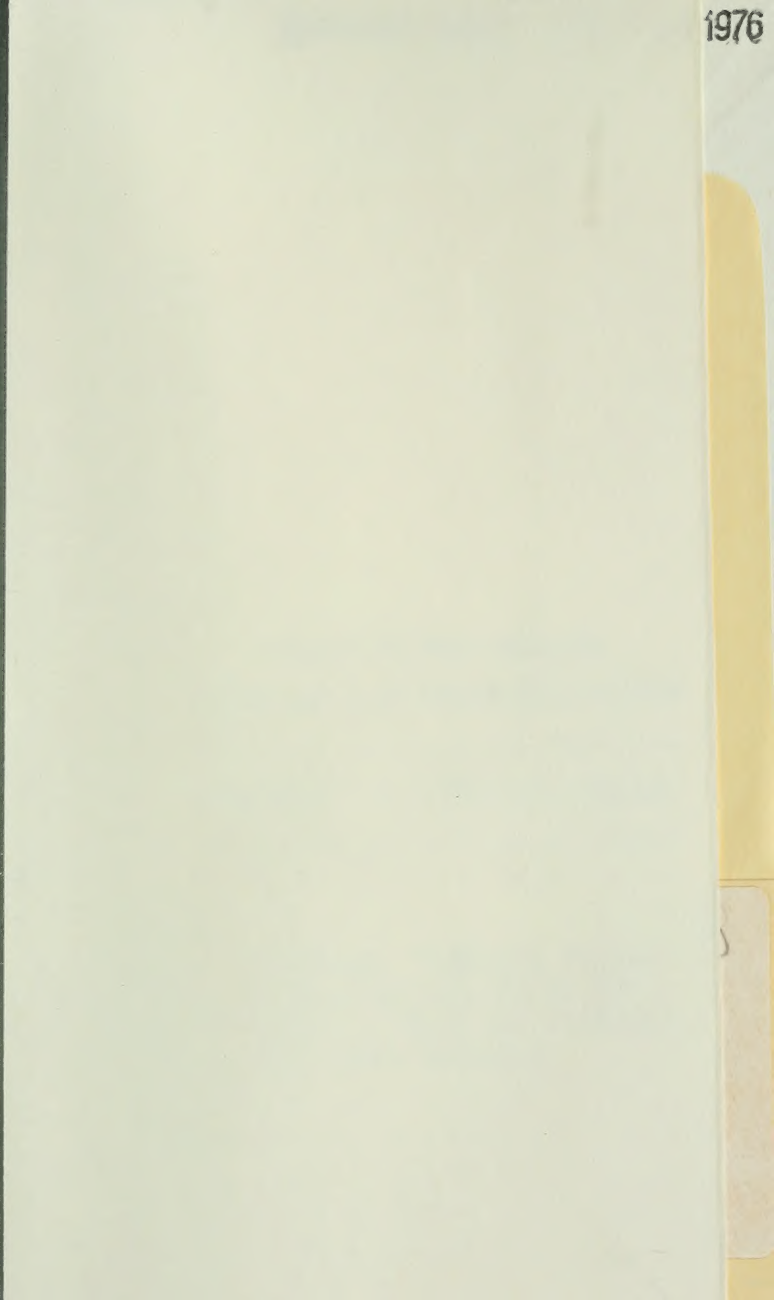
Von ihnen unterrichtet
In aller Gartenarbeit,
Verdrießt uns nicht die Mühe,
Das Land selbst umzugraben:
Von Dankbarkeit erfüllet
Woll'n wir zu allen Zeiten
An unsre Arbeitstage
Gedenken immerdar.

Onelaco gayaquin	Bei solchen Eigenschaften
Erraza da lana,	Wird leicht ja alle Arbeit:
Icasi nai duena	D'rum, wer sie will erlernen,
Betor guregana:	Der tret' in unsere Reihen:
Alfer eta naguia	Wer nicht die Arbeit scheuet
Ez bada guizona,	Und nicht den Lüsten fröhnet,
Emen arquituco du	Der kann in unsrem Lande
Billatzen duena.	Erlangen, was er braucht.

Coroa.	Chor.
Aurten iñanterico	So kommen denn die Gärtner
Festa egunean	Erfüllt mit frohem Muthe
Gaude baratzquilleac	Auch dies Jahr zu den Festen
Naiquera betean:	Des Carnevales her:
Soñu eta cantaquin	Musik, Gesang ertöne
Humore onean	In ländlich froher Weise!
Aitzurtzen eta dantzan	Wir graben und wir singen
Dembora berean.	Ja stets zu gleicher Zeit.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.


1976


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 09 25 08 013 0